Digitized by the Internet Archive
in 2024

https://archive.org/details/nacheinemlangent0000loui

LOUIS BROMFIELD

NACH EINEM LANGEN TAG

MRS. PARKINGTON

ROMAN

IM BERTELSMANN LESERING

Einzig autorisierte Übertragung
aus dem Amerikanischen
Titel des Originals: »Mrs. Parkington«

Lizenzausgabe für den Bertelsmann Lesering
mit Genehmigung des Alfred Scherz Verlages, Bern und Stuttgart
Einbandentwurf S. Kortemeier und Gerhard Ulrich
Gesamtherstellung Mohn & Co GmbH, Gütersloh
Printed in Germany · Buch Nr. 192

1

Draußen fiel der Schnee in dichten, nassen Flocken; die Geräusche von Park Avenue drangen nur gedämpft und wie aus weiter Ferne durch die zugezogenen Vorhänge. Mrs. Parkington saß vor ihrem Spiegel, neben sich eine kleine Flasche Champagner, und dachte, wie nett es sei, dieses Jahr wirklich einmal weihnachtlich Weihnachten zu feiern. Gewiß, morgen würde der Schnee in verrußten Matsch verwandelt sein, und die Riesenmaschinen, die der betriebsame Bürgermeister angeschafft hatte, würden ihn zusammenschaufeln und zum North River abschleppen; aber Schnee – der bloße Gedanke an Schnee – war eine Wonne. Allein dem weichen Spiel der Flocken im Lichtkreis der Straßenbeleuchtung zu folgen, hatte etwas Beglückendes. Und Erinnerungen rief er wach, uralte Erinnerungen an Zeiten, da Schnee nicht eine lästige Angelegenheit für New York bedeutete, sondern das Signal für fröhliche Schlittenfahrten und Wettrennen im Park; damals zog helles Schlittengeläute durch die ganze Stadt. Gus, ihr Gatte, hatte Segelregatten vorgezogen; das entsprach seiner vollblütigen Natur. Wenn man vierundachtzig war, bei guter Gesundheit und lebendigen Geistes, dazu jeden Abend vor dem Essen ein Viertel Lanson trank, konnte man wohl Erinnerungen haben, die weit, weit zurückreichten. Verwitwete alte Damen pflegen allgemein über einen reichen Schatz von Erinnerungen zu verfügen, doch Erinnerungen so voller Romantik und Abenteuer wie die Mrs. Parkingtons waren selten.

Sie war damit beschäftigt, ihr Haar zu ordnen und die Wellen genau so zu legen, wie es sich gehörte. Zeitlebens hatte sie sich selber frisiert, und sie hegte nicht die Absicht, dies nun, mit vierundachtzig Jahren, anderen zu überlassen. Vor zehn Jahren hatte sie sich das Haar schneiden lassen, nicht so sehr der Mode halber als deshalb, weil es praktisch war und leichter zu frisieren. Sie verabscheute unordentliche Frauenzimmer und fand, daß im Nacken herunterhängende Haarsträhnen Rückschlüsse auf einen schwachen, unordentlichen Charakter zuließen.

Sie trank den letzten Rest ihres Fläschchens aus und rief dann unvermittelt: »Mattie! Mattie!«

Auf ihren Ruf tauchte aus dem angrenzenden Schlafzimmer die beleibte Gestalt einer Frau Ende Sechzig auf. Es war eine merkwürdig rundliche Gestalt wie die Stehaufmännchen, die sich immer wieder aufrichten, sooft man sie auch umwirft. Tatsächlich glich Mattie in mehr als einer Hinsicht jenem Spielzeug. Das Gesicht war plump und rund und mit einer Stupsnase geziert, das graue Haar tief im Nacken zu einem strengen Knoten gefaßt. Sie war adrett in Grau gekleidet; das Kleid hatte vorne eine Reihe Knöpfe, und der Rock war weit und faltenreich. Schwedin von Geburt und durchaus keine alltägliche Person, war sie Masseuse, Coiffeuse, Sekretärin und Freundin und wußte, nach einundvierzig Jahren engsten Zusammenlebens, mit beängstigender Präzision Bescheid über jede Kleinigkeit in Mrs. Parkingtons Existenz.

»Ja, Mrs. Parkington?«

»Sag Taylor, er soll noch eine kleine Lanson bringen.«

Einen Augenblick lang sah Mattie ihre Herrin schweigend an. Dann meinte sie: »Glauben Sie, daß das klug ist, Mrs. Parkington? Wenn Sie zum Dinner Wein trinken, werden Sie morgen schrecklich viel Magensäure haben. Wie eine Essigflasche.«

Mrs. Parkington lachte. »Ich werde zum Essen keinen Wein trinken. Tu, wie ich gesagt habe.«
»Wie Sie wollen, Mrs. Parkington, aber beklagen Sie sich morgen nicht bei mir. Sie wissen ja, wie Sie sich am Tag nach Weihnachten immer fühlen.«
Die alte Dame antwortete nicht, und Mattie entfernte sich; bald darauf erhob sich Mrs. Parkington von ihrem Frisiertisch und ging in ihr kleines privates Wohnzimmer hinüber. Sie war von zierlicher, sehr aufrechter Gestalt und hatte außerordentlich hübsche Hände und Füße. Ihr schwarzes Abendkleid war reich mit schwarzen Spitzen verziert, um ihren dünnen Hals, die schmächtigen Schultern und die blaugeäderten Handgelenke zu verhüllen. Ihre außergewöhnlich strahlenden blauen Augen schienen wie kleine Bergseen im Sonnenglanz.
Das Wohnzimmer war klein und vollgepfropft mit Möbeln; viele Bücher, Fotografien und Nippsachen standen auf zierlichen Tischen herum. Alle diese Gegenstände waren offenbar kostspielig, die meisten von unleugbarer Häßlichkeit, aber sie hing an jedem einzelnen von ihnen. Als sie ihr großes Haus geräumt hatte, um dem Fortschritt in Form eines siebzigstöckigen Wolkenkratzers Platz zu machen, hatte sie für das, was Mattie ihr »Buduwar« nannte, alles zusammengetragen, was sie, wegen der damit verknüpften glücklichen oder sentimentalen Erinnerungen, um sich zu behalten wünschte. Das Ergebnis war dieser überfüllte und doch traulich-warme Raum. Da gab es Dinge, die in den achtziger und neunziger Jahren die »gemütliche Ecke« gebildet hatten, Gegenstände, die bei Jachtfahrten im Mittelmeer oder im Fernen Osten gesammelt worden waren, zwei schauerlich-schöne vergoldete Stühle, die ihr vor sechzig Jahren, zu einer Zeit, da sie noch nichts davon verstand, ein Händler für teures Geld als »echt« aufgeschwatzt hatte; viele Bücher, meist unbekannte oder vergessene französische und

englische Romane, die sie nicht ihrer literarischen Qualitäten wegen, sondern aus irgendeiner Laune, aus einem rein äußerlichen Anlaß gekauft hatte; eine Chaiselongue; ein langer Spiegel in verziertem Rahmen; unzählige Fotografien von Segelfahrten und Picknicks in Newport, von Jagdpartien in Schottland und Österreich. Es waren fast alles Gruppenaufnahmen, als hätte sich ihr ganzes Leben in Gesellschaft abgespielt. Dazwischen ein paar vereinzelte Porträtaufnahmen – eine von »Major« Parkington, ihrem verschiedenen Gatten, je eine ihrer beiden verstorbenen Söhne, Eddie und Herbert, eine von ihrer Tochter, der Herzogin; ein signiertes Porträt von Eduard VII. als Prinz von Wales und eines der Prinzessin. Auf ihrem Schreibtisch stand, wie eine wertvolle Miniatur in einem Rahmen aus Onyx und Diamanten, ein sehr vergilbtes und vom Alter trüb gewordenes Daguerreotyp: ein grobknochiger Mann neben einer kleinen, hübschen Frau stehend; seine Hand ruhte auf ihrer Schulter, und sie trug ein strenges schwarzes Kleid mit weißem Spitzenkragen. Unter dem Bild war in verblaßten Goldlettern zu lesen: »*Forsythe and Wicks, Portraits, Leaping Rock, Nevada.*« Und dann war da noch eine kleine altmodische Fotografie in Onyx- und Diamantenrahmen, die von ganz besonderer Bedeutung schien; sie stellte eine eher häßliche, aber äußerst elegante, sehr aufrecht sitzende Frau dar. Quer über das Bild lief in verblichener Tinte die Aufschrift: »*à ma chère amie Susie – Aspasie.*«

Ihre Enkelin Madeleine – dieselbe, die sich zum dritten Gatten einen Cowboy auserkoren hatte – behauptete, das Wohnzimmer gliche einer Hamsterhöhle, aber darüber lachte Mrs. Parkington nur, denn erstens bekamen nur sehr wenige Menschen ihr Heiligtum zu sehen, und außerdem lagen die Zeiten, da Spott und Mißbilligung sie zu berühren vermochten, weit, weit hinter ihr. Ihr Wohnzimmer war ihr

eigenster Raum; dorthin zog sie sich zurück, wenn sie allein zu sein wünschte, fern aller Unruhe der Zeit, allein in der Wärme alter Erinnerung an die Tage, da noch alles licht und froh war und die Welt keine Not zu kennen schien.

Als sie ihr Wohnzimmer betreten hatte, schritt sie geradewegs vor den langen Spiegel und betrachtete sich eingehend darin. Seit langem war der alte Spiegel mit Streifen und Flecken überzogen, doch sie hatte ihn nie neu belegen lassen. Jetzt schien es die Mühe nicht mehr zu lohnen; sie selbst würde er noch überleben, und später würde ihn kein Mensch wollen. Es war nicht einer jener Spiegel, deren Wert mit dem Alter zunimmt; er war ganz einfach häßlich, und kein Mensch würde ihn jemals kaufen, außer als Rarität; so wie gewisse Leute häßliche viktorianische Dinge kauften, weil es Mode war und als fein galt.

Komische Sache, die Mode! In ihrem langen Leben hatte sie unzählige Moden kommen und gehen sehen, in Möbeln, Architektur und Kleidern. Um einiges, das verschwunden war, tat es ihr leid, aber im großen ganzen fand sie doch, daß der Geschmack der Amerikaner sich unendlich gebessert hatte; die heutige Mode empfand sie nicht nur als schön, sondern ebensosehr als praktisch und einfach.

Sie stand ein Weilchen vor dem fleckigen Spiegel, betrachtete ihr Bild und dachte: Du bist alt und welk, aber du hast der Zeit besser getrotzt als der Spiegel. Wir haben beide mancherlei gesehen. Und das ist etwas, wofür wir beide dankbar sein sollten.

Das alte Gesicht war unsagbar runzlig, und zahllose Fältchen hatte das Leben, das manchmal leichtsinnig, manchmal vernünftig, immer aber extravagant gelebte Leben darein gegraben; die Extravaganz allerdings war nicht ihre Schuld, dachte sie. Es war immer so viel Geld dagewesen, so viel, daß es aufgehört hatte, einen Wert zu haben. Sie hatte stets alles bekommen, was sie sich wünschte, sie brauchte es nur aus-

zusprechen. Heutzutage sagte man wohl, dieser oder jener sei reich, aber niemand hatte mehr eine Ahnung von Reichtum, wie ihn der Major gekannt hatte. Es war ein unschätzbarer, unvorstellbarer Reichtum gewesen; keine Einkommensteuer fraß das Geld auf, bevor es nur zu einem gelangte; man brauchte nicht mühsam zu überlegen, wie man die Steuern zahlen und sich dennoch alle Wünsche erfüllen könnte.

Sie war auch jetzt noch eine sehr reiche alte Dame, und da sie mit zunehmendem Alter immer weniger Verlangen nach Luxus und äußerem Aufwand gehabt hatte, war sie in gewissem Sinne noch so reich wie früher. Weniger Geld zu besitzen hatte auch sein Gutes; es hatte ihr unter anderem den Vorwand gegeben, ihr sinnloses Riesenschloß loszuwerden, das mitten unter den Wolkenkratzern und Warenhäusern der Fifth Avenue stand, ohne Baum noch Strauch, ohne auch nur ein Hälmchen Gras in der Nähe. Der Major hatte gewünscht, sie sollte bis an ihr Lebensende darin wohnen und nach ihr die Kinder, aber er war gestorben, bevor er sehen konnte, wie die Welt sich wandelte. Er hatte nicht lange genug gelebt, um dieses neue Amerika zu sehen, dessen Gesetze ihn wohl lebenslänglich ins Zuchthaus gebracht hätten für Dinge, die zu seiner Zeit als »Taten im Dienste der Entwicklung des Landes« gerühmt worden waren. Sie gab sich keinen Illusionen über ihren Gatten hin. Er hatte ein Riesenvermögen zusammengebracht und war im Innersten zeitlebens ein Räuber geblieben. Sie sagte sich, daß es ihm zu seiner Zeit, als so viele seinesgleichen in Amerika lebten, gar nie zum Bewußtsein gekommen sein mochte, daß er ein Dieb war, ein Schwindler und Bauernfänger.

Es klopfte, und Mattie trat ein. Wie lebende Bündel seidener Federn huschten Bijou und Mignon, die Pekinesen, jagend und bellend unter ihren Röcken herum. Gleich hinter ihr

erschien Taylor, auf silbernem Tablett noch eine Viertelflasche Champagner und ein Glas tragend. Er sah wie immer so würdevoll aus, daß er fast grimmig wirkte. Auch er war schon lange Zeit bei ihr, so lange, daß seine grimmige Würde sie manchmal zum Lachen reizte, wenn man bedachte, wie vertraut sie doch eigentlich waren. Aber sie wagte doch nie, ihn auszulachen, denn sie wußte, daß kein Vorwurf ihn tiefer hätte verletzen können. Taylor bewegte sich in einem ganz bestimmten Lebensrahmen, in dessen Grenzen sich zu halten ihm allein möglich erschien. Er war Engländer – doch selbst in England begannen altehrwürdige Rahmen Risse zu kriegen.

Er stellte das Tablett auf ein Tischchen neben der Chaiselongue, und sie sagte: »Danke, Taylor.«

Er blieb stocksteif stehen, als mißbilligte er, wie Mattie, diese zweite kleine Flasche. »Ist das alles, Madam?«

»Alles. Ist noch niemand gekommen?«

»Nein, Madam.«

»Ich werde gleich hinuntergehen, um nach den Blumen zu sehen.«

»Ich glaube, sie sind ganz gut verteilt, Madam.«

»Zweifellos. Aber die Blumenhändler machen das immer zu steif und vollkommen.«

»Wie Sie meinen, Madam.«

Das war eine alte Geschichte – mit den Blumen. Wie Taylor hatte auch der Blumenhändler eine engstirnige Lebensauffassung, von der er niemals abzubringen war. Das sah man seinen Blumen an. Man sah an der Art, wie er die Blumen zusammenstellte, daß er ein vulgärer Mensch sein mußte, ein Mann ohne feineres Empfinden. Für Blumen hatte er jedenfalls kein Gefühl. Er zielte nur auf »reiche Effekte«. Auch Taylor war so. Taylor hatte sich niemals damit abfinden können, daß man den Pomp und die Gewichtigkeit des großen Hauses aufgegeben hatte. Das Vulgärsein, diese

besondere Form der Gewöhnlichkeit, dachte Mrs. Parkington, war ein seltsames Ding, einfach und vielfältig zugleich. Es gab Menschen, die so geboren wurden. Viele von ihnen lehrte dann die Erfahrung erkennen, was es mit dieser Gewöhnlichkeit auf sich habe, und dann verfeinerten sie sich nach und nach. Aber die meisten Menschen waren gewöhnlich von Geburt an und blieben es auch bis an ihr Lebensende. Es gab zudem so viele Abarten von Gewöhnlichkeit; Prahlerei zum Beispiel und Heuchelei, falsche Bescheidenheit und Anmaßung ... aber darüber würde sie ein andermal nachdenken. Sie selbst schätzte schlichte Natürlichkeit. Natürliche Menschen verfielen nie in die unverzeihliche Sünde anmaßender Überheblichkeit.

Nun würden ihre Gäste gleich kommen, und sie wünschte sie bei ihrer Ankunft zu empfangen. Sie war ihr Leben lang pünktlich gewesen, immer hatten ihre Gäste sie vor dem Kamin stehend vorgefunden, bereit, sie willkommen zu heißen. Gute Manieren und Pünktlichkeit waren ihr äußerst wichtig; das hatte das Leben sie gelehrt. Nur ein außerordentlich schöner Mensch oder ein Genie durfte sich gestatten, nachlässig zu sein; eine andere Entschuldigung gab es nicht. Und selbst das war keine sehr gute Entschuldigung.

Sie nahm neben dem Tablett Platz, während Mattie, mit der Geschicklichkeit eines Kellners im Ritz Paris, den Champagner einschenkte. Mattie war wirklich eine außergewöhnliche Frau. Gewandt in allen Lebenslagen.

Die beiden Pekinesen sprangen auf Mrs. Parkingtons Schoß und leckten ihre Hände; ein Schimmer von Zärtlichkeit huschte über das runzlige Gesicht der alten Dame, während sie sekundenlang die Tierchen streichelte. Die meisten Menschen mochten Pekinesen nicht leiden, hauptsächlich Männer, aber das kam daher, daß sie sie nicht verstanden; sie begriffen nicht, daß ihr Mut, ihre Würde und Wichtig-

tuerei zu groß waren für ihren kleinen Körper, so daß sie, wie etwa kleine Menschen im gleichen Mißverhältnis, meist nur als zu ungestüm und lästig empfunden wurden.
Sie sah zu Mattie auf und sagte: »Nimm du dieses Glas, Mattie, und geh mir meines aus meinem Ankleidezimmer holen.«
Aus ihren blauen nordischen Augen sah Mattie sie mißbilligend an.
»Sie wissen, daß ich nie Champagner trinke, Madam.«
Die alte Dame lachte. »Nun, heute abend wirst du es eben tun. Es ist Heiligabend. Wir wollen wie alte Freunde zusammen anstoßen, und ich will keine Dummheiten hören.«
Mattie antwortete nicht, sondern ging ruhig das andere Glas holen. Sie meint wahrscheinlich, ich werde kindisch, dachte Mrs. Parkington, und vielleicht hat sie recht. Aber das tut nichts. Sie würde auch das auf sich nehmen, wie so manches andere.
Als Mattie zurückkehrte, erhoben sie ihre Gläser, und Mrs. Parkington sagte: »Fröhliche Weihnacht und ein gutes neues Jahr.« Während sie trank, dachte sie: Vielleicht bin ich nächstes Jahr nicht mehr hier. Sie dachte es ohne Furcht noch Bedauern. Der Gedanke an den Tod konnte sie heute nicht mehr beunruhigen als die Erinnerung an die Tragödien, die sie in ihrem langen Dasein miterlebt hatte. Sie hatte mehr als ihr Maß davon bekommen, so viele und so heftige Tragödien, daß die Leute manchmal meinten, sie müsse eine herzlose Frau sein, um das alles überlebt zu haben. Das war nur Unverstand; sie wußten nicht, daß sie durch all das Leid zur Weisheit und zum Frieden gereift war. Gerade heute, an diesem Christabend, war sie gerne bereit zu sterben, aber ein unbestimmtes Gefühl sagte ihr, daß sie wohl noch weiterleben müsse, weil neues Unglück im Anzug war. Das war ihr nichts Unbekanntes – diese Art Vorahnung. Sie hatte das schon früher gehabt, manches

Mal seit dem ersten vor undenklich langer Zeit, als sie plötzlich gewußt hatte, daß es nutzlos sei, nach ihren Eltern zu suchen, weil sie bereits tot waren. Ihre Vorahnungen waren nahezu unfehlbar.

Sie stellte das Glas rasch ab und sagte: »So ist es nun, Mattie. Wieder einmal Weihnachten fast vorüber.« Sie trat an ihren Tisch, öffnete ihren Schmuckkasten und entnahm ihm ihr Diamantenkollier. »Hier, Mattie, mach es fest«, sagte sie, »es wird mich aufmuntern heute abend.«

Sie bedurfte des Halsbandes, wie sie des Extra-Glases Champagner bedurft hatte. Die Aussicht, die ganze Familie empfangen zu müssen, bedrückte sie. Jeden einzelnen konnte sie ertragen, aber alle zusammen waren ihr ein Schrecken, alle, ausgenommen Janie, ihre Urenkelin. Die anderen waren langweilig, stumpfsinnig, unerträglich. Lieber Gott, wie graute ihr davor! Ihre Enkelin Madeleine brachte sie ja wohl manchmal zum Lachen; Madeleine, mit all ihren Ehemännern und nun mit ihrem Cowboy, war gewöhnlich und sinnlich – als wäre der Major in Frauenkleidern neu erstanden.

Nun müßte sie alle wieder über sich ergehen lassen, bei dieser seit dreißig Jahren sich wiederholenden Weihnachtsfeier. Sie war ihrer Nachkommenschaft überdrüssig und deren Nachkommen und der Nachkommen Nachkommenschaft. Sie hatte sich seit langem innerlich von ihnen distanziert, als wären sie nur mit einem dünnen Faden mit ihr verbunden, den sie jederzeit zerschneiden konnte, um ihre Freiheit wiederzuerlangen.

Nachdem Mattie ihr die Halskette umgelegt hatte, sagte sie: »Halt die Hunde hier oben zurück, Mattie, sie machen die Herzogin nervös.«

Mattie sagte: »Wie Sie wünschen, Madam.« Und fügte unvermittelt hinzu: »Wie geht es der Frau Herzogin, Madam? Ich habe sie lange nicht gesehen.«

»Unverändert.«
Es war eigentümlich, daß sowohl sie selbst als auch Mattie und die ganze Familie ihre Tochter Alice immer noch Herzogin nannten, obwohl sie nach der Scheidung vom Herzog noch zweimal verheiratet gewesen war ... wahrscheinlich weil Alice, selbst wenn sie zuviel getrunken hatte, immer Haltung bewahrte ... eine Art leere, sinnlose, tragische Würde. Sie war sozusagen ein Zeitdokument aus den neunziger Jahren, als reiche Amerikanerinnen verarmte Fürsten zu heiraten pflegten.
Mit einem Seufzer schritt Mrs. Parkington durch die Tür, welche Mattie für sie geöffnet hielt. Die Dienerin schloß die Tür nicht sofort wieder, sondern blieb auf der Schwelle stehen und wartete, bis ihre Herrin den Aufzug erreicht und die Tür hinter sich zugemacht hatte. Sie blieb noch angestrengt lauschend stehen, bis sie den Aufzug zwei Stockwerke tiefer anhalten hörte und Taylor die Aufzugstür öffnete. Dann kehrte sie in das Boudoir zurück, richtete das Bett her für die Nacht und räumte auf. Einmal hielt sie in der Arbeit inne und betrachtete gedankenvoll die Fotografien, bis sie zuletzt diejenige der beiden Söhne in die Hand nahm. Eddie mochte damals siebzehn gewesen sein und Herbert etwa neunzehn. Sie standen vor der Stalltür in Newport, jeder ein gesatteltes Pferd am Zügel haltend und in der altmodischen, komischen Kleidung der Jahrhundertwende.
Nach langer Zeit stellte Mattie die Fotografie wieder hin, seufzte tief und rief: »Komm, Mignon! Komm, Bijou! Wir wollen zum Abendbrot gehen.« Aber ihre Gedanken waren bestimmt nicht bei den Hunden. Ihr rundliches, glattes Antlitz hatte einen solch abwesenden, traurigen Ausdruck, als hätte sie sich im Irrgarten der Vergangenheit verloren.
Im kleinen Salon ging Mrs. Parkington von Vase zu Vase und lockerte die Blumen mit ein paar leichten Griffen, nur

gerade genug, um die starre Gleichgültigkeit des gärtnerischen Arrangements zu brechen und den Blumen ihren eigenen Wert zurückzugeben. Sie liebte Blumen, nicht nur ihrer Schönheit wegen, sondern weil sie für sie das Symbol der Natur und der freien Landschaft waren; die Umstände ihres Lebens hatten sie zu oft davon getrennt.

Dieser Salon war ganz anders als die »Hamsterhöhle« im zweiten Stock. Es war ein schöner Raum, und sie war sich seiner Schönheit bewußt und heimlich stolz darauf, als Beweis ihrer eigenen Entwicklung zur Vollkommenheit. Denn sie hatte ihr Leben in einem Gasthaus von Leaping Rock in Nevada begonnen, hatte eine Periode des schlechten Geschmacks nach der anderen durchgemacht und war schließlich mit einer außerordentlichen Sachkenntnis und einem sicheren Urteil über Architektur und Kunst daraus hervorgegangen. Sie hatte lesen, schreiben und rechnen gelernt, darüber hinaus aber keinerlei Erziehung genossen, doch sie war ihr Leben lang intelligent gewesen, und Gott hatte sie mit einem derart außergewöhnlichen Gedächtnis ausgestattet, daß sie niemals etwas vergaß und nun mit vierundachtzig Jahren Französisch, Deutsch und Englisch sprach und auf so manchem Gebiet beschlagen war wie kaum ein Mensch ihresgleichen. Nicht die Schulen bildeten die Menschen: es war etwas in ihrem eigenen Innersten.

Und nicht Geld allein hatte die edle Schönheit dieses Raumes geschaffen, sondern ein Wissen um die inneren Gesetze der Schönheit und des guten Geschmacks, etwas, das eben, trotz des Majors gegenteiliger Ansicht, nicht käuflich zu erwerben war.

Nachdem sie die Blumen gefällig geordnet hatte, schritt sie zum Kamin und blieb unter dem Romney stehen, während sie die wohltuende Wärme des Feuers genoß. Sie überblickte den ganzen Raum, und er erschien ihr in einem einzigen Glanz von Mahagoni, Kristall und Blumen.

Wer würde wohl als erster erscheinen? Hoffentlich nicht die Herzogin. Sie fühlte sich ihrer Tochter gegenüber gehemmt und kühl, als wäre ihr Kind, das nun auch schon über sechzig war, eine Fremde. Ihr Anblick beunruhigte sie immer, denn Alice war für sie die Erinnerung an etwas, das sie auch heute noch, nach fünfundvierzig Jahren, beschämt erröten ließ. Sie wurde durch Taylor enttäuscht, der in der großen Mahagonitür erschien und mit der Stimme eines englischen Staatsmannes verkündete: »Mrs. Sanderson!« Wenn man es ihm gestattet hätte, das wußte Mrs. Parkington, so hätte Taylor die nicht minder unglückliche zweite und dritte Heirat ihrer Tochter ignoriert und »Die Herzogin de Brantès« gemeldet, aber diesem Snobismus hatte sie seit langem einen Riegel vorgeschoben. Überhaupt fand Mrs.Parkington es lächerlich, bei einer Familienzusammenkunft die Gäste anzumelden, aber sie hatte nicht den Mut, Taylor diese stolze Befriedigung zu versagen.

Ihre Tochter trat ein, und Mrs. Parkington fand beim ersten Blick, daß sie viel zu jugendlich gekleidet sei. Alice hatte nie das geringste Talent für Kleidungsfragen gehabt, doch weigerte sie sich hartnäckig, sich in der Wahl ihrer Garderobe von irgend jemandem beraten zu lassen. Ihr Haar war mit einem absurden Aufbau von künstlichen Blumen, Spangen und Tüll geschmückt. Einen solchen Schmuck hätte nur eine junge, sehr schöne Frau tragen können, Alice aber war keines von beiden. Sie schlug dem Major nach, grobknochig und, wie Mrs. Parkington schien, von einer ererbten Schlampigkeit. Ihr Hang zum Alkohol verschlimmerte ihre Anlagen nur noch mehr. Ihre Zofe entließ sie gewiß sauber und fast elegant, aber im Laufe des Abends und oft sogar vor Beginn des Dinners löste sich Alice schon in Unordnung auf. Das Haar fiel in Strähnen, das Korsett rutschte in die Höhe, die Strümpfe waren verdreht. In letzter Zeit kam es vor, daß sie bei Tisch Dinge verschüttete. Mrs. Parkington

wußte, daß dies nicht nur erbliche Belastung war, sondern daß der Trunk alles rasch verschlimmerte. Erst die vorhergehende Woche war es geschehen, daß Alice bei Desmonds während der Abendmusik vom Stuhl gefallen war.

In diesem Augenblick, während ihre Tochter das Zimmer durchquerte, um sie zu begrüßen, spähte Mrs. Parkington nach den Anzeichen. Aber es war nichts zu sehen. Alice schien soweit ganz in Ordnung, doch konnte man nie wissen, wieviel sie im Badezimmer schon aus der Listerineflasche getrunken haben mochte. Auch darin glich sie ihrem Vater, nur hatte der Major einen fabelhaft festen Kopf gehabt. Mrs. Parkington hatte ihn viermal soviel trinken sehen wie die Männer in seiner Gesellschaft, die betrunken waren, ohne daß man ihm je etwas angemerkt hätte. Diese außerordentliche Gabe hatte er mit großem Nutzen bei geschäftlichen Transaktionen angewandt und Millionen Dollar dadurch verdient.

Alice war zu ihr getreten. Sie umarmte die Mutter und küßte sie auf die welken Wangen. »Fröhliche Weihnacht, Mutter.« Und obwohl sie den Kopf rasch abwandte, war doch der scharfe Alkoholdunst offenkundig.

»Fröhliche Weihnacht«, erwiderte Mrs. Parkington, »und danke für die schöne silberne Dose.«

»Es ist ein altes Stück«, sagte Alice schroff, »niederländisch vermutlich. Kommen heute abend alle?«

»Alle. Es ist seit Jahren das erste Mal, daß die ganze Familie an Weihnachten in New York ist.«

Alice sagte: »Ich bin gespannt auf Madeleines Cowboy. Sie ist wirklich unersättlich.«

»Sie ist lediglich gesund und ein bißchen verwöhnt.«

»Hoffentlich ist er den Anforderungen besser gewachsen als seine Vorgänger. Das schlimme bei Madeleine ist, daß sie von Haus aus viel zu moralisch ist. Wäre sie etwas lockerer

und weniger oft verheiratet, würde sie nicht soviel in den Zeitungen von sich reden machen.«
»Alice!«
»Ich meine das durchaus nicht unfreundlich. Ich hoffe für Madeleine, daß er gut und stark ist.«
Bei dieser Art Gespräche fühlte sich Mrs. Parkington immer unbehaglich. So etwas war wohl »modern«, dachte sie, aber sie hatte sich nie daran gewöhnen können und liebte Bissigkeit bei Frauen nicht. Aber sie wußte auch, daß Alice ein gewisses Recht hatte, so zu sprechen, liebte Madeleine es doch, von der »enttäuschten Herzogin« und der »Badezimmer-Trinkerin« zu sprechen. Jedenfalls wünschte Mrs. Parkington das Thema zu wechseln.
Lässig und müde ließ sich die Herzogin nieder. Man sah es an der Art, wie sie in den Sessel sank, daß sie nicht nur müde, sondern vor allem gelangweilt war. Langeweile drückte sich in ihren matten Augenlidern, in ihrem faltigen Hals aus. Sie war zum Dinner erschienen, weil es ein gewohntes Zeremoniell bildete und immer noch besser war, als alleine zu Hause zu sitzen. Ihre Mutter, die sie beobachtete, dachte bei sich, wie erstaunlich es sei, daß eine Frau, die im Leben soviel Reichtum und so viele Möglichkeiten gehabt hatte, nun so leer und arm dastand. Alice hatte nicht einmal an Büchern Interesse, sie hegte keinerlei Steckenpferd, nein, es gab wohl rein gar nichts, was sie aus ihrem dumpfen Gelangweiltsein hätte aufrütteln können. Merkwürdig, daß sie älter wirkte als ihre eigene Mutter.
Sie hatten sich nie sehr gut verstanden, Mutter und Tochter. Mrs. Parkington brachte es nie fertig, mit Alice ein Gespräch in Gang zu halten. Immer waren es nur Anläufe, die mangels gegenseitigen Interesses alsbald wieder erstarben. Aus bloßer Ratlosigkeit sagte sie jetzt: »Was hast du in letzter Zeit unternommen?«
»Nicht viel. Freitag war ich in der Oper in Geraghtys Loge.«

»Komische Leute. So viel Hermelin, wie Mrs. Geraghty trägt, hat's überhaupt nie gegeben.«

»Wahrscheinlich hat sie das Bedürfnis, sich irgendwie zu behaupten. Dazu kann eine Flut von Hermelin genauso gut dienen wie irgend etwas anderes. Hermelin kann man wenigstens kaufen, wenn man genug Geld hat.«

Mrs. Parkington erwiderte nichts. Sie hatte zeit ihres Lebens manche Mrs. Benjamin Franklin Geraghty kommen und gehen sehen. Die langweilten sie nicht einmal mehr, denn seit langem hatte sie Leute, die Hermelin kaufen mußten, um sich zu behaupten, aus ihrem Kreis ausgeschieden. Ein Jammer, daß man die eigenen Angehörigen nicht auch ausscheiden konnte, wenn sie einen zu Tode langweilten.

Die Herzogin öffnete ihre Abendtasche, zog eine emaillierte Dose hervor und entnahm dieser eine kleine Pille, die sie rasch herunterschluckte. Ihre Mutter beobachtete den Vorgang mit halbem Auge, ohne Genaueres zu sehen, und sie hätte gerne gewußt, was Alice da einnahm – ein Betäubungsmittel oder etwas, um den Atem frisch zu erhalten, oder eines dieser neumodischen Dinger wie Benzedrin. Dann hörte sie, wie Taylor Mr. und Mrs. Swann anmeldete, und all ihre Sinne wurden hellwach bei der Aussicht, den neuesten Gatten ihrer Enkelin Madeleine kennenzulernen.

Madeleine selber beachtete sie kaum, obwohl diese in gewohnt enthusiastischer Art auf sie lossteuerte wie eine nicht aufzuhaltende Büffelherde. Die alte Dame fürchtete, Madeleine würde eines Tages ihren Schwung nicht mehr abbremsen können und dabei irgend jemand einfach überrennen. Ihre Enkelin war eine große, stämmige Frau von neununddreißig Jahren, geradezu herausfordernd gesund und mit dem Aussehen und den Manieren einer angriffslustigen Köchin.

Die alte Dame hatte nur Augen für den Gatten und dachte bei seinem Anblick: Nun, er ist immerhin besser als der

Argentinier oder die anderen beiden. Er ist ein Mann, er ist hart, und, wer weiß, vielleicht ist es gerade das, was Madeleine braucht. Man sagt, diese kleinen zähen Kerle seien ziemlich leistungsfähig.

Madeleine war es wahrhaftig gelungen, ihren Elan rechtzeitig abzustoppen und der alten Dame einen lauten, ziemlich feuchten und begeisterten Kuß auf die Wange zu drücken. Mrs. Parkington war etwas zimperlich und konnte eine leichte Grimasse nicht unterdrücken. Madeleine bemerkte es nicht, sondern rief unbekümmert: »Großmama, das ist Al, mein Mann.«

Al ergriff ihre Hand und sagte: »Guten Abend, Ma'am«, und die alte Dame dachte bei sich: Hört, hört! Das soll ein waschechter Cowboy sein? Ein Salon-Rancher ist das! – Aber seine breite, gewöhnliche Hand, die im Verhältnis zu seiner kleinen Statur übermäßig groß erschien, die Hand eines Arbeiters, fühlte sich rauh an; auch bemerkte sie, daß nicht einmal der Smoking seine leicht vorstehende Bauchmuskulatur zu verbergen vermochte, dieses untrügliche Zeichen des Cowboys, der jahrelang in mexikanischen Sätteln gekauert hat.

Er ist gewöhnlich, unglaublich gewöhnlich, dachte Mrs. Parkington. Aber Madeleine, die sich ja nur auf ihre eine Absicht konzentrierte, würde sich nicht daran stoßen, im Gegenteil, sie würde das als Plus empfinden, bei ihrer Vorliebe für brutale Kraft. Er war von hagerer Gestalt, das Gesicht ledern und mit scharfen Zügen; jedoch die Augen waren schön, sehr lebendig und blau; der Mund war sinnlich, doch beherrscht. Diese Augen und dieser Mund machten ihn der alten Dame sympathisch.

»Es freut mich, Sie kennenzulernen«, sagte sie und meinte es wirklich. Dann stellte Madeleine ihn der Herzogin vor, welche die Szene mit einem leisen Schimmer von Humor in ihren müden Augen verfolgt hatte.

Gleich darauf trat Amory Stilham mit Frau und Sohn – Enkelin und Urenkel der alten Dame – ein. Die drei kamen unverzüglich auf sie zu, und es kostete sie eine gewisse Anstrengung, das übliche Willkommenslächeln hervorzuzaubern, während ihr Herz doch gerade jetzt nichts von ihnen wissen wollte.

Die Enkelin Helene glich ihrer Schwester Madeleine in keiner Weise. Sie war hager und nervös, ihre Mundwinkel waren verbittert nach unten gezogen, als hegte sie einen Groll gegen das Leben, das ihr versagt hatte, was sie sich am brennendsten gewünscht hatte. Sie war mit einem Stilham verheiratet, einem großen, schönen, wenn auch nicht sehr intelligenten Mann; sie hatte Geld, ein Haus in der Stadt und eines in Westbury; sie besaß Pferde, eine Jacht und hatte zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen. Trotz alledem waren ihre Mundwinkel in Bitterkeit verzogen.

In Wirklichkeit war Helene die einzige in der Familie, die Intelligenz besaß; ihre Gescheitheit hätte es ihr ermöglicht, etwas zu schaffen und zu vollenden, aber sie schien nie mehr fertigzubringen, als gelangweilt in zahllosen Komitees zu sitzen. Es gab keine Möglichkeit, wirklich an Helene heranzukommen, das hatte Mrs. Parkington schon vor langer Zeit entdeckt. Helene schien in einer Muschel zu leben, in einer Schale, die man nur mit einem Messer und sehr viel Muskelkraft öffnen könnte. Ihr Händedruck war kraftlos.

Dann fühlte die alte Dame, an Stelle von Helenes Hand, die große Hand des Gatten Amory in der ihren. Amory – St. Judes, Harvard, Carnelian Club –, ein Nachkomme jenes Stilham, der Barchester in Massachusetts gegründet hatte. Immer wieder reagierte Mrs. Parkington in gleicher Weise auf diesen angeheirateten Enkel, genau wie an dem ersten, fernen Tag, da er und Helene ihr im Wohnzimmer des alten Hauses in der Fifth Avenue mitteilten, sie hätten sich verlobt und gedächten zu heiraten. Er ist gewöhnlich, hatte sie da-

mals empfunden, geradezu ordinär ist er. Sie mußte sich immer wieder wundern, daß Amory den Beruf eines Börsenmaklers als etwas besonders Vornehmes unterstrich. Er war groß und sah blühend aus, aber es war nichts Feines an ihm; er war weit gewöhnlicher, als der Major jemals gewesen war, selbst wenn sie an die Tage zurückdachte, da er noch mit Schmuck und großen Diamanten aufzufallen liebte. Der Major war gewöhnlich gewesen, aber er hatte Schwung, Farbe, Persönlichkeit gehabt; Amory war ganz einfach ordinär. Und das war eigentlich seltsam, da doch sein Herkommen und seine Erziehung nach der allgemeingültigen Ansicht Gewähr für Vornehmheit und guten Geschmack geben sollten.

Er sagte: »Also, Großmütterchen, du bist ein Wunder. Nie hast du jünger ausgesehen! Sogar die Herzogin und deine Enkelinnen sehen älter aus als du!«

Mrs. Parkington überlief eine Gänsehaut, aber es gelang ihr, ruhig zu erwidern: »Nächsten Monat werde ich fünfundachtzig, aber ich habe noch einen ganz klaren Kopf, Amory.«

Dann machte Amorys Sohn eine kleine Verbeugung, gab ihr die Hand und sagte: »Fröhliche Weihnacht, Großmama.«

»Fröhliche Weihnacht, Jack.«

Er war von einer etwas dekadenten Schönheit. Mrs. Parkington dachte, er sähe eigentlich gescheiter aus, als es nach seinem Lebenswandel der Fall zu sein schien: liebte er es doch, sich in Palm Beach und in Nachtlokalen mit möglichst auffälligen Schönheiten fotografieren zu lassen. Er besaß also doch wohl keinen Verstand. Er war viel eher ein Blair als ein Parkington – eine Kreuzung aus Blair und Stilham. Was war da schon groß zu erwarten? Schnell fragte sie Helene: »Wo bleibt Janie? Sie kommt doch hoffentlich?«

»Jaja, sie wird schon kommen. Sie ist nur unterwegs noch zu irgendeinem Cocktail gegangen. In letzter Zeit tut sie

sehr geheimnisvoll.« Helene hatte eine gewichtige Art zu sprechen, als läge eine Welt von Geheimnis und Mißbilligung hinter ihren Worten. Kaum hatte sie fertig gesprochen, senkten sich die Mundwinkel wieder in abweisender Bitterkeit.

Mrs. Parkington wunderte sich, während sie selber sprach, über die Ängstlichkeit ihrer eigenen Stimme. Es war doch seltsam, daß es in ihrem Alter so viel ausmachte, ob ein achtzehnjähriges Mädchen am Weihnachtsfest anwesend war oder nicht. Aber tief in ihrem Herzen wußte sie auch den Grund dafür. Janie bedeutete ihr mehr als alle übrigen zusammengenommen.

Fast unmittelbar darauf traten Janie und Harry van Diver, Mrs. Parkingtons alter Verehrer, ein. Harry nahm immer am Weihnachtsfest teil, als gehörte er zur Familie.

Welch lächerlichen Gegensatz sie bildeten, dachte Mrs. Parkington, das Mädchen so jung und hübsch, er so alt, so verblichen, aus einem anderen Jahrhundert, aus einer anderen Welt. Mit seinen achtundsiebzig Jahren bewahrte Harry immer noch die Haltung eines altmodischen Kavaliers des Union-Klubs.

Beim Anblick ihrer Urenkelin leuchteten die Augen der alten Frau auf, und ihre Umarmung war voll echter Herzlichkeit und Wärme.

»Es tut mir leid, Großmutter, aber es schneit, und es war kein Taxi aufzutreiben.«

»Das macht gar nichts, Liebes, wir brauchen uns nicht zu beeilen. Ich bestelle die Gäste sowieso immer eine halbe Stunde früher als das Essen.«

Mrs. Parkington schätzte gutes Essen und wollte ihre ausgezeichnete Köchin nicht verlieren wegen Leuten, die sich bei einem Cocktail verspäteten.

»Und du, Harry«, fragte sie, »was hast du für eine Entschuldigung?«

»Dieselbe wie Janie. Du siehst fabelhaft aus, Susie.«
»Ich habe mehr Rouge aufgelegt als gewöhnlich.«
Nun machte Taylor die Runde mit den Cocktails, gefolgt von seinem Freund Albert, der als Aushilfe das große Tablett mit den Horsd'œuvres trug. Nachdem Mrs. Parkington und Harry einen Champagner-Cocktail getrunken hatten und die Diener weitergegangen waren, sagte sie: »Ich schaue immer gerne möglichst gut aus beim Weihnachtsessen. Das ärgert Amory.« Dann mit gedämpfter Stimme: »Er denkt wahrscheinlich, ich werde ewig leben.«
Harry van Diver grinste. Er hatte für Amory genauso wenig übrig wie seine Freundin. Amory gehörte zu einer Generation von Männern, die sich damit begnügten, nur maskuline Männer zu sein und sonst nichts; eine üble Generation, wie Harry immer sagte, diese Leute zwischen vierzig und fünfundsechzig. In der Schule lernten sie nichts. Dann besuchten sie ständig Klassenzusammenkünfte. Ihr einziger Gesprächsstoff war die Börse oder die Frage, wieviel sie die Nacht vorher getrunken hatten. Wie Amory traten sie alle die Kinderschuhe nie aus, und wenn sie sich mit sechzig nicht zu Tode getrunken oder bestenfalls gearbeitet hatten, merkten sie, daß sie vereinsamt und unglücklich waren. Harry war so alt, daß er noch zu der Generation gehörte, die Europa bereiste, Bilder sammelte, sparsam vom eigenen Vermögen lebte und das Leben vom Rücksitz einer Theaterloge aus verklingen sah. Weil er ein Snob war, empfand er auch, daß Amory seinen Klub und seine Klasse verraten hatte.
Er warf Amory, der sich mit der Herzogin unterhielt, einen raschen Blick zu und dachte, wie sehr es ihn ärgern müsse, daß Mrs. Parkington fröhlich weiterlebte, gesund, energisch und stark, und dabei immer zwischen ihm und seinem Anteil am großen Vermögen der Parkingtons stand. Harry van Diver, schlank, dürr, elegant und empfindlich, war un-

männlich. Darum hatte ihn Mrs. Parkington gerne, darum hatte sie ihn seit über zwanzig Jahren in ihrer Nähe behalten, seit der Zeit, da sie endgültig alle Gedanken an Liebe und Eitelkeit aufgegeben hatte. Harrys bissiges, feminines Mundwerk belustigte sie, und er war ungefährlich. Seit über vierzig Jahren bewunderte er sie. Aber nie hatte sie befürchten müssen, er könne aggressiv oder fordernd werden. Während er Amory und die Herzogin aus seinen kurzsichtigen, boshaften schwarzen Augen beobachtete, die er so zusammenkniff, daß er einem klugen Äffchen erschreckend ähnlich sah, dachte Mrs. Parkington, wieviel Zeit ihr vergönnt worden war, wie viele Dinge man in vierundachtzig Jahren entdecken und lernen konnte – und wie vieles gewisse Leute nie lernten, auch wenn sie ewig lebten.
Dann ertönte Taylors Stimme gewichtig: »Es ist angerichtet, Madam.« Wie eine Henne, die eine Schar einfältiger Küken zusammentreibt, wandte sie sich an die ganze Gesellschaft: »Kommt, kommt!«, und schritt an Harrys Arm voraus.

Mitten auf dem großen Mahagonitisch brannte ein Weihnachtsbaum. Darunter lagen die Geschenke, die Mrs. Parkington mit Matties Hilfe in tagelangem Suchen für die Familie und Harry van Diver ausgewählt hatte. Mrs. Parkington setzte Madeleines Cowboy-Gatten zu ihrer Rechten und Harry van Diver zur Linken. Sie tat es im halb unbewußten Wunsch, Amory zu ärgern. Neben den Cowboy setzte sie Janie, um das Mädchen so nah wie möglich zu haben; dann kam Amory, neben ihm Madeleine (auch das war eine versteckte Bosheit, denn Amory in seiner St.-Judes-Harvard-Mentalität betrachtete Madeleine mit ihrem hemmungslosen Liebesleben als Familienschande). Es folgten ihr Urenkel, die Herzogin und, neben Harry van Diver, Helene, mit verbittertem Mund und anklagenden Augen. Es war keine gute Tischordnung, das wußte sie, aber bei

dem Material nicht viel schlechter als irgendeine andere. Nachdem sie sich ein Leben lang um die Unterhaltung ihrer Gäste bemüht hatte, besaß sie nun wohl endlich das Recht, die interessantesten Tischnachbarn für sich zu beanspruchen, und unter den Männern waren das zweifellos Harry und der Cowboy. Sie stellte nochmals fest, daß sie den Cowboy gut mochte. Hie und da vergaß sie seinen Namen. Aber das war weiter nicht schlimm, er würde eben »der Cowboy« bleiben, bis Madeleine auch von ihm genug haben und sich scheiden lassen würde. Der »Cowboy«, so wie Madeleines erster Mann der »Argentinier« genannt wurde, der zweite »dieser Raquet-Klub-Junge« und der dritte »der Pferdezüchter«. So war es entschieden am einfachsten. Da saß er nun neben ihr, beantwortete ihre Fragen mit einem höflichen: »Jawohl, Ma'am«, »Nein, Ma'am«, und aß dazu ihm völlig unbekannte Leckerbissen. Ab und zu spreizte sich der kleine Finger seiner großen knochigen Hand ein bißchen. Mrs. Parkington merkte, daß Madeleine ihn deswegen ermahnt haben mußte, denn von Zeit zu Zeit schien es ihm einzufallen, dann zwang er ihn hübsch ordentlich neben die anderen Finger. Nicht lange, so flog der kleine Finger eigenwillig wieder in die gespreizte Stellung zurück. Seine Nachbarin vermutete, daß er diese Geziertheit angenommen habe in dem Bestreben, es den geschiedenen Leuten in Reno gleichzutun.

Wie seltsam ist doch die Welt! dachte Mrs. Parkington bei sich. Da verdirbt sich ein anständiger Kerl wie dieser sein natürliches Benehmen wegen ein paar lüsterner, verderbter Frauenzimmer, die nicht wissen, was sie wollen.

Sie hatte kein Verständnis für das, was sie legalen ehrlosen Ehebruch nannte.

Ein- oder zweimal versuchte Harry van Diver ihre Aufmerksamkeit auf sich zu lenken und sie in ein Gespräch zu ziehen, aber sie winkte ab: »Laß mich in Frieden, Harry. Ich genieße es. Dies ist ja schließlich ein Familienfest.«

Sie hätte vielerlei gerne gewußt von diesem Cowboy – ob er schon mit anderen Weibern als Madeleine gelebt hatte und was er wohl von diesem Familiendinner dachte. In ihrem Wunsch lag keine Lüsternheit. Sie wollte nur aus tiefsten menschlichen Motiven heraus gerne wissen, was er war. Ihr Interesse war fast kühl-wissenschaftlich zu nennen. Sie war neugierig, weil sie ihn gut leiden mochte, weil es ihr leid tat, ihn in diesem eleganten Saal zu sehen, eingezwängt in seinen Smoking, mit rotem Kopf und sichtlich bemüht, sich genauso zu benehmen, wie er es in einer solchen Umgebung für Sitte hielt; und immer waren Madeleines gierige Augen auf ihn geheftet, als wollte sie ihn verschlingen. Am liebsten hätte die alte Dame ihm zugeraunt: »Kümmere dich nicht um den ganzen Kram. Das sind alles nur Blender, und die meisten dieser Leute, meine Nachkommen, sind anmaßend und gemein, gemein und anmaßend, weil sie Angst haben; und sie haben Angst, weil sie im tiefsten Herzen genau wissen, daß sie nichts wert sind und daß selbst Geld nichts daran ändern kann. Sorge dich nicht und bemühe dich nicht. Es ist schon gut.«

Aber sie war klug genug, um zu wissen, daß er kein Wort von dem verstehen, sondern durch eine solche Rede nur noch verwirrter würde. Nie würden sie sich in dem hoffnungslos sinnlosen Durcheinander dieser ganzen Verwandtschaft finden können, sie und dieser Cowboy – Amorys dumme Anmaßung, die Verzweiflung und Langeweile der Herzogin, Helenes Unzufriedenheit und Angst, Madeleines überlautes Getue und alle diese Hemmungen und Hindernisse, deren Ursprung eigentlich nur der übergroße Reichtum war. Janie war anders, dachte sie, und ein liebevolles Lächeln flog zu dem jungen Mädchen hin. Sie war vielleicht noch zu retten.

Und plötzlich, mitten in der Unterhaltung, wurde es Mrs. Parkington klar, warum sie dies alles so satt hatte. All diese

Leute, mit Ausnahme von Janie und vielleicht dem Cowboy mit seinen großen Pranken und seinem lächerlichen »Ma'-am«, waren tot. Lebende Leichname bestenfalls. Sie würde in ihrem Sarg noch nicht so tot sein wie jetzt ihre Gäste. Sie hatten nie etwas erlebt, nicht einmal die Herzogin mit ihrer tragisch-müden Pose, auch nicht Madeleine, für die Liebe eine mechanische Unterhaltung war, so etwa wie es unersättlich gefräßige Maschinen gibt. Auch Harry zu ihrer Linken hatte nichts Wirkliches erlebt. Sein ganzes Leben hatte er damit zugebracht, Bilder zu sammeln oder in einer Opernloge zu sitzen. Er war der angenehmste Logensitzer, der nützlichste Lückenbüßer, der unterhaltsamste Schwätzer. Man hatte manchmal über seine unbestimmbare Sexualität gemunkelt, aber Mrs. Parkington sah äußerst klar in solchen Dingen. Harry hatte wohl überhaupt nie etwas dergleichen gehabt. Darum hatte er ihr einen Heiratsantrag gemacht, als er wußte, daß er keine Gefahr lief. Nein, sie hätte keinen von ihnen an ihren Tisch geladen, wenn sie nicht mit ihr verwandt, ja, die meisten ihres eigenen Blutes gewesen wären. »Lebende Leichname« wie die merkwürdigen Leute, die Orte wie Pasadena und Santa Barbara bevölkerten.

Sie horchte auf zwei, drei Gespräche zugleich, fing hier und dort ein Bruchstück auf, immer in der Hoffnung, es könne einmal ein Funke zünden und das Gefühl erdrückender Trostlosigkeit zerreißen, das sie bei Harrys leerem Geplauder übermannte.

Und plötzlich geschah es. Es war ein Wort von der Herzogin. Der Alkohol, oder was sonst sie zeitweilig aufpulvern konnte, hatte aufgehört zu wirken, so daß Amorys langweilige Geistlosigkeit ihr unerträglich wurde. Und da spritzte sie plötzlich Gift wie eine Schlange. Sie sah ihn unter schweren, halbgeschlossenen Lidern an und sagte: »Mir ist eingefallen, Amory, daß es ganz günstig wäre,

wenn dein Klub seine Jahresversammlung diesmal in Sing-Sing abhielte. Das wäre doch nett für all die Jungens, die nicht rechtzeitig herauskommen können.«

Mrs. Parkington sah Amory zuerst erbleichen, dann schoß ihm das Blut zu Kopf, und sie wußte plötzlich, daß er so an einem Schlag sterben würde, wenn er nicht das Glück hätte, vorher von einem Auto überfahren zu werden oder mit dem Flugzeug abzustürzen. Er stammelte erst unzusammenhängende Worte und brachte schließlich hervor: »Das war häßlich und gemein von dir, Alice. Du weißt genauso gut wie ich, daß weder Bill Jennings noch Percy Harris irgend etwas verbrochen haben. Sie werden ungerechterweise verfolgt. Du weißt es genau.«

Aber die Herzogin war nicht mehr aufzuhalten. »Manchmal hab' ich gedacht«, fuhr sie fort, »daß unser Vater – der Herr Major, von dem unser aller Reichtum stammt – bei den heutigen Gesetzen wohl die längste Zeit seines Lebens hinter Schloß und Riegel zugebracht hätte, er und all die anderen großen Herren seiner Zeit. Sie waren alle rücksichtslose Gauner, alle, jeder einzelne.«

»Wie kannst du so etwas Abscheuliches sagen, Tante Alice, über deinen eigenen Vater!« warf Amorys Gattin empört dazwischen.

Aber die Herzogin erwiderte kühl und abweisend: »Weißt du denn überhaupt etwas von meinem Vater – außer der aufgeblasenen Biographie, die irgendein Zeilenschmierer zusammengetragen hat, um Geld zu verdienen?« Mrs. Parkington bot ihren ganzen Willen auf, nicht weiter zuzuhören. Sie hatte nicht die Absicht einzugreifen.

Es geschah doch wenigstens etwas.

Plötzlich wandte sie sich zu Madeleines Cowboy-Gatten und sagte: »Ich bin in Leaping Rock, Nevada, geboren. Damals war es eine richtige Stadt. Sogar Lola Montez pflegte dort zu gastieren.« Während sie noch sprach, erklang von der

Halle her Musik; sanfte Musik, die nicht die leiseste Beziehung zu diesen Menschen haben konnte (was konnte Wiener Musik einem Manne wie Amory oder seiner verbitterten Gattin schon bedeuten?).

Seit über zehn Jahren ließ sie jedes Jahr zu Weihnachten ein paar Musiker kommen, die sanfte, romantische Weisen spielten; die Klänge kamen so gedämpft von der Halle draußen, daß sie die Gäste nicht störten; ihr selber aber halfen sie über die Mühe und die Öde des Abends hinweg. Während sie lauschte, suchte sie nach dem Namen des Walzers, der eben gespielt wurde und dessen süße Weise einen Teil ihres Ich weit, weit in die Vergangenheit zurückführte; und während sie mit dem Cowboy von Leaping Rock sprach, sah sie im Geist ganz andere, schattenhafte, romantische und glänzende Gestalten vorübergleiten.

Im Augenblick, da sie das Wort »Leaping Rock« ausgesprochen hatte, sprang der Funke. »Ob ich Leaping Rock kenne, Ma'am!« rief der Cowboy aus. »Leaping Rock . . . wie meine eigene Hand. Ich bin in den Bergen geboren, keine zehn Meilen davon entfernt. Als ich noch klein war, forderten wir Kinder uns gegenseitig heraus, wer wohl den Mut hätte, alleine ins Opernhaus zu gehen. Man sagte, es gingen Gespenster drin um.«

»Das mag stimmen«, sagte Mrs. Parkington. »Existiert es noch?«

»Nein, Ma'am, das Dach ist vor etwa fünf Jahren eingestürzt.«

Dann, während der Cowboy von Leaping Rock erzählte und von den Bergspitzen im Westen, die aufglühten, wenn die Morgensonne über den Hügeln jenseits des Tales aufging, fiel ihr plötzlich der Name des Walzers ein, den die Musiker jetzt spielten; es waren die »*Sphärenklänge*«, und schon verblaßte Leaping Rock, und sie sah sich in einem barocken Ballsaal in Wien. Alles war blaßrosa und blaßblau und ver-

goldet, und irgend jemand sagte: »... Graf Erich Wallstein vorstellen.« Gleichzeitig bemerkte sie, daß Leben in den Cowboy gekommen war. Er wurde zu Fleisch und Blut – sehr lebendiges Fleisch und Blut – und war nicht mehr ein Automat in Madeleines Händen.
Dann ertönte Madeleines Stimme, über des Cowboys Beschreibung von Nevada hinweg: »Großmutter, meinst du nicht, man könnte die Tafel jetzt aufheben?« – »Gewiß, meine Liebe«, antwortete Mrs. Parkington, indem sie ihre Serviette auf den Tisch legte und sich erhob. Nur ungern unterbrach sie die Unterhaltung mit dem Cowboy. Es war ihm zum erstenmal richtig wohl – vielleicht überhaupt zum erstenmal, seit Madeleine ihn eingefangen und nach dem Osten verschleppt hatte. Seine wunderbar blauen Augen leuchteten. Alle Scheu war von ihm gewichen. Wenn er jetzt »Madam« sagte, klang es ganz natürlich und nicht geziert, als spielte ein Hollywoodstar eine Rolle als Cowboy.
»Sie müssen mich einmal besuchen, solange Sie hier sind«, sagte sie beim Verlassen des Tisches. »Kommen Sie zum Tee, dann können wir endlos über Nevada plaudern.«

Der Rest des Abends war für Mrs. Parkington ermüdend und öde; nur zwei sehr verschiedene Geschehnisse unterbrachen die Eintönigkeit. Das erste ereignete sich, als die Gesellschaft den Speisesaal verließ und Amory die alte Dame mit den Worten: »Kann ich dich alleine sprechen, Großmama?« zurückhielt.
Sie sah verwundert zu ihm auf, und wieder befremdete sie der geistlose Ausdruck seines großen, schönen Gesichts. Man hatte ihm gesagt, er sei ein kluger Börsenspekulant, und er war von seiner Klugheit überzeugt. Sie dachte: Was ist er für ein Narr, verglichen mit dem Major. Es gibt gar keine Männer mehr von dem Format. Der Major war richtig gewesen.

»Gewiß, Amory«, antwortete sie. »Komm in das kleine Wohnzimmer.«

Er folgte ihr in das andere Zimmer und schloß die Tür hinter sich. Es war ein kleiner, intimer und eleganter Raum. Verstohlen beobachtete sie ihren Enkel und bemerkte trotz der schwachen Beleuchtung, wie seine Haltung im Augenblick, da er die Tür geschlossen hatte, sich veränderte. Seine fast arrogante Eitelkeit und Zuversicht schienen dahinzuschmelzen. Sie wußte, daß ihm am wohlsten war, wenn er im Kreise anderer Männer das große Wort führen konnte. Sobald er mit ihr allein war, wurde er unsicher und fast schüchtern, und sie fragte sich, ob er sich auch, wenn er mit einem anderen Mann allein war, so offenkundig unbehaglich fühlen würde.

Sie hatte sich nie täuschen lassen. Seine ganze Selbstgefälligkeit, zusammengesetzt aus Familienstolz, aus Klubsnobismus, aus Überheblichkeit, schwand dahin im Augenblick, da er ihr gegenüberstand, denn vor ihrer Klarheit hatten all diese Dinge keinerlei Bestand.

Als er nun aber die Tür schloß und sich ihr zuwandte, hatte sie den Eindruck, daß ihm nicht nur unbehaglich zumute sei wie sonst, sondern als sei er überdies verängstigt. Einen Augenblick lang stand er schweigend vor ihr, bis die Stille unerträglich wurde. Sie setzte sich und fragte: »Was gibt's, Amory?«

Auch er setzte sich und zündete eine Zigarre an. »Geldgeschichten, Großmutter.«

Dieses »Großmutter« klang aus seinem Munde absurd. Er selbst war über fünfzig und sah bedeutend älter aus in seiner Aufgeblasenheit. Sie konnte jedenfalls diese Unsitte der angeheirateten Verwandten, »Großmutter« und »Mutter« zu sagen, nicht ausstehen.

»Was ist los?« forschte sie. »Ich dachte, du habest den Sturm glänzend überstanden. Alle Leute rühmen die Klugheit, mit

der du dich aus dem Zusammenbruch gezogen hast.«
Er zögerte einen Augenblick. »Das ist es nicht. Den Krach habe ich ganz gut überstanden. Es handelt sich nur um ein Darlehen für ein paar Wochen – höchstens sechs Monate.«
Sie antwortete nicht, sondern saß abwartend und mit beinahe grausamer Schadenfreude schweigend da, ihn die ganze Peinlichkeit der Situation fühlen lassend. Nach einer Pause fügte er hinzu: »Ich bin im Moment ein bißchen knapp. Ich habe mich ziemlich stark in öffentlichen Werken engagiert, und die sind schief herausgekommen. Die Regierung hat, wie alles andere, auch diesen Markt ruiniert.«
»Ich dachte, die Regierung hätte nur diese Art Hasardspiel unterbunden.«
»Das war kein Hasardspiel«, sagte er matt, und sie merkte plötzlich, daß er nicht nur verängstigt, sondern auch sehr müde war. Im gleichen Augenblick dachte sie wieder daran, wie er den scheuen, nervösen Cowboy mit den klaren blauen Augen abgefertigt hatte.
»Wieviel?« fragte sie unvermittelt.
Er antwortete nicht sofort. Als er endlich antwortete, tat er es mit abgewandtem Blick. »Ungefähr siebenhunderttausend.«
»Das ist eine Menge Geld.«
Immer noch mit abgewandtem Blick sagte er: »Ich dachte, bis es zurückgezahlt ist, könntest du damit meinen Anteil an der Erbschaft belasten.«
Die Antwort verletzte die alte Dame so sehr, daß sie nicht imstande war, sofort darauf einzugehen.
Nach einer Pause sagte sie: »Ich bin noch nicht unter der Erde, Amory.«
»Das wollte ich nicht sagen.«
»Jedenfalls ist es die Erbschaft deiner Frau, Amory. Der Major überließ es mir, nach meinem Ermessen zu handeln.«
»Es tut mir leid. Ich hatte nicht die Absicht, eine Taktlosigkeit zu begehen.«

»Schon gut«, seufzte sie, »aber siebenmal hunderttausend, das ist sehr viel Geld. Bis alles geregelt und ausbezahlt ist, nach meinem Tode, stellt sich Helenes Anteil vielleicht nicht einmal so hoch.«

Er sah sie erstaunt und beunruhigt an, und sie fügte hinzu: »Es ist eine größere Anzahl Erben vorhanden, von der Erbschaftssteuer ganz zu schweigen.« Dann lächelte sie. »Geld ist nicht mehr, was es früher war, weißt du.«

»Wer weiß das besser als ein Börsenmakler!«

Sie lauschte noch immer den Walzerklängen des Orchesters in der Halle. Sie sehnte sich danach, Amory loszuwerden, ihn und seinesgleichen, darum sagte sie noch: »Ich könnte übrigens selbst eine bedeutend kleinere Summe nicht freigeben, ohne die Einzelheiten zu kennen.«

Seine Unterlippe schob sich vor, was ihm einen trotzigen, fast bösartigen Ausdruck gab – einen Ausdruck, den seine Frau sicher nur zu gut kannte. Und es fiel ihr ein, daß dies vielleicht einer der Gründe sein mochte, weshalb Helenes Mundwinkel sich so bitter gesenkt hatten. Es war der Ausdruck eines verwöhnten, eigensinnigen Knaben, dem man nicht den Willen tut. Er war in einer bevorzugten Welt geboren und in der Ansicht groß geworden, daß ein Stilham etwas ganz Besonderes sei, und so fühlte er sich noch als Fünfziger beleidigt, wenn jemand es wagte, seine Tüchtigkeit und Vollkommenheit zu bezweifeln.

»Ich kann dir die Einzelheiten jetzt nicht sagen«, bemerkte er.

»Kannst du das Geld nicht von deinen Teilhabern bekommen?«

»Die haben nicht so viel verfügbar.«

»Ich muß auch an die anderen denken. Es ist gewissermaßen ihr Geld, das ich dir leihen würde. Willst du, daß ich ihre Einwilligung erbitte?«

»Nein. Sie würden sie doch nicht geben ... Madeleine und

›die Herzogin‹ auf keinen Fall. Sie haben mich nie leiden mögen, und ich habe nie erfahren können, warum.«
Sie machte eine Bewegung, als wollte sie sich erheben, und sagte: »Jedenfalls könnte ich nicht über dieses Geld verfügen, ohne genau über deine finanzielle Lage orientiert zu sein. Das verlangen Banken auch, nicht wahr?«
»Ja.«
»Gut. Wenn du es für richtig hältst, mir die nötige Aufklärung zu geben, dann können wir die weiteren Möglichkeiten erörtern.«
Er schwieg, und sein Schweigen machte ihre Unrast und ihren Wunsch zu entrinnen fast unerträglich.
Endlich sagte er: »Wenn ich finde, daß es nötig ist, werde ich dir alles sagen. Die Umstände können dann hoffnungslos sein.«
»Selbst wenn du Bankrott machtest, würde ich immer dafür sorgen, daß Helene und die Kinder sichergestellt sind.«
»Bankrott?« wiederholte er. »Ich bankrott?«
Sie war sich ihrer Macht plötzlich bewußt und konnte sich einer gewissen, fast grausamen Genugtuung nicht erwehren. Aber war er nicht ein Narr, wenn er meinte, er brauche nur um siebenhunderttausend Dollar zu bitten, um sie auch schon zu bekommen? Jedenfalls schien die Angelegenheit fürs erste festgefahren. Die alte Dame erhob sich, um endlich zur Musik zurückzukehren.
»Ich bedaure, dich abweisen zu müssen, Amory. Du mußt doch Freunde haben, die diese Summe zusammenbringen können, sicher wohl in Wall Street und bei den Banken und unter all deinen Freunden in Harvard.«
»Es ist jetzt anders als zu Zeiten des Majors. Heutzutage stehen die Finanzleute nicht mehr zusammen. Es ist sogar gegen ihre verdammten New Deal-Gesetze, daß ein Freund für einen Freund einsteht.« Er errötete und sagte: »Entschuldige, daß ich geflucht habe. Ich vergaß mich.«

Sie lachte: »Vierzig Jahre lang habe ich mit dem Major gelebt!« Dann wandte sie sich zur Tür. »Also, wenn es ganz schlimm kommen sollte und du es für richtig hältst, mir die Angelegenheit klarzulegen, dann komm wieder.«
Er hielt die Tür für sie offen, und sie ging an ihm vorbei. Draußen fühlte sie sich befreit und erleichtert. Das kleine Orchester spielte den »*Schlittschuhwalzer*«. Auch diese Musik brachte Erinnerungen an eine andere, glücklichere, weniger zerquälte Welt.
Und wieder sah sie den barocken Ballsaal in Wien und den Bahnsteig in Salzburg.
Die Unterhaltung mit dem Cowboy konnte sie nicht weiterspinnen, denn kurz nachdem sie in den Saal zurückgekehrt war, entführte ihn Madeleine schon.
»Wir müssen morgen früh im Flugzeug nach Nassau, Großmama. Hoffentlich entschuldigst du uns.«
»Aber gewiß, meine Liebe.«
Der Cowboy sagte: »Gute Nacht, Ma'am, und vielen Dank für den netten Abend und das gute Essen.«
Als er ihr aus seinen blauen Augen schelmisch zulächelte, fühlte sie sich plötzlich verjüngt. Es erinnerte sie daran, daß sie beide ein gemeinsames Geheimnis hatten. Nur sie kannte das Glühen der Bergspitzen bei Leaping Rock, wenn die Morgensonne über den Hügeln aufging. Sie überdachte, daß sie wohl schon fünfzig gewesen sein mußte, als der Cowboy geboren wurde, und sie hatte Leaping Rock seit über sechzig Jahren nicht mehr gesehen. Die Berge würden noch stehen, wenn sie beide längst vermodert waren, und andere, noch ungeborene Menschen würden ihr Geheimnis teilen und die Sonne auf dem Berge sehen, wie sie sie gesehen hatten. Wie eigentümlich, dachte sie, daß dieser Cowboy aus Nevada sie ebenso wie die »*Sphärenklänge*« an Erich erinnerte.
Sie sagte: »Vergessen Sie nicht, daß Sie versprochen haben, einmal zum Tee zu kommen.« Und leise, mit der Koketterie

einer jungen Frau, fügte sie hinzu: »Allein.« Dann wandte sie sich rasch Madeleine zu: »Wir möchten nämlich so gerne von Leaping Rock und den vergangenen Tagen plaudern.«

»Gewiß, ich verstehe«, sagte Madeleine. »Er sehnt sich ja verrückt nach dort. Er hat nicht einmal Lust, nach Nassau mitzukommen.«

Das zweite Geschehnis ereignete sich ganz am Ende des Abends, als sie bereits alle im Aufbruch begriffen waren. »Großmama«, sagte Janie, »kann ich einen Augenblick mit dir sprechen, wenn die andern gegangen sind?«

»Aber gerne, mein Kind.«

»Bist du nicht zu müde?«

»Kein bißchen müde.«

Einen Augenblick zuvor hatte sie sich völlig erschöpft gefühlt, doch Janies Wunsch fegte alle Müdigkeit weg. Das Kind würde schwerlich verstehen können, daß eine alte Frau von vierundachtzig sich hochbeglückt fühlte, weil ein achtzehnjähriges Mädchen mit ihr allein zu sprechen wünschte.

Janie, mit ihrem blonden Haar, den blauen Augen und dem blütenreinen Teint, war nicht eigentlich hübsch. Der Mund war zu groß, die Stirne zu hoch, die Nase zu stark gebogen, um dem landläufigen Begriff amerikanischer Schönheit zu entsprechen. Was sie so anziehend machte, war die außerordentliche Ausdrucksfähigkeit, die Beweglichkeit ihres schmalen Gesichtes, das einen Augenblick dunkel und verschlossen und im nächsten strahlend aussehen konnte. Mit fünfunddreißig Jahren, wenn andere Frauen zu verblühen beginnen, würde sie in voller Schönheit stehen. Sie hatte jetzt schon, mit ihren achtzehn Jahren, etwas, das keine von allen anderen besaß: angeborene Vornehmheit.

Das junge Mädchen bat ihren Bruder, unten in der Halle auf sie zu warten, und als endlich alle fort waren, sagte sie:

»Großmütterchen, ich bin verliebt.«
Die alte Dame lächelte: »Verliebt... und in wen?«
»Du hast noch nie von ihm gehört.«
»Sind dein Vater und deine Mutter damit einverstanden?«
»Das ist es ja eben! Gar nicht!«
»Wer ist es denn?«
»Er arbeitet für die Regierung. Er ist siebenundzwanzig und wurde in South Bend, Indiana, geboren.«
Wieder lächelte Mrs. Parkington: »Jetzt verstehe ich, warum dein Vater dagegen ist.«
»Mutter ist genauso schlimm.«
»Wo hast du ihn kennengelernt?«
»Du wirst staunen: durch Vater. Vater lud ihn einmal geschäftlich zum Weekend ein, zu uns aufs Land. Das komische ist, daß Vater ihn gut zu mögen schien und mir einschärfte, nett zu ihm zu sein und ihm ein vergnügtes Wochenende zu bereiten. So tat ich mein Bestes, und dann, als ich später auch in New York mit ihm ausging, waren sie beide wütend.«
»Was sagten sie denn?« fragte Mrs. Parkington.
»Sie sagten, er sei überhaupt nichts. Kein Geld, keine Zukunft, und ich solle mich nicht mehr mit ihm treffen, weil sonst womöglich Ernst draus würde, und mit meinen achtzehn Jahren hätte ich noch kein Urteil ... und all den Kram, den man in Büchern und Kinos zu hören bekommt.«
Mrs. Parkington wurde ernst. »Wer weiß, vielleicht haben sie recht. Und wie ist er?«
Janie sah von ihr weg in die Flammen des Kamins, als suchte sie dort ein klares Bild des jungen Mannes, und während ihre Urgroßmutter sie beobachtete, dachte sie: Wie jung ist sie doch! Wie merkwürdig, daß diese Art zwei Generationen übersprungen hat, um in Helenes und Amorys Kind wieder zum Vorschein zu kommen! Wie seltsam!
»Er ist groß«, begann Janie, »und hat große, aber sehr

schöne Hände. Schöne weiße Zähne hat er auch. Schwarze, gewellte Haare ... dichte Haare, und er ist dunkel, aber nicht blaß, sondern er sieht so richtig gesund aus!« Sie lachte: »Rosige Wangen hat er und eine sympathische Stimme.« Sie hielt inne, als suchte sie noch etwas, und fügte dann hinzu: »Und er ist sauber. Er ist so lieb und sauber.«

Mrs. Parkington lachte: »Ich verlange weder ein Technicolor-Porträt noch ein Gesundheitsattest. Ich möchte wissen, wieso du meinst, ihn zu lieben.«

Das junge Mädchen sah lächelnd zu ihr auf. Janies Lächeln war bezaubernd und entwaffnend. Beim Lächeln bildeten sich Grübchen an den Mundwinkeln. »Das weiß ich nicht. Es ist so schwer zu sagen. Ich bin schrecklich gerne mit ihm zusammen, und ich fühle ganz genau, daß ich selbst in fünfzig Jahren niemand finden würde, den ich lieber haben könnte.« In plötzlicher Scheu sah sie auf ihre Hände nieder und fügte hinzu: »Ich habe sogar schon an die Kinder gedacht, die ich einmal haben werde, und ich möchte, daß er ihr Vater wäre.«

»Das sind allerdings gute Gründe«, sagte Mrs. Parkington ernst, »und moderne Ansichten. Ist er ein ernsthafter junger Mann?«

»Oh, in vielen Dingen ist er sehr ernst, aber er hat Humor, einen wundervollen Sinn für Humor!«

»Welche Schulen hat er besucht?«

»Die Staatsschule in Wisconsin, und dann hat er an der Columbia-Universität Jurisprudenz studiert.«

»Ich verstehe. Er gehört mehr der Zukunft als der Vergangenheit an.«

Plötzlich strahlte Janies Gesicht. »Siehst du, das ist es, Großmama! Genau das fühlte ich immer, aber ich konnte es nicht in Worte fassen. Es ist fabelhaft, wie gescheit du bist!«

»Das kommt vielleicht daher, daß ich so alt bin.«

»Er ist anders als alle Jungen, die ich bisher kennengelernt habe. Ich will gar nichts gegen sie gesagt haben . . . ganz die Sorte junger Männer, die Papa und Mama für mich aussuchen würden. Aber sie scheinen immer so . . . so . . . ich weiß nicht, wie. Es ist, als hätten sie keinerlei Ziel. Es ist, als ob nirgends etwas sie anziehen könnte. Sie kommen mir so leer vor – so tot. Ich will diese Art Leben nicht. Ich möchte etwas erleben. Und mit ihm erscheint alles – Gegenwart und Zukunft – spannend und lebenswert.«

Mrs. Parkington seufzte: »Ja, ich weiß. Das habe ich auch gesagt, vor langer, langer Zeit. Und es ist spannend und aufregend genug gewesen. Das ist auch der Grund, daß du nun hier bist.«

»Du weißt genau, was ich meine, Großmama.«

»Ja, ich glaube, ich weiß es.« Sie erhob sich und sagte: »Es ist sehr spät geworden, Liebes. Ich will dir was sagen. Bring ihn mir einmal zum Tee, irgendwann . . . bald.«

»Oh, darf ich, Großmama? Das ist süß von dir!«

»Sagen wir Donnerstag?«

»Ich will ihn fragen. Er hat schrecklich viel zu tun, aber er kann sich vielleicht früher frei machen.«

Die alte Dame küßte sie und blieb beim Feuer stehen, während sie dem jungen Mädchen nachblickte, als sie das Zimmer verließ. Nach einer Weile klingelte sie, und während sie auf Taylors Erscheinen wartete, dachte sie, wie sehr sie selbst wohl diesem Kind geglichen haben mochte, vor mehr als einem halben Jahrhundert, damals in Leaping Rock – und wie erstaunlich es war, daß sie selbst einem Bergwerk-Dorf entstammte und Janie der dekadenten Welt, die sie heute abend umgeben hatte, einer Welt, so verschieden von Leaping Rock wie Tag und Nacht. Sie hatte den jungen Mann zum Tee bitten lassen, lieber als zum Nachtessen, weil der Nachmittagstee nicht unbedingt für einen ganzen Abend verpflichtete. Vielleicht irrte sich Janie, vielleicht war er

gräßlich. Mrs. Parkington wußte Bescheid mit Liebesdingen und ihren Irrtümern.

Dann erschien Taylor, und sie sagte: »Es ist sehr spät, Taylor. Ich würde mich heute nacht nicht mehr mit Aufräumen befassen. Morgen bin ich zu Mittag auswärts, da haben Sie den ganzen Tag Zeit.«

»Ich danke Ihnen, Madam.«

»Schöne Weihnacht gehabt?«

»Ja, Madam. Sind Sie nicht müde?«

»Nein, Taylor.« Sie wandte sich zur Tür, und er folgte ihr. »Sie brauchen nicht mitzukommen«, sagte sie, »ich will hinaufgehen. Ich glaube, das täte mir gut.«

»Wie Sie wünschen, Madam.«

Sie hätte nicht sagen können, warum sie es vorzog, die Treppe hinaufzusteigen, es paßte einfach zu ihrer Stimmung. Langsam, in Gedanken verloren, nahm sie Stufe um Stufe, als ob sie Schritt für Schritt in eine andere Welt hineinstiege, in die Welt der Erinnerungen, und jeder Schritt führte sie tiefer in die Vergangenheit zurück.

2

Jeden Morgen, wenn die Sonne aufging, stand sie am Fenster und packte Frühstücksbrote ein. Es begann mit einem ersten Aufleuchten der höchsten Bergspitze, ganz hinten, am Ende des breiten grünen Tales, lange bevor die Sonne selbst über der Bergkette sichtbar wurde. Ein kleiner Bach rieselte flach und gemächlich durch das Tal und schien sich behaglich zu sonnen. Weiden, Baumwollstauden und Riedgras wuchsen an seinen Ufern, von wilden Vögeln bevölkert, und das ganze Jahr hindurch, auch wenn es lange nicht geregnet hatte, standen die Bäume grün über dem gelblich versengten Gras des Tales und hoben sich leuchtend von dem roten Hintergrund der Berge ab.

Die Pension – trotz ihres hochtrabenden Namens war es kein Hotel – stand der Irrgarten-Bar an der einzigen langen Straße von Leaping Rock gegenüber, mit der Rückseite der fernen Bergspitze zugewandt, so daß Susie vom Küchenfenster aus weit über das Tal schauen konnte. Mit siebzehn Jahren wurde ihr noch nicht klar, weshalb der Blick vom Küchenfenster aus sie so fröhlich und leicht stimmte. Es war ein weiter, freier Ausblick, so weit, daß auch die Invasion der Menschen seine Schönheit nie ganz verdecken könnte, so strahlend, daß es ihr manchmal wie ein paradiesisches Tal erschien. Und wenn der Tag fortschritt und die Sonne ihre Bahn zog, war es nicht mehr ein einziges Tal; es wurde im wechselnden Licht eine Vielheit von Tälern, im irisierenden Glast der Mittagshitze zitternd, in kühlem, tiefrotem Purpur verlöschend, wenn die Nacht sank.

Da war der frühe Morgen, wenn die grelle, rohe Straße von Leaping Rock mit ihren Bordellen, Bars und Spielhöllen in kalte blaue Schatten getaucht lag, während das ganze Tal langsam im rosigen Schein der aufgehenden Sonne erglühte. Dann kam der Mittag, wenn das ganze Tal mit heißem, klarem Licht überflutet war, die federartigen Blätter der Pfefferbäume draußen im schmutzigen Hof schlaff herunterhingen und die blassen Weiden und leuchtenden Baumwollfelder längs des Baches in der Hitze zu tanzen schienen. Schließlich kam der Nachmittag, kurz vor Sonnenuntergang, wenn der blaue Schatten der hohen Bergspitze langsam über das flache Land kroch; sanft, unentrinnbar tauchte er die ganze Landschaft in blaue Dämmerung, die sich zuletzt auch über Leaping Rock ausbreitete, wenn die Bergarbeiter heimkehrten, die Öllampen in den Bordellen und Spielhöllen zu brennen begannen und der Himmel hoch über allem von Purpur zu Blaßrot und Azurblau überging und zuletzt wie tiefblauer Samt mit Diamanten besteckt erschien. Das Schönste waren die Nächte, wenn die Luft prickelnd wurde wie der Champagner in der Opernhausbar, wenn die Großartigkeit der Berge in der Dunkelheit versank und nur noch die Leere, der unendliche Raum, ein Gefühl von Freiheit und Seligkeit verströmte.

Susie erlebte den Sonnenaufgang immer, weil sie und ihre Mutter schon vor Tag aufstanden, um den Männern das Mittagbrot zu richten, bevor sie zum Bergwerk gingen.

Während das rosige Licht zunahm und die Bergwände aus der Dunkelheit auftauchten wie Transparente in der Oper, packten Susie und ihre Mutter die Butterbrote ein und füllten Kaffee in die Behälter. Ihre Mutter war eine hagere, fleißige Frau, einem Rassehund nicht unähnlich, einem Windspiel etwa, mit kleinen blauen Augen, Grübchen an

den Mundwinkeln und einem flackernden Blick. Sie war eine von den Frauen, die aus einem starken inneren Antrieb immer arbeiten müssen. Ohne körperliche Betätigung, ohne harte Arbeit leben zu müssen wäre ihr unerträglich gewesen, und in Susies schlanker, anmutiger Gestalt schien sich der gleiche rastlose Tatendrang zu regen. Aber bei Susie war das alles gedämpft durch eine Neigung zu romantischen Träumereien.

Das Grand Hotel war das beste seiner Art in der ganzen schmutzigen Stadt. Chinesische Bediente hielten die Zimmer und die Wäsche sauber, frisch und kühl. Das Essen war einfach, aber gut, und der Wohnraum, ja sogar der Rauchsalon und die Bar hatten etwas Gemütliches; darin kam der gute Geist von Susies Mutter zum Ausdruck; sie hätte am liebsten die ganze Welt bemuttert.

Von ihrer Mutter hatte Susie die zarte Gestalt und die feinen Züge geerbt, einen undefinierbaren Schimmer von Vornehmheit; von ihr hatte sie auch die Klugheit und die wunderbare Objektivität, die sie zeitlebens schützen und durch alle Fährnisse und Tragödien hindurchtragen sollte. Dies gab ihr die Fähigkeit, mitten im Unglück wie ihr eigener Zuschauer neben sich zu stehen, als wäre sie zeitweise zwei Menschen, sie selbst der eine und der andere eine Art Chorführer in einer griechischen Tragödie. Diese von ihrer Mutter ererbte Gabe und ihre strenge Erziehung kamen ihr zugute an jenem Morgen, da das ganze Leben von Leaping Rock von der Katastrophe verschüttet wurde. Von ihrem Vater, das wurde Susie erst später klar, hatte sie wohl nichts geerbt als höchstens seine gute Laune und den Gleichmut, den ihre Mutter nie besessen hatte. Ihre Mutter mühte sich ab und sorgte sich, und ihr war es zu verdanken, daß das Grand Hotel das beste seiner Art in Leaping Rock wurde. Ihr Vater sorgte sich um gar nichts, und so mochten ihn alle Leute gut leiden, obwohl er herzlich wenig leistete

und seine Familie schlimm genug dran gewesen wäre ohne die tüchtige Mutter. Susie liebte ihren Vater, für ihre Mutter hatte sie nur Respekt. Es beunruhigte sie immer wieder, daß es so viele Leute gab, die sie achtete, aber nicht lieben konnte, während sie so manche Leute geliebt hatte, die gar keinen Respekt verdienten. Das war einer der Gründe, der sie Augustus Parkington kritisch betrachten ließ. Sie hegte Achtung vor ihm, und sie liebte ihn sogar, obwohl ganz anders als ihren Vater. Mit siebzehn Jahren kam sie allmählich dahinter, daß man seine Mitmenschen auf sehr verschiedene Art lieben kann. Sie glichen einander so wenig. Ihren Vater liebte sie, weil er so liebenswürdig lustig war und sich keine Sorgen machte. Manchmal dachte sie, sie liebe ihn, weil er so ganz anders war als ihre Mutter, die alles so gründlich tat und sich dabei sorgte und abrackerte, von morgens früh bis abends spät. Ihr Vater arbeitete. Er überwachte das Ein- und Ausfahren der Bergarbeiter, aber diese Arbeit berührte ihn nicht weiter. Er hatte keinerlei Ehrgeiz, etwa Aufseher zu werden oder, wie Augustus Parkington, nach Edelmetallen zu schürfen, in der Hoffnung, plötzlich steinreich zu werden. Er war zufrieden, tagaus, tagein in seinem Käfig zu sitzen, lächelnd das Kommen und Gehen der Leute zu beobachten und gelegentlich ein Garn mit ihnen zu spinnen, wie er auch gerne am Hoteleingang saß und seine Gäste unterhielt. Den Gästen erging es dabei wie Susie, sie wurden fröhlich und fühlten sich heimisch, sobald der gutmütige dicke Mann mit den lustig zwinkernden grauen Augen vom Bergwerk heimkam.

Augustus Parkington war ganz anders. Das wichtigste war, daß er aus dem Osten stammte, von New York, und daß er, wie Susies Mutter sagte, stets »geschniegelt und gestriegelt« daherkam. Sogar wenn er zum Bergwerk ging, trug er seine feinsten Kleider, ließ sich die Schuhe von Sam Young, dem

chinesischen Boy, wichsen, trug das feinste Seidenhemd mit einer hochroten Krawatte, in der eine Diamantnadel steckte; eine schwere goldene Uhrkette zierte die karierte Weste und ein riesiger Diamant den kleinen Finger. Susie kannte nur einen einzigen Mann, der fast so großartig daherkam wie Augustus, das war Aristides Vedder, der Spieler, der das ganze Jahr die Rundreise Leadville, Virginia City und Leaping Rock wiederholte. Aber trotzdem, die gleichen feinen Kleider erzielten, von Vedder getragen, nicht halb so einen großartigen Effekt wie bei Augustus. In unbewachten Augenblicken ertappte sich Susie dabei, an ihn als »Augustus« zu denken, obwohl nichts sie zu solcher Vertraulichkeit berechtigte. Er war schließlich ein Mann in mittleren Jahren, dreiunddreißig an seinem nächsten Geburtstag, und er war eine wichtige Persönlichkeit. Ihm gehörte die Hälfte der großen Juno-Mine, die ununterbrochen Silber zutage förderte und an der Berglehne jenseits des Tales ablud. Man sagte, er besäße Eisenbahnen im Osten und hätte Glück in riesigen Spekulationen. Man behauptete, er sei Millionär und so reich, daß er selbst nicht einmal wisse, wie sehr; es sei ihm auch gleichgültig, weil nicht der Besitz, sondern nur der Erwerb des Geldes ihn interessiere.

Vom Osten wußte Susie so wenig, daß sie sich bei diesen Erzählungen nicht viel vorstellen konnte. Für sie klangen alle wie Märchen aus Tausendundeiner Nacht. Weiter ostwärts als Denver war sie nie gekommen, der Osten war ein fremdes Land und New York eine sagenhafte Stadt, voll großer Restaurants, großartiger Beleuchtung, wundervoller Frauen und reicher Männer. Und während sie in der Küche mit der Mutter arbeitete, ließ sie die Gedanken oft ostwärts wandern und nahm sich vor, selbst eines Tages dorthin zu gehen, denn ihr kleiner, zarter Körper war zum Bersten von Ehrgeiz erfüllt. Darin glich sie ihrer Mutter weit mehr als ihrem Vater. Sie konnte manchmal nachts nicht schlafen,

weil alle ihre Wünsche und Pläne in ihr herumrumorten, als hätte sie sich den Magen verdorben.
Selbst die Schönheit des geliebten Tales vermochte ihre Sehnsucht nicht zu stillen. Sie war sich seiner Schönheit und Großartigkeit voll bewußt, aber gleichzeitig wußte sie, daß es arm und unfruchtbar bleiben mußte. Leaping Rock bot ihr keine Zukunft. Als sie älter wurde, fing sie an, ihre Mutter zu verstehen, die rastlos und freudlos arbeitete, von einem Ding zum anderen hastete und immer neue Pflichten fand, wo gar keine zu sein schienen. Tag und Nacht, bis sie endlich todmüde einschlief, schien ihre Mutter vor etwas davonzulaufen, und eines Tages erfuhr Susie, was es war. Es geschah unvermittelt. Eines Tages, gerade während sie das große Wohnzimmer abstaubte, setzte sich ihre Mutter nieder und sagte: »Susie, ich muß dir etwas sagen.«
Susie erschrak, denn nie zuvor hatte ihre Mutter etwas Ähnliches getan. Sie war immer in sich verschlossen gewesen und hatte wie hinter einer Mauer gelebt, durch die Susie nie zu dringen vermochte. Und nun wurde Susie gewahr, daß die Mauer niedergerissen war und daß ihre Mutter, zum erstenmal in ihrem Leben, von den Dingen sprechen wollte, die hinter dieser Mauer gelegen hatten. Scheu und verlegen setzte sich Susie auf die Kante des Roßhaarsofas und wartete. Der Gedanke durchzuckte sie, daß die Mutter ihr mitteilen würde, sie sei an einem gefährlichen Leiden erkrankt und müsse bald sterben.
Aber das war es nicht. Ihre Mutter faltete die hageren, rauhen Hände und sagte unvermittelt: »Wenn du achtzehn bist, Susie, schicke ich dich fort.« Als kostete es sie große Anstrengung, schwieg sie, bis Susie murmelte: »Ja, Ma. Wohin?«
»Nach dem Osten, Susie ... zu deiner Großtante Sapphira in Vermont.«
Und wieder erschrak Susie. Sie hatte die Großtante Sapphira

nie gesehen, aber der Vater hatte sie immer die Familienhexe genannt. Susie wußte nicht einmal, ob sie überhaupt gerne nach Vermont gehen wollte. Wohl war es der Osten, aber nicht der Osten, den sie erträumt hatte. Und sie liebte ihr Tal. Sie wußte, daß ihr das Tal und die große Bergspitze am allermeisten fehlen würden ... mehr noch als der Vater. Aber die Mutter fuhr fort: »Ich möchte, daß du im Leben die Dinge erreichst, die ich nie bekommen habe, Susie. Ich habe so viel erhofft und gewünscht – Macht und Erfolg und Geld und Diamanten...« Ihre Augen blitzten plötzlich, und sie sagte fest, aber fast beschämt: »Ja, Diamanten und Macht. Als ich so alt war wie du, wollte ich etwas erreichen, jemand sein in der Welt, und ich dachte, das würde sich erfüllen, als ich deinen Vater heiratete; aber es kam ganz anders.« Sie seufzte und fuhr fort: »Dein Vater ist ein guter Mann, Susie. Er hat mir nie irgendwelche Sorgen bereitet oder etwas Böses getan, aber er hatte es wohl nicht in sich. Er hatte keine Sehnsucht nach den Dingen, die ich wünschte. Sie bedeuteten ihm nichts. Sie hatten für ihn gar keinen Wert. Ich hätte sie dennoch bekommen können, einmal – auf Frauenart –, aber ich griff nicht zu, und heute bedaure ich es nicht mehr ... nur manchmal. Siehst du, Susie, ich möchte, daß du alles erreichst, was mir versagt blieb. Ich möchte, daß du ein schönes Leben führst in einer zivilisierten Welt, nicht hier in Leaping Rock. Dies ist nicht dein Weg. Du bist außergewöhnlich hübsch, und es wäre ein Jammer, wenn du dich hier einfach vergraben und immer nur arbeiten und solche Hände bekommen würdest wie ich.« Sie beobachtete Susie, wie sie auf der Kante des Sofas saß, und als das Mädchen nicht antwortete, fragte sie leise: »Möchtest du dies alles nicht auch, Susie?«

Nach einer Pause erst sagte Susie: »Ja, vielleicht. Ich weiß es nicht. Nur, ich mag nicht von dir fortgehen und von Pa... und aus dem Tal.« Sie war damals erst vierzehn, und die

Dinge, von denen ihre Mutter sprach, waren ihr noch nicht bewußt. Plötzlich stand ihre Mutter auf und fing wieder an abzustauben, aber mit einer fast wütenden Heftigkeit, als haßte sie die armseligen, schäbigen Sofas und Sessel. »Wir wollen nie wieder davon sprechen«, sagte sie abschließend.

Sie sprachen nie mehr davon, aber als Susie älter wurde, begann sie zu verstehen, wovon die Mutter damals gesprochen hatte. Das Verständnis dafür erwuchs ihr langsam, aus Büchern, und auch weil die Flamme des gleichen Ehrgeizes, der ihre Mutter noch in ihrer Niederlage peinigte, nun auch in ihrem Busen brannte. Aber die größte Erkenntnis kam ihr durch Augustus Parkington. Wenn er des Abends, nach Sonnenuntergang, vom Osten und der großen Welt jenseits der Berge zu erzählen begann, dann wurde die ganze fabelhafte Welt des Ostens wirklich und lebendig; vielleicht weil er diese Welt liebte, vielleicht weil seine unbezähmbare Vitalität und sein Enthusiasmus alles mit sich rissen wie die wilde Flut des El Dorado Cañons im Frühling. In Topeka und Chikago pflegte man zu sagen, Augustus Parkington könne einem Baptistenprediger ein Bordell verkaufen, wenn er es drauf anlege.
Er saß da vor dem Haupteingang des Grand Hotel, breitschultrig und herrlich in seinen feinen Kleidern und dem vielen Schmuck, und sprach mit tiefer, warmer Stimme – eine Stimme, die alle, ob jung oder alt, Mann oder Frau, zu fesseln verstand –, und schon war man ihm verfallen und hatte nur eine Angst, er könnte aufhören zu sprechen und fortgehen, denn wenn er gegangen war, erschien die Welt ringsumher leer und verödet.
Er mochte Susie gut leiden und fuhr fort, sie wie ein kleines Mädchen zu behandeln, selbst als sie bald siebzehn war und ihre Glieder sich unter den einfachen Baumwollkleidchen, die ihre Mutter selbst nähte, gerundet hatten. Doch manch-

mal spürte Susie plötzlich, daß etwas Neues zwischen sie getreten war, etwas, das sie nicht verstand und das sie daher gleichzeitig beunruhigte und erregte. Ihr zutiefst weibliches Wesen erahnte, als sie älter wurde, die ausgesprochene Männlichkeit Major Parkingtons. Wenn er zu seinem alljährlichen Besuch erschien, wurde das ganze Hotel neu belebt und verwandelt. Sie hatte manchmal gehört, wie über Major Parkington und seine Art, mit Frauen umzugehen, gesprochen wurde, aber das hatte ihr nicht viel bedeutet. Von Liebe wußte sie so gut wie nichts, und von dem, was am Rande liegt, noch weniger; der bloße Gedanke, einen Mann in Augustus Parkingtons Alter zu heiraten, war lächerlich. Ein Mädchen von siebzehn und ein alter Mann von dreiunddreißig! Sie hoffte nur, daß irgendwie, irgendwo, irgendwann ein passender Freier auftauchen würde, der wenigstens halb so vornehm wäre wie der Major. Und manchmal wunderte sie sich, daß er Gefallen daran finden konnte, sich mit einem so jungen und unwissenden Menschenkind wie sie zu unterhalten.

Erst viel, viel später wurde ihr bewußt, was es mit jenen Abenden auf sich hatte. Sie begriff es, als sie ihn und seine Art, mit Frauen umzugehen, kennenlernte. Er hatte diese Abende im Gespräch mit ihr zugebracht, weil er nicht anders konnte, weil in diesem großen, schönen Körper der unstillbare Drang lebte, dieses einfältige, offenherzige, unberührte Kind zu verführen und zu gewinnen. Ihr vollkommener Mangel an Koketterie, ihre gänzliche Unwissenheit entwaffneten ihn und reizten ihn zugleich. Und im Grunde seines Wesens waren es Liebenswürdigkeit und Anständigkeit, die ihn daran hinderten, einen so niederträchtigen Plan zu verwirklichen. In seinem ganzen Leben war er so geblieben; im gleichen Augenblick, da man bereit war, für immer Schluß zu machen mit diesem unverbesserlichen Schurken, tat er irgend etwas Großherziges und Liebens-

würdiges, und es blieb einem nichts anderes übrig, als entwaffnet wieder von vorne anzufangen.
Sehr viel später begriff sie erst, was er im Sinn hatte, als er seine Zeit »verlor«, indem er sich mit ihr unterhielt. Er warb um sie, er war zärtlich und liebkosend, ohne ein Wort von Liebe zu sprechen, ohne sie je zu berühren. Alles an ihm warb und verführte; seine klaren blauen Augen, seine einhüllende Stimme, sein ganzes Wesen. Es war, als strömte ein Fluidum von ihm aus; es hüllte einen ein und erfüllte mit ungeahnten Gedanken und Wünschen.
Immer wieder tauchte im Laufe des Abends das Gesicht ihrer Mutter hinter den Fensterscheiben auf und verschwand alsobald wie ein Geist. Und auch dieses begriff Susie erst viel später, lange nach ihrer Mutter Tod. Wenn er sie will, muß er sie heiraten. Das hatte ihre Mutter gedacht. Er könnte Susie alles geben, und die Kleine ist klug genug, um aus allem zu lernen, was ihr von ihm kommt. Aber nie wird er sie heiraten. Er ist nicht so gescheit, zu merken, daß Susie ihm eine große Hilfe sein könnte in allem, was er im Leben anstrebt.
Ohne die Explosion wäre es wohl nie dazu gekommen. Susie lernte im Laufe ihres langen Lebens erkennen, daß vieles, was ein Dasein grundlegend verändert, einzelnen, scheinbar unzusammenhängenden kleinen Ursachen entspringt.
Am Morgen, da sich die Explosion ereignete, war sie allein in der Küche und schälte Kartoffeln. Dabei schweifte ihr Blick über das weite Tal. Ab und zu erschien ein Wagen oder ein Reiter auf dem schmalen Band der Straße, die von Leaping Rock am großen Berg entlang zu den Minen führte. Der Morgen war heiß, so heiß, daß die Ausstrahlungen des sandigen Bodens hin und wieder Wagen und Reiter in die Luft zu heben und auf den Kopf zu stellen schienen. Dann kam ein plötzlicher Windstoß und zerstreute die gleißenden Hitzewellen, der Reiter saß wieder aufrecht und ritt

dem baumbestandenen Ufer des Flusses entgegen. Die Morgenröte hatte sich verzogen, und bald ließ die erbarmungslose Hitze der höher steigenden Sonne den ganzen Berg nackt und hart erscheinen, eine von Kupfer und Silber durchzogene, beängstigende Felsmasse. Dort oben in der kleinen Kluft, die aussah, als hätte sie ein großer Indianergott mit dem Tomahawk in den Fels geschnitten, lag die Mine. Dort oben, unter den wie Ameisen wimmelnden Iren und Chinesen des Bergwerks saß ihr Vater in seinem Käfig und erzählte Geschichten, und ihre Mutter, die frühmorgens mit dem kleinen Wagen das Tal durchquert hatte, brachte ihm und Major Parkington das Essen. Sie waren in der Nacht droben geblieben, um den langen Rückweg in der Dunkelheit zu vermeiden.

Susie war fertig mit dem Schälen und leerte gerade den Abfall in den Schweinetrog, als es geschah. Im Augenblick, da sie sich aufrichtete, um die Tür zu schließen, sah sie hoch oben über dem Einschnitt im Berge einen riesigen Rauchfächer aufsteigen. Zuerst wirkte er wie eine große Baumwollblüte, doch bald breitete er sich in der heißen Luft aus, und gleichzeitig erreichte der Widerhall der Explosion auch schon die kleine Stadt. Die Fenster klirrten in ihren Holzrahmen, und Susie wurde gegen die Tür geschleudert. Von der einzigen langen Straße stieg aus Bordellen und Spielhäusern der Lärm einer erschrockenen Menschenmenge; man hörte schreien und rufen.

Sie dachte dumpf: Sie sind dort oben, Ma und Pa und der Major. Sie sind alle tot. Denn als sich der Rauch wie eine Riesenblume erhob und ausdehnte, schien es ihr unmöglich, daß noch irgend etwas am Leben sein könnte in dem engen Schacht.

Gleich darauf erschien auf dem schmalen Band der Straße, die sich das Tal hinaufwand, eine eilige, endlose Prozession: unzählige Menschen, zu Pferde, auf Eseln, in kleinen Wagen,

zu Fuß. Alles strebte aus der Stadt durch das Tal dem großen Berg zu.
Einen Augenblick fühlte Susie den wilden Drang, auch mitzurennen. Doch dann sagte die ruhige Stimme in ihrem Inneren, die Stimme, die immer wieder zu ihr sprechen würde: Es hat keinen Sinn, daß du dort hinaufrennst. Du kannst dort nichts tun. Du bist viel nützlicher, wenn du hier ruhig deiner Arbeit nachgehst. Sie werden später zurückkehren, und dann brauchen sie Verbandzeug und heißes Wasser und Betten und Essen.
So ging sie denn wieder ins Haus und machte sich an die Vorbereitungen für all das, was kommen mochte. Sie dachte: Vielleicht sind Ma und Pa und der Major tot, aber vielleicht sind sie nur verletzt. Ich kann einstweilen nur für sie beten und arbeiten.
Sie arbeitete und kämpfte dabei ihre Tränen und ihre namenlose Angst nieder. Ihre Hände zitterten so sehr, daß sie die alten Bettücher fast nicht in Streifen zu zerreißen vermochte. Nach einiger Zeit kamen zwei verängstigte Dirnen aus Madame La Vernes Etablissement zu ihr, und als sie zu dritt weiterarbeiteten, fühlten sie sich etwas erleichtert.
Bald setzte vom Berg herunter eine Ameisenprozession in umgekehrter Richtung ein, und am späten Nachmittag brachte man die ersten Sterbenden und Verwundeten zu Tal. Aber noch immer war keinerlei Botschaft, keine Nachricht gekommen.
Schweigend arbeiteten die drei Mädchen; wenn ab und zu ein Wort fiel, hatte es keinen Bezug auf die Mine oder das Unglück; sie sagten höchstens: »Jetzt wird wohl bald irgend jemand kommen.«
Susie, die nie zuvor mit solchen Mädchen gesprochen hatte, fühlte ihre tiefe Menschlichkeit. Eine von ihnen hieß Belle Slocomb und kam aus Providence, Rhode Island. Die andere war ein deutsches Mädchen, Minnie Oberland, und kam aus

Cincinnati. Susie dachte mit Sorge daran, was wohl ihre Mutter sagen würde, wenn sie diese beiden in ihrem Hotel vorfände. Wahrscheinlich würde sie sie mit Schimpfworten aus dem Hause jagen, das heißt, wenn sie nicht längst tot war ... Aber Susie selbst fühlte sich von den Mädchen keineswegs abgestoßen. Sie schienen etwas laut und waren wohl auch etwas zu stark geschminkt, und Minnie Oberlands goldener Zahn wirkte unnatürlich und merkwürdig, aber sonst waren sie nicht viel anders als die übrigen Weiber. Sie glichen nicht im entferntesten der Vorstellung, die sie sich von solchen Wesen gemacht hatte; sie spien nicht Feuer und Rauch und hatten weder Schweif noch Pferdefuß. Minnie weinte viel; sie war augenscheinlich verliebt in einen der Männer, die dort oben im Bergwerk arbeiteten. Belle Slocomb hingegen weinte nicht, aber ihre Augen hatten einen unnatürlichen Glanz. Sie sei einmal in ihrem Leben verliebt gewesen, sagte sie, und das habe genügt; jetzt sei sie fertig mit alledem.

Dann, als der große Berg sich in blaue Abendschatten zu hüllen begann, hörte Susie Schritte auf den Fliesen der Eingangshalle – schwere Schritte, die sie sofort erkannte. Es war Major Parkington. Wie eigentümlich, daß ihr Herz ihr schon sagte, wer gekommen sei, noch bevor seine massige Gestalt in der Türöffnung erschien. Er hatte den Arm in der Schlinge; sein gewelltes dunkles Haar war mit Blut verklebt, sein schönes Gesicht staubbedeckt. »Was ist passiert, Gus?« fragte Belle Slocomb, als sie ihn erblickte. Sie scheint ihn sehr gut zu kennen, dachte Susie.

Er ließ sich schwer auf das Sofa fallen, als hätte er nicht länger die Kraft, sich aufrecht zu halten, und die beiden Dirnen beugten sich über ihn. Susie verhielt sich ganz still und wartete. Sie hätte dasselbe tun mögen wie die beiden. Sie hätte ihn berühren wollen, sein lockiges Haar aus den Augen streichen; aber sie war wie gelähmt und vermochte sich

nicht zu bewegen. Als er aufsah und seine blauen Augen die ihren fanden, wußte sie, daß Vater und Mutter tot waren.
Er sagte zu den Dirnen: »Geht weg, Mädchen. Ich will mit Susie allein sprechen.«
Als verstünden sie sofort, was geschehen war, sagte Belle: »Es ist gut, Gus.« Dann blickte sie auf Susie, ging auf sie zu und umarmte sie. Sie sprach kein Wort, sondern wandte sich, legte ihren Arm um die Schultern des deutschen Mädchens und führte sie hinaus.
Dann sah der Major Susie wieder in die Augen, und Susie fragte: »Beide?«
»Beide.«
Susie weinte nicht. Sie konnte keine Tränen finden, vielleicht weil sie schon im Augenblick der Explosion gewußt hatte, was er ihr nun mitteilte.
Plötzlich schwanden ihr die Sinne, und sie wäre zu Boden gefallen, wenn der Major sie nicht rasch mit seinen Armen gestützt hätte. Es waren starke Arme; in Leaping Rock wurde behauptet, Major Parkington sei stärker als irgendeiner seiner Arbeiter.
Als sie die Augen wieder öffnete, lag sie auf dem Sofa. Neben ihr saß der Major, und die beiden Mädchen waren wieder da; voller Mitgefühl blickten sie auf Susie und versuchten, sich nützlich zu machen; die eine hielt ein Becken mit Wasser in den Händen, die andere ein leeres Schnapsglas.
»Geht es dir jetzt besser, Kleines?« fragte die Blonde.
»Es geht mir ganz gut«, stammelte Susie.
Dann sagte der Major wieder: »Geht jetzt, ihr Mädchen. Wenn ich euch brauche, werde ich rufen. Ihr könntet unten helfen, da gibt es sicher schrecklich viel zu tun.«
Als die Tür sich hinter den Mädchen geschlossen hatte, nahm der Major Susies Hand und sagte: »Von jetzt an

werde ich für dich sorgen. Du wirst mit mir nach New York kommen.«
Sie gab keine Antwort; sie lag nur still da, preßte die Hände auf die Augen und versuchte zu fassen, was geschehen war und was nun kommen sollte.
Als sie keine Antwort gab, sagte er: »Das ist doch recht so, oder? Du läßt mich für dich sorgen, ja?«
Mit großer Anstrengung gelang es ihr, sich aus dem Nebel, der sie wieder zu umhüllen drohte, loszureißen. Sie bemühte sich gleichzeitig, ihre gute Erziehung zu Hilfe zu nehmen und eine höfliche Antwort zu geben.
»Ich werde mich um alles kümmern«, fuhr er fort, »du mußt dich um gar nichts sorgen.«
Es wurde ihr wohl klar, daß er versuchte, lieb zu ihr zu sein, aber es wunderte sie, daß er es so eilig hatte, alle Dinge zu ordnen. Obwohl sie in der rauhen Wirklichkeit von Leaping Rock aufgewachsen war, lag in ihrem Wesen eine tiefe Reinheit und Unschuld, die ihr ganzes Leben in ihr blieb, selbst noch an dem Weihnachtsabend, als sie ihre Enkelin Madeleine und den Cowboy beobachtete und genau wußte, was deren Beziehungen zugrunde lag. Selbst als ganz alte Frau, als nichts Menschliches ihr fremd war, behielt sie diese wundersame Reinheit des Geistes.
Nun sagte sie, ohne zu Parkington aufzublicken: »Wollen Sie damit sagen ... ob ich Sie heiraten will?« Sie hörte ihn antworten: »Ja ... natürlich ... ja«, und ein verlegenes Husten begleitete seine Worte.
Mitten in ihrem Kummer und ihrer Verzweiflung kam ihr der Gedanke: Das wäre die Rettung. Jetzt, da Ma und Pa tot sind, hält mich nichts in Leaping Rock zurück. Ich könnte die Welt sehen ... Ich könnte alles tun ... Alles, was sie erträumt hatte, beim Kartoffelschälen und beim Geschirrabwaschen, wenn sie über das Tal hinweg zu den roten Gipfeln hinaufgeschaut hatte. Sie hatte sich selbst, mit

Diamanten geschmückt, eine große Treppe hinabschreiten sehen. Sie hatte sich ausfahren sehen in einer Kutsche mit prachtvollen schwarzen Pferden, mit livriertem Kutscher und Lakai ... zu Häupten einer Tafel sitzen, an der Gesandte und Millionäre saßen ... französisch sprechen, ihre Kleider in Paris einkaufen ... in London und Washington.
All ihre närrischen Träume jagten in dieser Sekunde wie Leuchtkäfer durch ihren Kopf.
Der Major saß neben ihr und tätschelte freundlich ihre Hand; die Berührung irritierte sie. Es war, als tröstete er ein Schoßhündchen. Sie fühlte, wie heiß seine Hand war. »Ich weiß es nicht«, sagte sie, »Sie müssen mich jetzt nicht fragen.« Und dann brach sie endlich in Tränen aus und konnte nicht weitersprechen.

3

Es gab Zeiten, da Mrs. Parkington den langweiligen, nassen Winter von New York nicht mehr ertragen konnte. Sie haßte den Matsch und den flüssigen Ruß unter ihren Füßen. Trotzdem zog sie New York selbst im tiefsten Winter einem Aufenthalt in Florida oder Kalifornien vor. Früher ging sie gerne in der toten Saison nach London oder Paris. Sie liebte diese Städte zu der Zeit, sie erschienen ihr viel wirklicher, wenn wenig Fremde zu sehen waren und das wahre Gesicht ihrer Bevölkerung und das tägliche Treiben zur Geltung kamen. Der Major hatte weltberühmte Badeorte bevorzugt, vielleicht weil er ein Spieler war, und in den letzten zwanzig Jahren seines Lebens hatte sie mehr als genug bekommen von solchen Badeorten – immer umgeben von dem, was die Herzogin »den internationalen Abschaum der Menschheit« zu nennen pflegte. Sie hatte die Pyrenäen geliebt und das tiefblaue Mittelländische Meer und die schwere Fruchtbarkeit der Normandie an der Kanalküste, aber nie hatten es ihr die Umstände erlaubt, mit dem Lande selbst stärker in Fühlung zu kommen. Wo immer sie hinkam, war sie Mrs. Parkington oder Madame Parkington oder Signora Parkington, die Gattin des phantastisch reichen, schönen Majors Parkington, der auf eigener Jacht gekommen und im Splendid, im Carlton oder in der Eremitage abgestiegen war; ein kräftiger alter Herr, der auserlesenes Essen und Champagner bestellte, die besten Appartements belegte und Unsummen bei Roulette und *Chemin de fer* verlor. Ab und zu war es ihr gelungen, inkognito mit Leuten

aus dem Volk in Fühlung zu treten – kleinen Ladenbesitzern, Marktleuten, Gärtnern –, doch nur zu schnell sickerte ihr Name durch, und sofort verloren sowohl die kleinen Leute als auch sie selbst jede Natürlichkeit. Es war, als übte das Geld, das riesige Parkington-Vermögen, einen bösen Zauber aus und zwänge sie immer wieder zurück zu jener Gesellschaft, die sie wohl im Anfang amüsiert und gefesselt hatte, aber die sie bald durchschaut und als leichtsinnig, dumm, hohl und langweilig abgelehnt hatte. Der Major, weniger feinfühlig als sie, schien nie von dieser Langeweile berührt worden zu sein. Er hatte weiter getrunken und gespielt und gegessen, große Transaktionen getätigt, bis zu dem Tag, da er in Cannes unter höchst merkwürdigen Begleitumständen plötzlich tot umgefallen war und sie frei gelassen hatte, hinfort zu leben, wie es ihr gefiel.

Von diesem Tage an verkehrte sie nur noch mit den Menschen, die sie leiden mochte oder deren Intelligenz und Talent sie anerkannte. Diese Regel wurde nur einmal im Jahre durchbrochen, wenn sie zu Weihnachten ihre gesamte Familie zum Essen einlud.

So blieb sie denn den ganzen Winter hindurch in New York, in ihrem schönen, luxuriösen Haus, das sie in allen Einzelheiten selbst entworfen und ausgestattet hatte, damit es ihr bis zu ihrem Tode als gemütliches Heim diene.

Donnerstag nach Weihnachten ging sie frühzeitig zum Tee hinunter, voller Ungeduld, weil Janie kommen sollte, um ihren jungen Mann vorzustellen. Sie hatte den Empfang festlich gestaltet, mit Kuchen, Gebäck und frischen Blumen; sie hatte auch ihr neuestes schwarzes Kleid von Bendel angezogen und die neue Kopfbedeckung, deren eleganter Schwung ihrem weißen Haar so jugendlich stand. Sie wollte auf Janies jungen Mann einen guten Eindruck machen. Während sie noch vor ihrem Drehspiegel stand, entdeckte sie im Hintergrunde Mattie, die sie mit einem eigentümlichen

Lächeln beobachtete. Als ihre Blicke sich trafen, fragte Mrs. Parkington: »Worüber lachst du, Mattie?«
Mattie errötete verlegen: »Nichts, Madam. Ich dachte nur, wie jung und elegant Sie aussehen.«
»Ich werde sie noch alle überleben«, sagte Mrs. Parkington.
Das war ein altgewohnter Spaß, aber manchmal glaubte sie fast selber, daß es so kommen könnte. Während sie ein Taschentuch einsteckte, das Mattie für sie bereitgelegt hatte, wußte sie, daß hinter Matties Lächeln weit mehr gesteckt hatte, als sie zugeben wollte. Mattie hatte ein gutes Gedächtnis. Sie dachte an eine Zeit zurück, da ihre Herrin sich lange vor dem Spiegel aufhielt, bevor sie ausging, weil sie brennend wünschte, jemandem zu gefallen. Merkwürdig, daß Mattie nun schon seit über vierzig Jahren wußte, daß ihre Herrin die Ehe gebrochen hatte, und ihr Wissen nie durch das leiseste Zeichen verraten hatte.
Sie ist wohl, was man eine vollkommene Dienerin nennt, überlegte Mrs. Parkington, aber sie ist gleichzeitig die vollkommenste Freundin. Doch wenn man es recht bedachte, war Mattie eine schlechte Frau, theoretisch wenigstens, denn sie hatte den Ehebruch stillschweigend gutgeheißen, ja ihm sogar Vorschub geleistet.
»Würde es Ihnen was ausmachen, Madam«, sagte Mattie, »daß ich zuschaue, wenn Miß Janies junger Mann kommt?«
»Nein, Mattie. Sieh ihn dir nur richtig an. Du kannst dir in der Halle irgend etwas zu schaffen machen, dann werde ich dich vorstellen.«
Aber Mattie schien damit nicht einverstanden. »Nein, Madam«, sagte sie, »so schnell nicht. Vielleicht, wenn er das zweite oder dritte Mal kommt.«
»Wie du willst, Mattie.«
Sie ging zur Tür, und Mattie sprach weiter: »Miß Janie wird ein sehr hübsches Mädchen. Das hätte ich nie gedacht, als sie klein war.«

»Damals war sie zu dick. Und die Zahnregulierung hat auch Wunder gewirkt. Ich nehme die Hunde mit. Komm, Bijou... komm, Mignon!«

Die beiden Pekinesen sprangen vom Sofa herab und rasten bellend an ihr vorbei durch die Tür und das gewundene Treppenhaus hinunter, gerade als Taylor mit gravitätischem Schritt zur Haustür ging, deren Glocke soeben geläutet hatte.

Mrs. Parkington blieb einen Augenblick oben an der Treppe stehen und sah auf die Uhr. Es war noch nicht fünf, und Janie hatte gesagt, ihr junger Mann könne nicht vor fünf das Büro verlassen. Es konnte noch nicht Janie sein.

Als Taylor öffnete, beugte sich die alte Dame vor, um in die Eingangshalle sehen zu können. Taylors breiter Rücken verbarg ihr im Moment die Sicht, doch als er beiseite trat, sah sie, daß der Besucher der Cowboy war, den sie längst mit Madeleine in Nassau wähnte.

Sie hörte Taylor sagen: »Ich will nachsehen, ob Mrs. Parkington zu Hause ist.« Bevor er den Cowboy zum Sitzen auffordern konnte, ging sie bereits die Treppe hinunter und rief ungeduldig: »Es ist schon gut, Taylor. Bitten Sie Mr. Swann herein.«

Sie war erstaunt, aber höchst erfreut über seinen Besuch. Das sollte einen netten Spätnachmittag geben, in demselben kleinen Salon, wo sie am Weihnachtsabend die kurze, so unerfreuliche Unterredung mit Amory gehabt hatte. Sie und der Cowboy und Janie und deren junger Mann konnten die Tür schließen und die ganze übrige Menschheit, all die unerfreulichen, langweiligen Menschen, draußen lassen, in Schlamm und Ruß und Schmutz. Die Vorfreude beschwingte ihre Schritte, während sie die Treppe hinunterstieg.

Der Cowboy hatte seine linkische Scheu nicht verloren. Er stieg die drei Stufen vom Eingang zur Halle hinauf und blieb verlegen stehen, ein wenig rot im Gesicht, die Hände

ratlos aneinanderreibend und wieder ganz benommen von der raffinierten Eleganz des Hauses.
Sie kam ihm entgegen und fühlte sich trotz ihrer vierundachtzig Jahre leicht erregt. Sie schämte sich fast ein wenig, daß sie noch jetzt den Wunsch haben konnte, einem Mann zu gefallen. Aber es war eine freudige Erregung. Dieser Mann, der so gar nicht in die große Halle paßte, war von einer harten Männlichkeit, wie aus Stahl, ganz anders als alle, die ihr seit Jahren begegnet waren. Es war nicht schwer, zu verstehen, wieso Madeleine den Kopf verloren hatte.
Ihre kleine, blaugeäderte, diamantengeschmückte Hand verschwand in der seinen. Ein Lächeln brach plötzlich aus seinem Gesicht – brach aus, dachte sie, war genau der richtige Ausdruck, es war wie plötzlicher Sonnenschein aus dunklen Wolken.
»Das ist wirklich fein, daß Sie kommen«, sagte sie, »und wo ist Madeleine?« Wiederum befangen sagte er: »Sie ist noch bei der Schneiderin. Es gefiel mir dort gar nicht.«
»Kommen Sie herein«, fuhr sie fort und führte ihn an der Hand in den kleinen Salon.
Die Vorhänge waren zugezogen, und ein helles Feuer brannte im Marmorkamin. Daneben hatte Taylor das große Sheffield-Tablett mit all dem schweren Silber abgestellt. Sie zog die Klingel. »Nehmen Sie Platz«, sagte sie, und als sie sich im Sessel niedergelassen hatte, sprang einer der Hunde auf ihren Schoß, während der andere, der schwarze, sich zu Füßen der Schäferin aus Meißner Porzellan aufgerollt hinlegte. Taylor erschien, und sie fragte den Cowboy: »Darf ich Ihnen Tee anbieten?«
»Gerne, Ma'am«, sagte er, aber mit so wenig Enthusiasmus, daß sie rasch hinzufügte: »Oder ziehen Sie Whisky vor?«
Sein Gesicht erhellte sich. »Ja, Ma'am. Bourbon, wenn Sie haben ... ungemischt, mit Wasser daneben.«
»Haben wir Bourbon, Taylor?«

»Jawohl, Madam.«
»Und Tee für mich.«
Sie erriet, daß Madeleine ihm Bourbon untersagt hatte. Vermutlich hielt sie es für ein ordinäres Getränk.
Nachdem Taylor wieder gegangen war, sagte sie: »Ich wußte nicht, daß Sie noch in der Stadt sind. Ich wähnte Sie längst in Nassau.«
»Ach, Madeleines Kleider sind nicht fertig geworden.« Ein breites Grinsen erhellte sein Gesicht. Kein ausgesprochen schönes Gesicht, dachte sie, ihn heimlich beobachtend. Ein durchaus alltägliches Antlitz – großer Mund, gerade Nase, blaue Augen, von tausend winzigen Fältchen umkränzt, wie sie das Leben an der frischen Luft in die Haut eingräbt. Die Augenbrauen waren etwas zu dicht und das Haar zu glatt. Vermutlich schämte er sich der prachtvollen natürlichen Wellen, für die viele Frauen ein paar Jahre ihres Lebens geben würden. »Darf ich rauchen, Ma'am?« fragte er, indem er seiner Tasche ein Zigarettenetui aus Gold und Platin entnahm.
(Das Etui war gewiß ein Geschenk von Madeleine, und er handhabte es mit Ehrfurcht, als hätte er Angst davor.)
»Natürlich, rauchen Sie nur.«
Während er die Zigarette anzündete, hantierte sie geschäftig mit dem Teegeschirr, um die Pause auszufüllen und es ihm gemütlich zu machen. Sie fühlte, daß nichts Wesentliches trennend zwischen ihr und ihm lag; er war ein einfacher Mensch, und sie hatte Einfachheit und Geradheit seit langem als eine große Macht, ja als etwas vom Wichtigsten für ein gutes Leben erkannt. Zwischen ihnen lagen nur die Dinge – dieser Salon mit dem Marmorkamin und dem schweren Silber, den Aktzeichnungen von Boucher und den luxuriösen kleinen Hunden. Abgesehen davon, daß sie dies alles selber gewählt, hatten diese Dinge herzlich wenig mit ihrem wirklichen Charakter zu tun. Verschwänden

sie über Nacht, es würde sie kaum wesentlich berühren.
»Gefällt Ihnen New York?«
»Ja, es gibt hier manches zu sehen.«
»Werden Sie es ungern wieder verlassen?«
»Nein. Es ist ganz schön, aber ich liebe es nicht. Die meiste Zeit weiß ich nicht, was ich mit mir anfangen soll.« Er lachte verlegen. »Und ich bekomme hier nicht genug Schlaf.«
Sie kam nicht recht weiter mit ihm. Da war so vieles, das sie gerne gewußt hätte – wie hatte er Madeleine kennengelernt, wie hatten sie sich nahe genug kommen können, um ernstlich an Heirat zu denken, welcher von beiden hatte um den anderen geworben, wie urteilte er in seinem Innersten über ihre Enkelin, wie in aller Welt war er überhaupt dazu gekommen, sie zu heiraten? – Doch sie wußte, daß sie, heute jedenfalls, noch keine Antwort auf diese Fragen erhalten würde. Dies war ein schlichter Mensch, ein Mann mit unkomplizierten, geraden Ansichten über Ehre und Anstand. Sie würde mehr Zeit brauchen, um diese Hindernisse zu überwinden. Sein Anblick trug sie in Gedanken weit zurück, nach Leaping Rock und zu den Schatten der großen Berge. Dort hatte sie damals solche Menschen gekannt. In all den folgenden Jahren war sie kaum einem oder zweien dieser Art begegnet. Das Leben, das sie seither führte, hatte keine Verwendung für sie. Nun es zu spät war, wurde es ihr mit tiefem Bedauern klar.
»Haben Sie eine eigene Ranch?« fragte sie unvermittelt.
»Ja, Ma'am. Nicht sehr groß. Nur etwa zehntausend Morgen, aber es ist gutes Weideland. In einem guten Jahr ernährt es schon seine tausend Stück Herefords. Ich hoffe mich etwas vergrößern zu können.«
Sie dachte: Vielleicht hat er Madeleine des Geldes wegen geheiratet. Aber sie verwarf den Gedanken sogleich wieder. Ein Mann mit diesem Gesicht heiratet nicht um Geld. Man kann so vieles – ja, fast alles – vom Gesicht eines Menschen

ablesen. Es bedurfte dazu allerdings jahrelanger Erfahrung und eines ausgeprägten Instinks. Es drängte sie plötzlich, ganz töricht zu sagen: »Ich werde Ihnen noch tausend, zweitausend, eine Million Morgen kaufen – soviel Sie wollen. Als Hochzeitsgeschenk.« Aber sie war sich sofort bewußt, daß dies Unsinn sei und daß er es gar nicht annehmen würde. Er würde höchstens erschrecken und sie für ein bißchen verrückt halten.

»Wie alt sind Sie?« fragte sie plötzlich.

»Vierunddreißig.«

(Also war er fünf Jahre jünger als Madeleine.)

»Da haben Sie ja noch Zeit, sich auszudehnen. Liebt Madeleine das Leben dort draußen?«

»Ja. Eine Zeitlang ist sie ganz vernarrt drauf, aber dann hat sie es schnell wieder satt.«

»Das liegt ihr im Blut ... beides«, sagte Mrs. Parkington. Nach einer Pause fügte sie hinzu: »So war ihr Großvater – Major Parkington.«

Dann trat Taylor wieder ein und hinter ihm ein Diener mit Tee und Sandwiches und dem Bourbon; gleichzeitig klingelte die Hausglocke, und Mrs. Parkington sagte, indem sie sich vorsichtig über das Tablett beugte, um das Hündchen nicht zu stören: »Das wird Miß Janie mit ihrem jungen Mann sein. Führen Sie sie gleich hierher, Taylor.«

Aber es war nicht Janie. Als die Tür sich öffnete, trat die Herzogin ein. Schrecklich ist sie wieder angezogen, dachte Mrs. Parkington beim Anblick des mit Zobel besetzten violetten Straßenkostüms und des Nerzbaretts, das ihrem müden, gelangweilten, gedunsenen Gesicht den Ausdruck eines impotenten Paschas gab.

»Hallo, Mutter«, rief sie aus. Und als ihre kurzsichtigen Augen eine weitere Person im Zimmer gewahrten, fügte sie hinzu: »Oh, ich dachte, du seiest allein.«

Der Cowboy erhob sich und wußte nicht recht, ob er ihr die

Hand reichen sollte oder nicht. Die Herzogin sah ihn prüfend an und bemerkte: »Ach, Sie sind's ... Madeleines Mann«, als sei er gar nicht anwesend.
Dann, als wäre ihr der Gedanke eben erst gekommen, fügte sie hinzu: »Freut mich, Sie zu sehen.«
Sie setzte sich und bat sogleich: »Kann ich etwas Bourbon bekommen?«
»Selbstverständlich«, sagte Mrs. Parkington. Sie hatte es längst aufgegeben, Alice vom Trinken abzuhalten. Sie drückte auf die Klingel und fragte: »Was macht dein Rheuma?«
»Immer gleich«, antwortete die Herzogin. »Manchmal denke ich, es ist neuralgisch ... manchmal, Überschuß an Säure.«
»Ich halte es für Überschuß an Säure«, sagte Mrs. Parkington mit Nachdruck.
Die Herzogin nahm eine Zigarette und zündete sie an. Sie tat es müde und gelangweilt wie alles, was sie tat, als hätte sie längst jegliches Interesse verloren und führte nur gewohnte Gesten aus, um die Zeit umzubringen, bis sie endlich, völlig gleichgültig, sterben würde. Mrs. Parkington bemerkte, wie Al Swanns blaue Augen ihre Tochter beobachteten. Die ganze Sippschaft seiner Frau muß ihm ziemlich verdreht vorkommen, dachte sie.
Taylor kam mit einem zweiten Glas, und die Herzogin trank ihren Bourbon rein, wie Al; Mrs. Parkington mußte sich das Lachen verbeißen, so offenkundig stand Bewunderung in des Cowboys Gesicht geschrieben ob dieser respektablen Leistung. Dann sagte Alice: »Mutter, könnte ich vielleicht hierbleiben, wenn du zum Essen alleine bist?«
Dazu hatte Mrs. Parkington nicht die geringste Lust. Sie hoffte im stillen, Janie und ihr junger Mann würden nichts weiter vorhaben und sich überreden lassen, zum Essen dazubleiben oder mit ihr ins Theater zu gehen ... natürlich nur, wenn der junge Mann wirklich so war, wie Janie ihn

beschrieben hatte. Sie wollte heute abend junge Menschen um sich haben, nicht einen müden Geist wie Alice, die nur von ihrer Kraft zehrte. Aber sie riß sich zusammen und sagte: »Wenn du nichts Besseres zu tun weißt, dann bleib auf alle Fälle hier.«

Alices Blick bekam plötzlich Leben, einen merkwürdigen Schimmer von Leben, so etwa, als würde eine Auster plötzlich lebendig. »Es ist etwas Wichtiges zu besprechen«, sagte sie, »ich möchte mit dir alleine reden.«

»Janie kommt gleich. Sie bringt ihren jungen Mann mit«, warf Mrs. Parkington schnell ein, »sie bleiben vielleicht zum Essen.«

Der Schimmer in den Augen der Herzogin wurde noch etwas lebhafter.

»Fein! Ich wollte ihn so gerne kennenlernen. Janie hat mir nie ein Wort gesagt. Ich habe es nur hintenherum gehört.«

Sie verfiel in klagenden Ton, und Mrs. Parkington dachte: Wenn sie nur nicht anfängt zu jammern. Sie soll lieber trinken, statt die ganze Zeit zu klagen wie Helene. Und rasch erklärte sie: »Janie hat es niemand gesagt außer mir.«

Die Herzogin erhob sich und schritt mit einer fast lächerlichen Würde durch das Zimmer, bis sie die Karaffe mit Bourbon erreicht hatte. Ohne sich durch die Blicke ihrer Mutter und Al Swanns stören zu lassen, schenkte sie sich ein weiteres Glas Whisky ein.

Jetzt wird sie alles verderben, dachte Mrs. Parkington. Ich kann Al nicht näherkommen, und gleich wird es noch schwieriger, wenn Janies junger Mann erscheint.

Sie konnte Alice nicht bitten, nichts mehr zu trinken. Dazu war sie zu stolz. Nie hatte sie dieses Thema mit Alice diskutiert. Sie vermochte eine gewisse Scheu nicht zu überwinden. Scheu oder Schwäche, das wußte sie, aber sie war sich auch klar, daß man niemanden vom Trinken abbringen kann, wenn man ihm nicht etwas anderes zu bieten hat.

Alice trank aus lauter Verzweiflung; mit fünfundsechzig Jahren fand sich wohl nichts mehr, das den Alkoholrausch ersetzen könnte ... nichts.

Alice nahm wieder Platz, mit der gleichen unsicheren Würde, als balancierte sie eine wacklige Krone auf ihrem Haupt. Mit einer Schleppe würde sie aussehen wie Beatrice Lillie in der Rolle einer Herzogin bei den Krönungsfeierlichkeiten, dachte Mrs. Parkington. Aber hinter dem Spott dieses Gedankens lag ein tiefer Schmerz, denn plötzlich sah Mrs. Parkington hinter der absurden lila Straßentoilette Alice, wie sie als kleines Mädchen gewesen war, ehe das Leben sie zerrissen hatte.

Mit gewollter Lebhaftigkeit sagte sie: »Mr. Swann... Al, meine ich... ist in Leaping Rock geboren, wie ich.« Sie wurde gewahr, daß der Name »Leaping Rock« keinerlei Vorstellung in Alice weckte. Das lag alles viel zu weit zurück, lange ehe sie geboren war, in einer Welt, von der sie nichts anderes wußte als die Geschichten, die ihre Mutter ihr erzählt hatte, als sie noch klein war. Und nun war Alice fünfundsechzig, und zwischen ihr und diesen Geschichten lag ein dichter, vielfach durchwobener Schleier, der alles verdunkelte.

»O ja«, sagte sie und lächelte das wohlerzogene, nichtssagende Lächeln, wie in einem Nebel. Es ist jammervoll, dachte Mrs. Parkington, ihr Dazwischentreten hat alles verdorben.

Dann läutete die Hausglocke wieder, und da die alte Dame sah, wie es Al unbehaglich wurde, sagte sie: »Nun, das wird Janie sein«, und erhob sich freudig erregt; den verschlafenen, empörten Pekinesen nahm sie unter den Arm. Sie machte ein paar rasche Schritte gegen die Tür, besann sich dann und ging zum Kamin hinüber, wo sie, mit dem Rücken zum Feuer gewendet, stehenblieb, als hätte sie sich nur wärmen wollen. Die Herzogin lächelte ein merkwür-

diges Lächeln. Mrs. Parkington konnte nie ergründen, wieviel ihre Tochter beobachtete, wieviel von dem, was unter der Oberfläche lag, wohl durch den Schleier, hinter dem sie zu leben schien, dringen mochte. Alice war still und verschlossen, doch manchmal von einer plötzlichen Wachsamkeit.

Und dann verwandelte sich das Bild. Es war, als wehte frische Luft durch den Raum, als leuchtete das Licht viel heller. Es kam in dem Augenblick, da Janie und ihr junger Mann auf der Türschwelle erschienen, und im gleichen Augenblick wußte Mrs. Parkington, daß nun alles gut würde Janie hatte recht. Diesen jungen Mann sollte sie sich nicht nehmen lassen.

Er war hochgewachsen, mehr als sechs Fuß vielleicht, und gutaussehend, weniger schön als gesund, mit dunklem Haar, gesunder Hautfarbe und blauen Augen. Mit natürlicher Selbstsicherheit kam er näher, gar nicht eingeschüchtert durch die Begegnung mit einer fast sagenhaft alten Dame. Aber es war nichts Arrogantes oder Überhebliches in seiner Art. Mrs. Parkington dachte bei sich: O gesegneter junger Mensch, der einfach und aufrichtig geboren wurde! Es mußte ihm angeboren sein, denn das Geheimnis seines Benehmens ließ sich in so wenigen Jahren nicht erlernen.

Man sah ihm an, daß er glücklich war wie auch Janie. Es war das Glück, beisammen zu sein. Es war so einfach.

Janie führte ihn gerade auf ihre Urgroßmutter zu, und Mrs. Parkington fühlte bei ihrem Herannahen ein wärmendes Gefühl in sich aufsteigen. Janie errötete, ihre Augen strahlten.

»Dies ist Ned, Urgroßmutter, Ned Talbot«, sagte sie.

Ruhig und schlicht sagte er: »Ich freue mich so sehr, Sie kennenzulernen, Mrs. Parkington.«

Er nahm ihre Hand, und sie sagte: »Auch ich wünschte sehr, Ihre Bekanntschaft zu machen.« Dann fügte sie hinzu: »Dies

ist meine Tochter, Mrs. Sanderson, und Mr. Swann... Al Swann, der meine Enkelin Madeleine geheiratet hat.« Sie lächelte. »Wir sind eine große Familie, manchmal ist es recht kompliziert.«

Der junge Mann hatte gute Manieren. Er schüttelte der Herzogin und Al die Hand, und die Herzogin zückte ihre Lorgnette, um ihn besser zu betrachten. Sie nahm ihn lange und eingehend in Augenschein, als studiere sie eine Figur in Madame Tussauds Wachsfigurenkabinett. Die Unterhaltung kam nicht in Fluß. Es war auch schwer bei den zusammengewürfelten Gästen; Al und seine Ranch, die Herzogin mit ihrer gelangweilten Würde und das junge Liebespaar. Man sprach vom Wetter, von Theatern und Büchern, von Washington, von allem möglichen und von nichts Besonderem. Mrs. Parkington hielt die Unterhaltung in Gang, ohne ihr viel Aufmerksamkeit zu schenken. Sie beobachtete den Jungen und entdeckte eine Menge Dinge, für welche ihr die Erfahrung den Blick geschärft hatte.

Mit Genugtuung nahm sie die feste Linie seines Kinns wahr. Janie, die etwas von der Unstetigkeit der Familie geerbt hatte, würde die Festigkeit, die es verriet, wohl brauchen können. Der volle, etwas sinnliche Mund und die großen, schönen Hände gefielen der alten Dame besonders. Janie war jung und heißblütig – sie waren alle so gewesen, sogar die Herzogin vor langer, langer Zeit – und sie würde, um glücklich zu werden, nicht nur den Gatten, sondern auch den Liebhaber nötig haben.

Sie mochte seine schöngeformten, kräftigen Ohren leiden, die etwas großen Füße und die breiten Schultern. Er würde mit fünfzig kräftiger und schwerer, aber nie dick sein; dazu verriet sein ganzes Wesen zu viel lebendige Energie. Fröhlich und humorvoll war er auch, das zeigten die kleinen Linien um die Augen an, nicht so tiefe Fältchen wie in des Cowboys Gesicht, aber ein sicheres Zeichen von guter

Laune und Gesundheit. Al war einfach und offen; dieser Junge hier war noch anders. Er war nicht so einfach, aber er wußte sich einfach zu geben. Er war eher komplex und kompliziert und würde manchmal unter seiner eigenen Veränderlichkeit, ja unter seinen Launen zu leiden haben. Vielleicht würde er Janie sogar einmal untreu sein, aber, dachte Mrs. Parkington, nie würde sie es merken, und niemals würde ihn sein Temperament fortreißen und sie ins Unglück bringen.

Er unterhielt sich jetzt mit der Herzogin über irgendeine Frage der britischen Politik, und Mrs. Parkington liebte den Klang seiner Stimme. Er sprach rasch und lebhaft, als eilte seine Zunge seinen Gedanken voraus, und die Herzogin hatte Mühe, ihm zu folgen.

Als er geendet hatte, stimmte sie ihm bei, mehr von seiner Männlichkeit, seinem Temperament und seinem Charme überzeugt als von seinen Argumenten, denen ihr müder Geist kaum zu folgen vermochte. Sie legte aber ein außerordentliches Interesse an den Tag und sah ihn unverwandt, teils ohne, teils mit Lorgnette an. Einmal setzte sie sogar ihren Turban zurecht, nahm einen Lippenstift hervor und zog die Lippen nach.

Janie war offenkundig sehr stolz auf ihn. Man sah ihr an, daß sie mit ihm Staat machen wollte. Seine Lebhaftigkeit beim Verfechten seiner Idee war durchaus echt. Sogar Al wurde davon berührt, obwohl er bestimmt keine Ahnung haben konnte, wovon denn überhaupt die Rede war; in seinem Stuhl vorgeneigt, verfolgte er gespannt die Unterhaltung. Als Ned geendet hatte, sah Al auf die Uhr (von Cartier, dachte Mrs. Parkington, noch ein Geschenk von Madeleine) und sagte: »Ich muß gehen. Madeleine wartet im Hotel auf mich. Ich habe mich schon verspätet.«

»Madeleine liebt es nicht, daß man sie warten läßt«, sagte die Herzogin völlig ausdruckslos. Man hätte nicht bestimmen

können, ob Bosheit aus ihr sprach, als hätte sie etwa andeuten wollen, daß Madeleine sich ihre Gatten zu kaufen pflegte und Pünktlichkeit von ihnen erwartete. Al sah sie scharf an, und es schien Mrs. Parkington, als stiege sekundenlang etwas Röte in seine Wangen. Sie selbst hätte nicht sagen können, ob Alice boshaft sein wollte. Es war ihr in fünfundsechzig Jahren nicht möglich gewesen, zu unterscheiden, ob Alice boshaft oder nur dumm und taktlos war. Das hing vielleicht mit ihrer Kurzsichtigkeit zusammen. Kurzsichtige Leute haben oft so einen leeren, verschleierten Ausdruck.

Etwas eingeschüchtert sagte Al gute Nacht und ging hinaus. Mrs. Parkington begleitete ihn in die Halle, denn sie wollte ihn bitten wiederzukommen, wenn sie alleine wären und ungestört über Nevada plaudern könnten. Sie wußte, daß er ihr nicht glauben würde, wenn sie ihn im Beisein der anderen darum bäte.

Im Hinausgehen bat sie ihn wiederzukommen.

»Ich würde sehr gerne kommen, Ma'am«, sagte er.

»Telefonieren Sie vorher, damit wir einen Tag abmachen, wo wir uns ungestört unterhalten können.«

»O ja, das wäre fein.«

Gerade als er sich entfernen wollte, legte sie ihre Hand auf seinen Arm und sagte unvermittelt: »Geht's gut mit Madeleine?«

Er schwieg einen Augenblick. Dann stieg dunkle Röte in sein wettergebräuntes Gesicht, und seine blauen Augen sahen an ihr vorbei. »Ja, Mrs. Parkington. Es ist alles in Ordnung.«

Sie klopfte ihm ein paarmal auf den Arm und sagte: »Das freut mich«, und während er sich rasch entfernte, dachte sie: So ist das also! Was war Madeleine für ein dummes Ding! Aber es war nicht ihre Schuld. Es war ein Verhängnis. Abgesehen von Janie war Madeleine noch die Beste der ganzen

Familie. Groß, gesund, gutaussehend und gutmütig, aber in diesem einen Punkt krankhaft.
Und sie seufzte schwer, als sie in den Salon zurückkehrte und die Tür hinter sich schloß. Doch gleich unterdrückte sie die Sorge auch wieder und lächelte der Gesellschaft zu, gerade als Alice verkündete: »Na, viel hat unser neuer Verwandter nicht gerade zu sagen.«
»Er hatte wohl kaum Gelegenheit dazu«, warf Mrs. Parkington ein.
Aber Alice war noch nicht fertig. »Immerhin«, sagte sie, »scheint er sich besser zu halten als seine Vorgänger. Cowboys haben es in sich.«
Mrs. Parkington, in ihrer Würde verletzt, wurde plötzlich scharf. Es geschah nicht oft, aber wenn es so weit war, dann zitterten selbst ihre Nachkommen vor ihrem eisigen, schneidenden Ton. Sie sagte nichts weiter als: »Alice! Genug!«
Alices Benehmen verletzte sie doppelt, einmal um Als willen, den sie liebgewonnen hatte und den sie nicht verunglimpfen lassen wollte, und dann, weil die Dinge, auf welche Alice anspielte, nicht für das junge Liebespaar bestimmt waren, das bei ihnen im Salon saß. Alice war taktlos und ordinär, es war, als hätte sie die strahlende Reinheit verdunkelt, die mit Janie und Ned ins Zimmer gekommen war.
Die alte Dame ging absichtlich ganz nahe an der Herzogin vorbei und zischte ihr zu: »Manchmal bist du ein Ekel!«
Aber Alice, obwohl innerlich geduckt, starrte sie nur verwundert an und begriff nicht, wieso ihre Mutter, die sonst über alles in der Welt diskutieren konnte, nun plötzlich prüde geworden war.
Aber schon hörte sie Mrs. Parkington mit einer etwas forcierten Fröhlichkeit sagen: »Wie ist es, könnt ihr beide zum Essen hierbleiben?« Und einer Antwort zuvorkommend, fügte sie hinzu: »Wir haben Fasanen, die euer Großonkel Henry von Rhinebeck geschickt hat.«

Janie sprang auf und umarmte ihre Großmutter. »Wir können leider nicht, Liebste. Wir sind zum Essen mit Neds Schwester verabredet. Sie ist mit ihrem Mann nur für zwei Tage von South Bend hierhergekommen.«

Etwas in Janies Stimme milderte die große Enttäuschung. Mrs. Parkington dachte: Janie versteht. Sie weiß, wie brennend ich ihre Nähe ersehne. Das hatte Janie allen anderen voraus; nur Herbert, ihr Sohn, der nun schon fast fünfzig Jahre tot war, hatte dieses Einfühlungsvermögen gehabt, und obwohl es schon so lange her war, schien es ihr in letzter Zeit, als wäre die Erinnerung an ihn viel wirklicher als die Nähe all dieser anderen. Aber Janie wußte, sie wußte mit dem sicheren Instinkt, den sie selber besaß.

Am liebsten hätte sie gesagt: »Bringt sie mit hierher.« Aber sie sagte es doch nicht, teils um ihren Wunsch nicht über die Maßen zu unterstreichen, teils aus weltweiser Erfahrung. Vielleicht waren diese Schwester und ihr Mann gräßliche Leute, und alles wäre verdorben. »Schon gut, mein Liebling. Ein andermal denn.«

Ned sagte: »Es tut mir schrecklich leid, Mrs. Parkington. Ich wäre so gerne geblieben. Ich würde absagen, aber ich möchte, daß Janie meine Schwester kennenlernt, und dies ist die einzige Gelegenheit.«

Dann küßte Janie die alte Dame und flüsterte ihr ins Ohr: »Komm in die Halle, Großmutter. Ich muß dich etwas fragen.«

Und als Mrs. Parkington mit ihnen in der Halle war, sagte Janie zu ihrem Freund: »Geh nur schon und hol deinen Hut, Ned. Ich will mit Großmama sprechen.«

Als er gegangen war, wandte sie sich an Mrs. Parkington und sagte: »Ist er nicht nett, Liebste? Nicht wahr, er gefällt dir?«

Mrs. Parkington lachte. »Darauf kommt es leider nicht mehr an. Aber er ist ganz der Typ, den ich in deinem Alter geliebt haben würde.« Sie küßte Janie und sagte: »Jetzt lauf aber!«

Sie sah ihnen nach, wie sie hinausgingen, und als sie in den kleinen Salon zurückkehrte, fühlte sie sich plötzlich niedergeschlagen, müde und alt. Sie kam sich vor wie in einen Nebel gehüllt, der alles unklar erscheinen ließ – die Lichter, die Umrisse der bekannten Gegenstände, die Gestalt der Herzogin in dem absurden Lilakostüm. Ich bin alt, dachte sie, ich bin eben doch alt. Aber sie wurde sich gleichzeitig bewußt, daß ihre Müdigkeit weniger körperlich war als vielmehr die Last all dessen, was sie erlebt hatte seit dem Tage, da sie fröhlich ausgezogen war, das Leben zu erobern. Merkwürdigerweise schien sich ihre große Müdigkeit auf die Herzogin zu konzentrieren. Das violette Straßenkostüm stand im Zentrum dieser Wolke des Mißbehagens.

Mit größter Willensanstrengung straffte sie ihren müden Körper und lächelte Alice zu.

»Er ist ein netter Junge«, sagte sie, »und auch sehr gescheit, glaube ich. Helene und Amory sind nicht gerade entzückt.« Sie kicherte boshaft: »South Bend! Sie denken wohl, daß South Bend aus lauter Indianern und Cowboys besteht.«

Mrs. Parkington war im Begriff zu sagen: »Wenn je eine Familie frisches Blut brauchte, dann ist es die unsrige.« Aber Alice sagte es an ihrer Stelle. »Nun, wir versuchen es wenigstens«, meinte die alte Dame. »Janie und ihr junger Mann, Madeleine und ihr Cowboy.« Sie wurde wieder den merkwürdigen Glanz in den olivfarbenen Augen der Herzogin gewahr und wußte nun, daß ihre Tochter irgendeine schreckliche Neuigkeit mitzuteilen habe, irgend etwas, das nur ihr Vergnügen bereiten würde.

Taylor erschien, und Mrs. Parkington sagte: »Mrs. Sanderson und ich werden hier am Kamin essen.« Das wäre leichter zu ertragen. Sie konnte unmöglich allein mit Alice an dem großen Eßtisch sitzen. »Mrs. Sanderson wird gerne einen Cocktail nehmen. Was darf es sein, Alice?«

»Ein Martini.«

Taylors Miene verriet nichts. »Gewiß, gerne. Darf ich ihn gleichzeitig mit Ihrem Champagner bringen?«

»Ja. In einer halben Stunde etwa. Ich gehe mich ein wenig frisch machen.« Sie hatte gehofft, Alice für ein Weilchen zu entrinnen. Aber es gab kein Entrinnen. Alice erhob sich und sagte: »Ich komme mit dir.« Und Mrs. Parkington war so niedergeschlagen, daß sie nichts zu erwidern vermochte.

Während Mrs. Parkington sich zurechtmachte und dachte, wie grau ihr Gesicht aussehe, betrachtete ihre Tochter die verblaßten Fotografien, machte Bemerkungen, frischte alte Erinnerungen auf.

Plötzlich wandte sie sich um und sagte: »Wie komisch, daß Onkel Henry dir Fasanen schickt. Hörst du manchmal von ihm?«

»Er kommt hin und wieder zu einem kurzen Besuch, und manchmal schickt er Eier oder Kapaunen oder Fasanen oder sonst etwas.«

»Ich habe ihn seit Jahren nicht mehr gesehen. Wie sieht er denn jetzt aus?«

»Wie immer – nur eben älter ... aber nicht sehr verändert ...« Sie lächelte: »Redet noch immer gerne große Töne.«

Das Gespräch brach ab, und es blieb Onkel Henrys Schatten im Zimmer zurück, Onkel Henry, des Majors jüngerer Bruder, das schwarze Schaf der Familie, den sie alle für verrückt erklärten, weil er so lebte, wie es ihm paßte, die Tochter eines seiner Pächter geheiratet hatte und wie ein Farmer arbeitete und lebte. Er war gar nicht so verrückt gewesen, denn er war ein sehr reicher Mann geworden und hatte etliche Prozesse gegen Eisenbahngesellschaften und überdies sogar gegen seinen eigenen Bruder, den Major, gewonnen.

Mrs. Parkington hatte ihre Toilette beendet. »Nun wollen wir zum Essen gehen«, sagte sie, »Fasan darf man nicht warten lassen.«

Die große Neuigkeit kam während des Essens, als sie gerade Onkel Henrys Fasan verspeist hatten. Mrs. Parkington hatte zwei kleine Flaschen Champagner geleert, um sich aufzumuntern, und die Herzogin hatte erst drei Martini getrunken und dann zum Geflügel noch ein Viertel Burgunder. Aber der Wein hatte Mrs. Parkingtons Lebensgeister nicht geweckt. Nachdem Taylor den Fasan abgetragen hatte, sagte die Herzogin mit dem gleichen Aufblitzen in den Augen: »Ich habe gestern abend etwas Schlimmes über Amory gehört.«

Mrs. Parkington sah sie an und sagte: »Was ist es? Ich wußte doch, daß dir etwas durch den Kopf ging.«

»Er ist in Schwierigkeiten.«

»Welcher Art?«

»Geld. Irgend etwas ist da nicht ganz sauber. Ich muß sagen, das hat mich befremdet – ausgerechnet Amory!«

Mrs. Parkington antwortete nicht. Sie erinnerte sich an die Unterredung mit Amory wegen des Darlehens. Gleichzeitig dachte sie: Wie dumm von Alice, »ausgerechnet Amory« zu sagen. Amory ... nun, Amory war gerade diese Sorte, ein eingebildeter Alleswisser.

»Du lieber Himmel«, sagte sie, »um was handelt es sich denn?«

Aber die Herzogin ließ sich Zeit, offenbar um die Geschichte auszukosten. »Er scheint in den vergangenen zehn Jahren eine Unmenge Geld verloren zu haben«, berichtete sie schließlich.

»Das weiß ich schon«, erwiderte Mrs. Parkington.

»Und in letzter Zeit hat er versucht zu spekulieren, um es wieder einzubringen.«

»Ja.«

»Aber nicht mit eigenem Geld ... mit Geld und Papieren andrer Leute ... seiner Firma und seiner Klienten.«

Mrs. Parkington runzelte die Stirn. Sie hatte gar keine Lust,

heute abend mit dieser Geschichte behelligt zu werden. Sie war zu müde und niedergeschlagen. Und doch mußte sie zuhören, denn sie wußte, daß sie immer noch als das Oberhaupt der Familie angesehen wurde und daß schließlich doch alles auf sie zurückkommen würde. Es gab auch hier kein Entrinnen. Sie verließen sich alle auf sie, sogar Amory. Und in diesem Fall konnte sie Alice nicht Schweigen gebieten.

»Wo hast du es erfahren?« fragte Mrs. Parkington.

»Richter Everett hat es mir gesagt. Er kam gestern zum Tee.«

»Ich habe Richter Everett nie für einen Schwätzer gehalten.«

»Er hat es mir auch nicht als Gesellschaftstratsch erzählt. Er dachte, es wäre vielleicht richtig, daß du davon erführest.«

»Und warum kommt er dann nicht direkt zu mir?« entgegnete Mrs. Parkington schroff.

»Er sagte, er könne nicht zu dir kommen, bevor er nicht genau über alle Einzelheiten orientiert sei.« Alice lächelte plötzlich. »Er befürchtete, du würdest ihn als einen Schwätzer und Narren abtun, wenn er dir nicht mit erwiesenen Tatsachen dienen könnte.«

»Vielleicht ist er wirklich ein Narr. Mir kommt das alles wie leeres Geschwätz vor.« Aber sie wußte genau, daß es kein Geschwätz sein konnte. Wie hätte sie gewünscht, es wäre nicht mehr als das! »Ich halte es jedenfalls für ratsam, mit niemandem darüber zu sprechen.«

»Natürlich nicht, Mutter. So etwas über den Mann seiner eigenen Nichte weiterzuerzählen, ist wirklich nicht angenehm.« Und als Mrs. Parkington, in Gedanken versunken, nichts erwiderte, fügte Alice hinzu: »Und was gedenkst du zu tun?«

»Nichts! Ich kann rein gar nichts tun. Amory muß selber sehen, wie er sich aus dieser Sache zieht. Ach, vielleicht steckt auch nichts dahinter.«

Alice lächelte, ein leeres, etwas angesäuseltes Lächeln. Sie

freute sich, denn sie haßte Amory und mochte auch seine Frau mit dem verzogenen Mund nicht sehr gut leiden. Mrs. Parkington dachte an keinen von beiden. Sie dachte nur an deren Tochter Janie und die strahlende Freude, die mit ihr aus dem Hause verschwunden war. Janies Glück dürfte nichts zustoßen. Sie versuchte sich einzureden, daß derlei Dinge Leuten wie Amory nicht passieren können – nun, Amory war doch immer ein Pfeiler der Ehrbarkeit gewesen – St.-Bart-Schule, Harvard, die besten Klubs, Kirchenältester. Solche Dinge können Leuten wie Amory nicht passieren. Aber eine innere Stimme sagte unentwegt: Und sie passieren doch. Sie sind Leuten passiert, die du recht gut gekannt hast. Ein Schwindler ist ein Schwindler, und die Zeiten haben sich geändert. Heutzutage hängt man auch die großen Diebe. Sie kommen nicht mehr so billig davon wie früher.

Sie merkte, daß Alice nichts dagegen hätte, wenn die Angelegenheit in die Öffentlichkeit käme; sie selbst berührte das nicht mehr. Früher vielleicht, vor langer, langer Zeit, konnten sie die Bilder in den Zeitungen, die herausfordernden Schlagzeilen verletzen; aber seit langem, seit zwanzig Jahren oder mehr, hatten diese Dinge nicht mehr die Macht, sie in Erstaunen zu versetzen oder gar sie zu verletzen. Allzuoft hatte die Familie ihre Rolle in den Schlagzeilen gespielt, seit dem Tage, da Augustus Parkington eine Braut aus Leaping Rock nach New York gebracht hatte. Die Herzogin tauchte nur selten aus ihrer unwirklichen Welt auf, um Zeitungen zu lesen. Es würde sie bestimmt nicht aufregen, wenn es allgemein bekannt würde. Sie würde es womöglich nicht einmal merken.

Plötzlich, mitten in ihren Gedanken, wurde Mrs. Parkington inne, daß ihre Tochter zusammengesunken war. Sie sah verfallen und gebrochen aus. Die Augen waren geschlossen, der Kopf war auf die Schulter gesunken. Einen Augenblick

lang dachte Mrs. Parkington: Sie ist tot! Denn sie sah aus wie eine Tote.
»Alice!« rief sie, und lauter: »Alice! Alice!«
Das müde Haupt bewegte sich, die leeren Augen öffneten sich und versuchten um sich zu blicken. »Bist du krank?«
»Nein, aber ich denke, ich fahre lieber heim, wenn du mir ein Taxi kommen läßt.«
Als der Wagen vorfuhr, halfen Mrs. Parkington und Taylor ihr zur Tür, und Mrs. Parkington sagte: »Sie fahren wohl besser mit, Taylor.«
Die Herzogin machte große Anstrengungen, um Haltung zu erlangen, und entgegnete: »Er braucht nicht mitzukommen. Ich bin wohlauf.«
»Sei kein Narr!« schalt Mrs. Parkington.
Taylor holte seinen Hut und Mantel und geleitete die Herzogin zum Taxi, während die alte Dame in der Tür stand und ihnen nachblickte. Es hatte wieder begonnen zu schneien, in dünnen Flocken, die sogleich schmolzen, wenn sie die Erde berührten. Als das Taxi weggefahren war, stieg Mrs. Parkington, von den beiden Pekinesen gefolgt, mühsam die drei Stufen zur Halle hinauf und hinüber zum Lift. Oben, in ihrem Zimmer, fand sie Mattie, die auf sie wartete; das Nachtzeug lag bereit; Matties Gesicht war ausdruckslos. Ihre Züge verrieten nicht, ob sie um die Vorgänge des Abends wußte.
»Du kannst zu Bett gehen, Mattie«, sagte Mrs. Parkington. »Ich will noch ein wenig lesen.«
»Wie Sie wünschen, Madam.«
Sie half der alten Dame beim Entkleiden und ging dann hinaus, während Mrs. Parkington sich auf der Chaiselongue niederließ. Sie nahm einen alten französischen Roman von Gyp zur Hand und hoffte, die Erinnerungen, die er barg, würden ihre Niedergeschlagenheit und Unruhe beschwichtigen.

Alte Bücher, altvertraute Gerüche, einzelne Musikstücke hatten in letzter Zeit immer öfter die Kraft, sie in ferne Vergangenheit zurückzuversetzen. Sie hatte es neuerdings geradezu darauf angelegt, sich auf diese Weise aus der Gegenwart zu stehlen. Es war ein bewährtes Beruhigungsmittel, ein wahres Anästhetikum, das ihr ermöglichte, auch dann einzuschlafen, wenn ihr wacher, unruhiger, von Sorge zu Sorge irrender Geist sie quälte.

Aber der alte Roman von Gyp vermochte sie diesmal nicht zu entrücken. Sie konnte ihm nicht einmal folgen. Sie las eine ganze Seite, ohne zu wissen, was sie tat, denn alles, was die Herzogin ihr erzählt hatte, kam immer wieder und nagte an ihrem Bewußtsein. So ein Narr! dachte sie. Warum in aller Welt hat er so etwas getan? Was immer passiert sein mag, es muß vertuscht werden. Nun sie allein war, tat sie nicht mehr, als glaubte sie nicht an die Wahrheit dieses Gerüchtes. Und plötzlich empfand sie, wie selten in ihrem Leben, Dankbarkeit dafür, daß sie eine unermeßlich reiche Frau war. Wenn das zutraf mit Amory, wenn er wirklich in Not war, dann konnte sie alles zurückzahlen, was er gestohlen hatte, sie konnte sogar ihm selbst die nötigen Mittel geben, um sich durch Bestechung aus der Affäre zu ziehen. Sie haßte Bestechung, wie sie jede Form von Korruption haßte, jede geringste Unehrlichkeit; jetzt, mit vierundachtzig Jahren, würde sie sich dazu hergeben, aber nicht um Amorys willen, nicht um Amory zu retten. Für ihn hatte sie herzlich wenig übrig. Wenn man schon schwindeln mußte, dann zog sie die zynische Gangster-Räuberei ihres verstorbenen Gatten doch noch vor. Darin hatte wenigstens eine gewisse Grandezza und Romantik gelegen. Sie haßte Amorys Heuchelei. Nein, keinen Finger würde sie rühren, um Amory zu retten. Aber da war Janie. Und Janies junger Mann und ihre Zukunft. Was mit Geld zu machen war, um Janies Weg sauber und eben zu halten, das wollte sie tun. Sie

würde Janie von dieser ganzen angefaulten Familie loskaufen. Aber Amory mußte zu ihr kommen und sie um Hilfe angehen. Sie würde ihm das nicht ersparen, nein, Amory nicht, der damals, als er ihre Enkelin Helene geheiratet hatte, herablassend durchblicken ließ, er habe damit der Familie Parkington eine große Ehre erwiesen. Auf den Knien sollte er sie um Hilfe bitten.

Die alte Frau hatte nie irgendwelche Rachegefühle gehegt. Amory zu demütigen wäre nichts als eine gerechte Rückzahlung, eine Buße für den ganzen Schwindel um seine Person, seine Herkunft, seine Privilegien.

Der französische Roman entglitt ihren Fingern und fiel zu Boden, worauf Mignon, das Hündchen, verzweifelt zu bellen begann. Die alte Dame erhob sich, beruhigte das Tierchen, und nachdem sie das Licht gelöscht hatte, ging sie in ihr Schlafzimmer hinüber, in der Hoffnung, endlich doch einschlafen zu können. Aber der Schlaf wollte sich nicht einstellen. Sie lag im Dunkeln und blickte zu den von der Straße her erhellten Fenstervierecken hinaus, vor denen die Schneeflocken wieder tanzten. Das sanfte Fallen des Schnees beruhigte sie langsam und lullte sie in einen merkwürdigen Zustand zwischen Schlaf und Wachen ein; es war, als fiele der Schnee auch im Zimmer rings um sie und erfüllte alles; und im Schneetreiben glitt sie zurück, weit, weit zurück, durch Jahre und Welten, in eine Winternacht wie diese, als sie, von Major Parkington gestützt, aus einer Kutsche gestiegen war und das gelbe Licht der Straßenlampen sanft durch den fallenden Schnee geschienen hatte. Aus dem Schneetreiben war ein Zündholzverkäufer aufgetaucht, und Gus hatte ihm ein Geldstück gegeben; dann hatte er lachend seine Braut hochgehoben, sie fest an seine breite Brust gedrückt und über den nassen Gehsteig die Stufen hinauf ins Hotel Brevoort getragen, aus welchem ihnen Musik entgegenklang.

4

Merkwürdig, dachte Mrs. Parkington oft, welch belanglose Dinge manchmal im Gedächtnis haften. Die beiden Dinge, die ihr aus jener ganzen Periode ihres Lebens am unvergeßlichsten blieben, waren die roten Vorhänge und goldenen Baldachine im Salon des Appartements, das Gus im Brevoort für sie gemietet hatte, und Mademoiselle Contis grüne Handschuhe. Auch an die Musik aus »*Die Großherzogin von Gerolstein*«, welche die kleine Kapelle bei ihrer Ankunft im Speisesaal des Hotels spielte, erinnerte sie sich zeitlebens. Diese Musik blieb für immer verbunden mit der Erinnerung an den Augenblick, da der Portier des Hotels sie in der Hotelhalle empfing, den Major in gebrochenem Englisch zu seiner Vermählung beglückwünschte und der Braut Komplimente machte. An jenem Abend war Gus glücklich und erregt, angefüllt mit der unbezähmbaren Vitalität, die ihn von anderen Menschen unterschied. Diese Vitalität war es, die sie bezaubert hatte, diese überschäumende Lebenskraft, die er im übrigen skrupellos einsetzte, wo immer er über andere hinweg seinen eigenen Vorteil erreichen wollte. Als alles andere weggefallen war, als keinerlei Illusionen mehr verblieben, war es immer noch diese Vitalität, die Macht über sie hatte und sie erwärmte. An jenem Abend ging er die Treppen hinauf voraus, vom Portier und vier weiteren Bediensteten gefolgt. Major Parkington war reich und wichtig; das Geld saß ihm lose in der Tasche, und man diente ihm gerne. So hatte Susie es erträumt, in den Stunden, da sie am Fenster gesessen und über das große Tal hinausgeschaut hatte.

Dann blieb der Portier vor einer Tür am Ende einer großen Halle stehen, öffnete und trat zurück, um sie und ihren Gatten eintreten zu lassen. Und da erblickte sie die roten Vorhänge und die goldenen Baldachine.

Es war ein großes Zimmer mit einem roten Teppich und einer Unmenge vergoldeter Möbel im pompösen Stil des zweiten Kaiserreichs; und überall waren Rosen, weiße Rosen, die der Major bestellt hatte, und auf dem Tisch Champagner in silbernem Kühler. Etwas an den roten Vorhängen und schweren goldenen Baldachinen bezauberte sie. Das war alles so großartig, so reich und phantastisch wie in einem Märchen und genauso, wie es sein sollte.

Dann brachten die Diener das Gepäck herauf, und Gus gab ihnen ein Trinkgeld, dreimal mehr, als andere Leute gegeben hätten; er sagte dem Portier, daß er nicht gestört zu werden wünsche; er werde klingeln.

Als sie gegangen waren, verschloß Gus die Tür, wandte sich um und kam lächelnd auf sie zu; er küßte sie und fragte: »Glücklich, Spatz?«

»Ja«, antwortete sie schüchtern.

»Du bist wirklich ein kleiner Spatz ... so grau und weich in deinen komischen, altmodischen Kleidern, aber morgen wirst du in einen Paradiesvogel verwandelt.«

Während er den Champagner entkorkte, beobachtete sie ihn, erstaunt, etwas geängstigt, aber angenehm erregt. Noch nie hatte sie ihn so gesehen. Auf der langen Eisenbahnfahrt war er ruhig, respektvoll und lieb gewesen, fast als betreute er ein schutzbedürftiges Kind. Jetzt aber beherrschte eine laute, erregte Fröhlichkeit sein ganzes Wesen. Er schien nicht mehr viel älter zu sein als sie. Er schien überhaupt kein Alter zu haben.

Als die Flasche offen war, legte er den Mantel ab, setzte sich und zog sie auf seinen Schoß; er küßte ihren Hals; er gab ihr ein Glas und erhob das seinige. »Auf unsere Zukunft!«

sagte er. »Trink, mein Spatz. Die Zukunft gehört uns, in alle Ewigkeit. Wir werden die ganze Welt erobern. Wir werden alles erringen.«

Sie trank ihr Glas leer, und er füllte es von neuem, küßte ihren Hals und ließ dann lange Zeit seinen Kopf an ihrer Brust ruhen. Ganz schüchtern erhob sie die freie Hand, und ihre Finger glitten über sein dichtes dunkles Haar und streichelten seinen starken Nacken. Er drückte sein Haupt noch fester an ihre Brust, und es schien ihr, als habe sie einen Seufzer gehört. Plötzlich schaute er zu ihr auf, und seine blauen Augen waren verschleiert. Sie fühlte sich an seine starken Oberschenkel gepreßt und hörte ihn sagen: »Oh, Spatz! Ich bin glücklich! Ich kam aus dem Nichts, und auch du bist niemand, aber eines Tages werden wir eine Macht sein.«

Sie tranken noch ein Glas Champagner und waren dann lange Zeit still, während er seinen Kopf an sie drückte und ihre Finger durch seine Haare strichen. Sie fühlte sich merkwürdig erregt und doch wieder so fremd, als beobachtete sie ihn und sich von außen. Dies war ganz anders als alles Vorhergegangene. Seit die Trauung vollzogen war, benahm er sich ruhig, rücksichtsvoll und gütig. Sie selbst war etwas geängstigt, eingeschüchtert und erstaunt. Aber nun schien plötzlich alle Scheu und Angst wie weggewischt. Dieser Mann war neu und anders; sie fühlte in sich eine merkwürdig willige Hingabe und Ekstase. Es war, als löste sich all das, was sie ängstlich, zurückhaltend und gespannt gehalten hatte, in einen warmen, wollüstigen Nebel auf. Stark dufteten die weißen Rosen jetzt. Sie konnte die Blumen sehen, liebliche, halboffene Knospen auf dem roten Hintergrund der Vorhänge. Und von unten kam gedämpft der Klang der Musik. Sie dachte: Dies ist unsere Hochzeitsnacht. Alles, was früher war, ist nichts ... gar nichts. So habe ich es mir gewünscht, schon immer, als ich noch nichts ahnte.

Dann fühlte sie, wie seine Finger die kleinen Knöpfe ihres Kleides einen nach dem andern aufknöpften, und hörte seine tiefe, warme Stimme sagen: »Ich liebe dich, Spatz. Oh, meine Susie, ich liebe dich.«

Das Champagnerglas entglitt ihrer Hand und fiel zu Boden; und er trug sie auf seinen Armen in das angrenzende Zimmer. Einen Augenblick war ihr, als müßten ihr die Sinne vergehen, doch seine warmen, vollen Lippen auf ihrem Hals erfüllten sie wieder mit der eigentümlichen Seligkeit, die alles andere auszuwischen schien. Sie dachte: Ich liebe ihn. Ich wußte nicht, was Liebe ist. Aber jetzt weiß ich es. Ich liebe ihn.

Wie sanft seine großen Hände sein konnten! Ihre Berührung erfüllte ihren ganzen Körper mit Feuer. Sie war wie eine Blüte, die sich mit der Sonne entfaltet, und Gus erschien ihr auf eine neue, ungeahnte Art schön, von einer unmittelbaren, göttlichen Schönheit, wie die Herrlichkeit des großen Tales.

Später servierte ihnen der Maître d'hôtel persönlich das Souper: *merlans frits*, Ente, Burgunder, Salat und *pâté de foie gras*. Nie vergaß sie dieses Souper, teils weil Gus ihr an dem Abend die erste Unterweisung in gutem Essen gab, mehr noch wegen eines restlos erfüllten Glücksgefühls.

Er sagte: »Wir wollen erst morgen hinuntergehen, Spatz. Erst wenn du als Paradiesvogel erscheinen kannst.« Er sah sie lächelnd an, mit dem offenen Blick, der ihn so unwiderstehlich machte. »Es ist überhaupt netter, jetzt allein zu bleiben, oder?«

»Es ist wunderschön, allein zu sein«, antwortete sie und fügte schüchtern hinzu: »Ich liebe dich, Gus. Ich weiß es jetzt.« Es war das erste Mal, daß sie das Wort »Liebe« aussprach.

»Habe ich dich glücklich gemacht?« fragte er mit unverhohlenem Stolz.

»Sehr glücklich, Gus.«
Unter dem Tisch drückte er ihre Knie zwischen die seinigen.
»Wir wollen immer und immer glücklich sein.«
Viel später erst begriff sie, daß er sie nicht wie seine Frau, sondern wie eine Geliebte behandelt hatte. Sie blieb ihm immer dankbar, auch später, als sie einsehen mußte, daß Frauen, auch seine eigene Frau, für ihn immer Geliebte waren, denn seine unbezähmbare Lebenskraft liebte Frauen mehr als eine Frau.
Der folgende Tag war der Tag der grünen Handschuhe, ein Tag, dessen Symbol sie wurden, wie die roten Vorhänge und goldenen Baldachine und der Champagner das Symbol der warmen Liebesnacht blieben.

Gus hielt die Tür geöffnet, und die Frau trat ein. Sie schritt wie eine Königin einher, sehr aufrecht, aber graziös, und das Licht fiel zwischen den roten Vorhängen hindurch auf ihr häßliches, lächelndes Gesicht. Das war Susies erster Eindruck: häßlich. Sie hatte einen viel zu großen Mund, eine viel zu gebogene Nase, und ihre Augen lagen etwas zu dicht beisammen. Sie war dunkelhaarig und etwas größer als Susie. Es war unmöglich, ihr Alter zu schätzen. Ihre Schritte waren vom Rascheln der Seide begleitet. Das Ganze erschien wie ein von vielen gedämpften Geigen begleitetes Hornsolo.
Major Parkington schloß die Tür und sagte: »Susie, dies ist Mademoiselle Conti.« Und zu Mademoiselle Conti gewandt, sagte er: »Dies ist meine Frau.« Die Fremde kam auf Susie zu und streckte ihr die Hand entgegen, und da bemerkte Susie die grünen Handschuhe zum erstenmal. Sie waren aus giftgrünem Samt, mit großen Aufschlägen, die über die Handgelenke fielen. Susie fühlte sich eingeschüchtert und geängstigt und stolperte fast über den Teppich, der vor der vergoldeten Kommode mit dem Marmoraufsatz lag. Die

weißen Rosen waren in der Nacht erblüht und erfüllten den Raum mit fast erstickendem Duft.
Mademoiselle Conti sagte: »Es freut mich außerordentlich, die Gattin meines guten alten Freundes Major Parkington kennenzulernen.«
Die Förmlichkeit der Anrede war durch die Wärme der tiefen Stimme gemildert, und ein leichter, doch unverkennbarer Akzent gab ihren Worten einen eigenen Reiz.
Susie erwiderte, es freue sie, Mademoiselle Conti kennenzulernen, und der Major sagte: »Wir werden hier zusammen essen, und nach dem Lunch wird Mademoiselle Conti mit dir zu Madame de Thèbes gehen, Kleider einkaufen. Sie weiß Bescheid in solchen Dingen.«
Den letzten Satz hätte er nicht zu sagen brauchen, denn Susie hatte auf den ersten Blick erkannt, daß Mademoiselle Conti in Kleidungsfragen einzigartig sein mußte. Obwohl Susie zum erstenmal etwas von wirklichem Chic zu sehen bekam, erkannte sie es als solchen. Er lag im Schnitt des dunklen Kleides, in der Art, wie Mademoiselle Conti es trug. Er lag in dem winzigen Hut mit drei kecken Straußenfedern, der ziemlich weit vorne auf ihrem Kopf saß. Chic war der Schnitt des Rockes, das Aufbauschen der Turnüre, die leicht gebogene Rückenlinie. Aber mehr als in allem anderen lag er in den grünen Samthandschuhen.
Mademoiselle Conti war ein Kunstwerk.
Die Kunst lag nicht in der Kleidung allein; sie lag im ganzen Verhalten dieser Frau. Während Susies Mann einen Kellner kommen ließ und Lunch bestellte, entledigte sich Mademoiselle Conti ihrer Pelzjacke und ihres Muffs und ließ sich nieder, um mit Susie zu plaudern.
Den ganzen Morgen lang, seit dem Augenblick, da der Major ihr gesagt hatte, er würde Mademoiselle Conti zum Lunch bringen, hatte Susie sich geängstigt und elend gefühlt; wie sollte sie sich benehmen, über was sollte sie sich

mit dieser merkwürdigen Französin unterhalten, die in der schillernden Welt New Yorks zu Hause war?
Und nun war alles ganz einfach. Mademoiselle Conti war gar nicht eingebildet und ihre erstaunliche Vitalität wie die Spannung einer Stahlfeder. Sie sorgte dafür, daß in der Unterhaltung keine peinliche Pause eintrat. Aber sie achtete auch darauf, daß die junge Frau sich nicht scheu und ungeschickt fühlte. Warm und freundlich leitete sie diese erste Begegnung, als wäre es eine körperliche Betätigung, die sie völlig beherrschte.
Sie interessierte sich für die lange Reise vom Westen, für die Bergwerke, für Leaping Rock. Sie war voller Pläne für Susies Kleidung, fürs Theater, für tausend andere Dinge.
Dann kam das Essen – Schildkröte in Xereswein, Artischocken, Salat und Biscuit Tortoni. Susies Schüchternheit war verflogen. Sie war bezaubert und sprachlos. Ihr Herz sang vor Freude – wegen Gus, der so schön, so stark, so lebensfroh ihr gegenübersaß, wegen der Erinnerung an die vergangene Nacht, wegen Mademoiselle Conti, die so wundervoll aufrecht auf ihrem vergoldeten Stuhl saß, plauderte und sie alle zum Lachen brachte. Sie war glücklich, auch weil ihr eine neue Art Schönheit aufging, eine zivilisierte Schönheit, eine sichtbare Schönheit, die sie nie zuvor gesehen – die Schönheit der häßlichen Mademoiselle Conti in ihrem schwarzen Kleid, neben sich die grünen Handschuhe und im Hintergrund die roten Vorhänge und goldenen Baldachine. Sie war glücklich, ganz anders, als sie es jemals gewesen.

Madame de Thèbes' Geschäft nahm die Räumlichkeiten eines ganzen Hauses ein. Madame selber war eine etwas plumpe Französin und sah aus wie ein Frosch mit einer behaarten Warze am Kinn; aber einmal im Jahr ging sie nach Paris, und die eleganten Damen New Yorks – sowohl

die Damen, die in den großen Häusern der Fifth Avenue, Murray Hill und Washington Square wohnten, als auch diejenigen, die in ihrer besonderen Welt von Delmonico und der französischen Oper zu Hause waren – alle kauften dort ihre Kleider. Neben der Tür, an der roten Ziegelsteinfassade, war eine schlichte Tafel angebracht, auf der zu lesen stand: Madame de Thèbes. Couturière de l'Impératrice Eugénie.

Hierhin brachte Mademoiselle Conti Susie nach dem Lunch. Im Augenblick, da der farbige Page die Tür öffnete, wurde es deutlich, daß Mademoiselle Conti *jemand* war. Zwei Verkäuferinnen kamen ihr entgegen, begrüßten sie und nötigten sie in den *petit salon*, der nur für die bevorzugten Kundinnen reserviert war. Gleich darauf trat Madame de Thèbes persönlich ein. Die Begrüßung zwischen ihr und Mademoiselle Conti vollzog sich unter Küssen, Vogelgezwitscher und einer Flut französischer Worte, von denen Susie keine Silbe verstand. Sie entnahm daraus nur, daß Mademoiselle Contis Vorname Aspasie war und daß Madame de Thèbes als Hortense bekannt war. Susie fühlte sich plötzlich fremd und unbehaglich in ihrem wollenen Straßenkleid, das nichts mit der Qualität der grünen Handschuhe gemein hatte, nicht einmal mit Madame de Thèbes' schwarzem Alpakakleid.

Als die Begrüßung vorüber war, sprach Mademoiselle Conti auf englisch weiter: »Dies ist meine Freundin, Mrs. Parkington, die junge Frau des Majors. Wir wollen sie ausstaffieren – mit allem eigentlich.«

»*Plaisir*«, murmelte Madame de Thèbes, und während sie noch sprach, fühlte Susie schon, wie sie abgeschätzt und ihr Maß genommen wurde. Die schwarzen Augen der Schneiderin glänzten, während sie sich an Mademoiselle Conti wandte und sehr rasch auf französisch zu ihr sprach; Susie fühlte sich unwirklich und seelenloser als irgendein Gegenstand, dessen Wert geschätzt wurde.

Was Madame de Thèbes, teils in Worten, teils in Gedanken zu sagen hatte, war folgendes: »Sie ist ein hübsches kleines Ding mit einer guten Figur, wunderschönen Augen, Haaren und Teint. Mit ihr läßt sich alles machen. Fabelhafte Reklame. Man wird sie überall beachten. Sie wird überallhin kommen, weil der Major überall zu sein wünscht und alles im Leben genießen will.«

Denn Madame de Thèbes kannte den Major und war nicht abgeneigt, auf seine Zukunft zu setzen. Er war gescheit. Er war reich. Er sah gut aus. Auch hatte er schon Kleider für viele Frauen bei ihr bezahlt. Er war ein Emporkömmling, und vor allem war er rücksichtslos.

So machten sich denn Madame de Thèbes und Mademoiselle Conti daran, Susie für New York auszustatten.

Es ging stundenlang; der Laternenanzünder hatte bereits seine Runde gemacht im sanft fallenden Schnee. Madame de Thèbes führte ihr Kleider vor, einige getragen von stolzen Mädchen, andere auf Puppen oder nur über eine Stuhllehne gelegt. Einmal, als Susie sich zu Mademoiselle Conti beugte und flüsterte: »Und die Preise?«, zuckte Mademoiselle nur die Achseln und erwiderte: »Überlassen Sie das ruhig mir. Ihr Gatte hat mir Carte blanche gegeben.« Und als Susie fand, ein gewisses Abendkleid ließe zuviel Busen frei bei der jungen Dame, die es vorführte, entgegnete Mademoiselle: »Darüber machen Sie sich nur keine Sorgen. Sie haben eine wundervolle *poitrine*. Einer *belle poitrine* braucht man sich niemals zu schämen.«

Es war fast sieben Uhr, als Mademoiselle Conti ihre grünen Handschuhe überstreifte, zum Zeichen, daß die Sitzung endlich beendet sei. Es waren drei Ballkleider, vier Roben und zwei Straßenkleider bestellt worden und Halstücher, Pelze und Muffe sowie ein großes Cape aus weichem, dunklem Pelz mit einer Kapuze. Madame de Thèbes würde ein Ballkleid und zwei Roben sofort schicken; Madame Park-

ington könne sie tragen, bis ihre eigenen Kleider fertiggestellt wären.
Und das sei noch nicht alles, sagte Mademoiselle Conti. Das sei erst ein Anfang. Als sie endlich im Wagen saßen, um heimzufahren, fühlte sich Susie müde und verwirrt, dennoch spürte sie, daß Mademoiselle Conti und sogar Madame de Thèbes auf rätselhafte Art wie alte Freundinnen waren. Bei ihrer Ankunft im Brevoort trafen sie den Major, der gerade aus der Bar kam und Mademoiselle Conti absolut nicht frei lassen wollte, bevor sie nicht mit ihnen eine Flasche Champagner, oben im roten Salon, geleert haben würde.
Als Mademoiselle Conti sich verabschiedet hatte, wandte er sich an Susie, küßte sie und fragte: »Nun, mein Spatz, hast du hübsche Kleider gekauft?«
»Ja. Wunderschöne Kleider.«
»Müde?«
»Ja.«
»Der Champagner wird dir guttun. Komm, setz dich.«
Er zog sie auf seine Knie, küßte sie wieder und forschte weiter: »Und Mademoiselle Conti? Gefällt sie dir?«
»Ja. Sehr. Sie ist sehr freundlich.«
Er lachte. »Sie ist sehr gescheit. Hör auf sie, und dann wirst du's schon recht machen und brauchst dich vor gar nichts zu fürchten.«
Sie hätte ihn gerne gefragt, wer Mademoiselle Conti sei und wieso er diese Französin so gut kenne, aber sie war zu müde und fühlte sich plötzlich wieder ängstlich.
Er fuhr fort: »Sie wird dir Französisch beibringen und eine Menge anderer Dinge, die zu wissen sich lohnt. Wir haben einen langen Weg zusammen zu wandern, Spatz – so weit wie irgend möglich.«
Es klopfte, und als er die Tür öffnete, erschien Madame de Thèbes' farbiger Page mit zwei großen Schachteln. Drinnen lagen ein Cape aus dunklem Pelz und ein blaßgelbes Abend-

kleid, und als sie es herausnahmen, entdeckten sie, in Papier eingewickelt, eine kleine weiße Taube.
»Wozu ist das?« fragte sie.
»Im Haar zu tragen, Spatz. Nett von Madame de Thèbes, dich als Täubchen zu sehen.« Er lachte sie an und fügte hinzu: »Jetzt muß ich die Sachen aber an dir sehen. Heute abend wollen wir unten speisen und vielleicht nachher zu Delmonico gehen.«
Er zog sie wieder auf seine Knie nieder und begann die Knöpfe ihres Kleides aufzumachen. Dann drückte er seinen Kopf an ihre Brust und murmelte: »Ich liebe dich sehr, Spatz. Ich liebe dich sehr ... viel mehr, als ich jemals dachte, dich oder irgend jemand lieben zu können.«
Später zog sie das blaßgelbe Ballkleid an und steckte sich die kleine Taube ins Haar, schön nach vorn, auf einer Seite, wie Mademoiselle Conti ihr Hütchen mit den drei Federn getragen hatte. Er beobachtete sie beim Ankleiden und schaute, wie sie sich selbst im Spiegel musterte. Er sah belustigt zu, wie sie vergeblich versuchte, den Ausschnitt ihres Kleides etwas höher hinaufzuziehen. Plötzlich, während sie sich im langen, goldgerahmten Spiegel prüfte, gewahrte sie sein Spiegelbild hinter sich. Sie sah ihn den Arm heben und ein Perlenhalsband um ihren Hals legen, zwei Reihen Perlen. Als er sie befestigte, lagen sie in ihrem Halsausschnitt, fast bis zum Ansatz der Trennungslinie zwischen ihren Brüsten. Sie sah sein Spiegelbild ihr zulächeln und begann plötzlich aus Müdigkeit und Verwirrung zu weinen.

Am anderen Morgen standen sie spät auf. Der Major ging nicht in sein Büro am unteren Broadway, sondern blieb bei ihr und verweilte lange beim Frühstück. Sie hatte schon entdeckt, daß er beim Erwachen immer sofort hellwach und lebendig war. Früh begann er zu singen, zu pfeifen und sich in ziemlich abgeschmackten Zärtlichkeiten zu ergehen. Jetzt

las er die Zeitung, und gleichzeitig unterhielt er sich mit ihr. Er hatte die fabelhafte Fähigkeit, mehrere Dinge gleichzeitig zu tun; es war, als sei sein Geist in lauter festverschlossene Fächer eingeteilt. Er konnte sie eines nach dem anderen öffnen und schließen, ohne daß sich der Inhalt des einen mit dem des anderen vermischte. Diese Fähigkeit, gepaart mit einer unverwüstlichen Gesundheit und der Lebenskraft eines Bullen, gestattete ihm, die Arbeit von drei oder vier gewöhnlichen Männern zu bewältigen.

Nun saß er ihr am Frühstückstisch gegenüber und betrachtete sie, während er sprach, mit strahlenden Augen voller Stolz, Lustigkeit und Liebe.

»Hat es dir gestern abend gefallen, Spatz?«

»Es war wundervoll!«

Sie war immer noch etwas verwirrt, aber sie wußte dennoch ohne jeden Zweifel, daß alles, was bisher geschehen, seit sie durch den Schneesturm hierhergekommen war, über alles Erträumte hinaus wunderbar und beglückend war.

»Es war wundervoll«, wiederholte sie. »Aber überstürze nichts, Gus, laß mir ein wenig Zeit.« Und während sie noch sprach, wurde ihr bewußt, daß es gar nicht ihre eigene Stimme war, die sprach, sondern die ihrer Mutter, die vernünftige Stimme ihrer Mutter. Der Major, das hatte sie bereits herausgefunden, tat nichts halb und hätte am liebsten alles gleichzeitig gehabt. Aber sie stand noch immer unter dem Zauber des vergangenen Abends, erst die französische Oper, dann der große, mit erlesenen Speisen und Wein beladene Tisch bei Delmonico. Dieses Souper war recht eigentlich ihr Hochzeitsschmaus gewesen, allein an einem Tisch mit Gus, in einem großen Restaurant, wo sich eine Unmenge Menschen dauernd herandrängten, um ihr vorgestellt zu werden. Und ihre Liebe ... sie wußte nun, daß sie verliebt war, doch hatte sie es sich niemals vorstellen können.

Ihr gegenüber am Tisch sitzend, setzte der Major seine

Zigarre in Brand. (Er wußte bereits, daß sie nichts dagegen hatte, wenn er in ihrer Gegenwart rauchte.) Dann lächelte er, und seine Augen hatten wieder diesen eigentümlichen einhüllenden, schützenden Ausdruck. »Miß Livingstone kommt zum Lunch zu uns«, sagte er, »ich denke, ich erkläre dir am besten gleich, was das zu bedeuten hat.«

Er räusperte sich und schien einen Augenblick nachzudenken, als kostete es ihn große Überwindung. »Ich bin ein sehr reicher Mann, Spatz.«

»Ich dachte mir, daß du reich seist, Gus.«

»Und ich habe die Absicht, noch reicher zu werden.« Er hielt wieder inne und betrachtete eingehend die Spitze seiner Zigarre. Dann fügte er hinzu: »Aber Reichtum ist nicht alles. Ich begehre viel mehr als das. Die Welt hat noch so vieles, und ich glaube, ich begehre alles, was es gibt. Mit Geld kann man sehr vieles kaufen, aber nicht alles.«

Sie gab keine Antwort, denn sie war leicht erschrocken.

»Für mich kann ich selber sorgen. Einem Mann fällt das nicht schwer. Aber ich will, daß auch du alles erreichen sollst.« Er zog die Stirne kraus, und sein Gesicht wurde rot und erregt. Dann sagte er: »Dies ist harter Boden ... New York. Wir werden alles erkämpfen müssen, was wir haben wollen.« Er sah sie scharf an, und aus seinem Ausdruck war alle Weichheit gewichen. »Verstehst du, worauf ich hinaus will?«

»Ja, Gus, ich glaube, ich verstehe.«

»Du mußt mithelfen. Allein kann ich es nicht.«

»Ich will alles tun, was du wünschest, Gus.« Er bedeutete ihr nun alles auf der Welt.

Dann schien er wieder etwas weicher. »Und somit kommen wir zu Miß Livingstone.« Er sah sie lächelnd an, und um seine Mundwinkel spielte etwas wie leichter Spott. »Miß Livingstone«, fuhr er fort, »ist, was man ›eine Dame in zerrütteten Verhältnissen‹ nennt. Sie ist die arme Verwandte

von allen Leuten, die laut Zeitungschroniken ›wichtig‹ sind in dieser Stadt.«
Er zögerte wieder, als hätte er Mühe, die richtigen Worte zu finden. Er drehte und drehte die Zigarre in seinen kräftigen Fingern herum und fuhr unvermittelt fort: »Ich fürchte, sie ist gräßlich langweilig, aber sie wird dich ... und mich ... sehr viel lehren können, was wir eben zu lernen haben.«
»Eigentlich weiß ich überhaupt nichts, Gus. Gestern abend war ich die längste Zeit entsetzlich verängstigt.«
Er lachte. »Prachtvoll warst du! Du warst ganz ›das‹. Die Leute wollten sehen, was in aller Welt ich mir aus dem Westen geholt habe. Und sie fanden heraus, daß ich ein Täubchen mitgebracht habe, ein liebliches, unschuldiges, weißes Täubchen. Und trotzdem ... es gibt noch sehr viel zu lernen ... wie man sich zu benehmen hat und welche Leute wichtig sind und so.« Er beugte sich plötzlich über den Tisch und nahm ihre Hände in die seinen. »Wir ziehen in ein Abenteuer, Spatz. Wir werden kämpfen müssen. Wenn wir zusammenhalten, kann uns nichts passieren, denn wir sind tüchtig ... tüchtiger als die meisten anderen Leute dieser Stadt. Wir werden alles erreichen. Augustus Parkington und die kleine Susie Graham werden den obersten Gipfel erklimmen. Verstanden?«
»Ja, ich glaube wohl.« Ihre Stimme zitterte ein wenig. Nein, verstehen konnte sie es noch nicht, aber sie war gewillt zu lernen.

Miß Livingstone erwies sich als ein farbloses kleines Wesen. Sie war in Grau gekleidet, trug ein schäbiges Käppchen und ein Cape mit hochgeschlagenem Kragen; es sah aus, als wollte sie sich in dem hohen Kragen verbergen, als könnte sie, wenn sie ihren Kopf so weit einzog, daß nur noch die Augen herausschauten, ihre ganze kleine Person unsichtbar machen. Sie war zwar erst dreiunddreißig Jahre alt, aber

da sie sich längst damit abgefunden hatte, eine alte Jungfer zu bleiben, gab sie sich keine Mühe mehr und erschien somit zehn Jahre älter, als sie wirklich war. Sie lebte mit ihrem Vater in einer kleinen Wohnung in der Twelfth Street. Sie hatte braune Augen, Sommersprossen und lispelte ein wenig.

Als sie an diesem Tage gemeinsam zum Lunch Platz nahmen – der Major, Susie und Miß Livingstone –, bedauerte Susie sie aufrichtig, ohne eigentlich zu wissen, warum; vielleicht nur, weil sie so verängstigt und hilflos aussah, nachdem sie das schützende Cape abgelegt hatte. Sie kannte augenscheinlich die meisten Leute, die in diesem Saal speisten, doch jedesmal, wenn jemand sie grüßte, zog tiefe Röte über ihr sonst so farbloses Gesicht. Susie hatte den Eindruck, als bestünde das arme Wesen aus lauter bloßgelegten Nerven. Und es schien ihr, der Major bemerkte Miß Livingstones Befangenheit genau. Er bediente sie mit liebenswürdiger Aufmerksamkeit, nötigte ihr die besten Bissen auf und erkundigte sich eingehend nach ihres Vaters Gesundheit. Susie konnte nicht ahnen, daß Miß Livingstone heute zum erstenmal in ihrem Leben öffentlich, in einem »öffentlichen Lokal«, speiste. Und erst sehr viel später erfuhr sie, daß Miß Livingstones Erröten nicht nur diesem Umstand zuzuschreiben war, sondern mehr noch der Tatsache, daß sie am Tisch des auffälligen Majors Augustus Parkington gesehen wurde.

Nach dem Essen zog sich der Major zurück und ließ die beiden Frauen allein. Sie gingen in Susies Salon hinauf und bemühten sich, der peinlichen Situation ein Ende zu machen. Während sie sich scheu und verlegen musterten, dachte Susie: Er hat Freunde für mich gemietet. Ich muß sie mir zu wirklichen Freunden machen. Mit Mademoiselle Conti fiel es nicht schwer, obgleich sie eine Ausländerin war. Aber diese farblose, schüchterne Miß Livingstone war etwas ganz

anderes. Für Mademoiselle Conti hätte man beim besten Willen kein Gefühl des Mitleids haben können. Aber nun hieß es, dieses arme Wesen von seiner ängstlichen Scheu zu erlösen. »Was möchten Sie gerne unternehmen?« fragte Susie. »Was Sie wünschen«, antwortete Miß Livingstone rasch. »Major Parkington schlug vor, wir sollten ausgehen und uns die Läden besehen. Er meinte, Sie würden gewiß eine Menge Dinge brauchen.«

So wanderten sie denn den ganzen Nachmittag durch die großen Läden der Stadt, besahen, betasteten und kauften, was ihnen gefiel. Miß Livingstone war ganz anders als Mademoiselle Conti; sie kaufte nicht großzügig und in Mengen ein. Susie mußte die Führung übernehmen. Miß Livingstone sagte höchstens: »Ich glaube, diese Taschentücher wären sehr nett für Sie«, oder: »Das sind reizende Pantöffelchen. Wollen Sie sie nicht kaufen?« Geld schien überhaupt uneingeschränkt dazusein, und der Name des Majors erwies sich als ebenso wunderwirkend wie bei Madame de Thèbes. Bei jedem Einkauf wählte Susie auch etwas für Miß Livingstone, weil sie ihr so leid tat. MißLivingstones Kleider erschienen so armselig, und die Straußenfeder auf ihrem Hut war offenbar seit Jahren von einer Kopfbedeckung zur anderen übertragen worden. Das hochgeschlossene Cape war von einem verwaschenen Grau; Susie vermutete, daß es zuvor schon ein langes Leben als Strapazierkleid gehabt hatte.

Im Anfang versuchte Miß Livingstone gegen die kleinen Geschenke zu protestieren, aber sie konnte ihre Freude doch nicht ganz verbergen; ein ungewohntes Leuchten kam in ihren Blick, und etwas Farbe erschien auf ihren blassen Wangen. »Bitte, bitte, nehmen Sie es«, sagte Susie, »mir zuliebe!«

Als sie beim Dunkelwerden heimkehrten, schien Miß Livingstone nahezu glücklich. Susie bat sie, noch zu einer

Tasse Tee bei ihr zu bleiben, aber Miß Livingstone lehnte ab, weil ihr Vater sie zum Tee zurückerwartete. Was sie verschwieg, war, daß ihr Vater überhaupt keine Ahnung davon hatte, wo sie den ganzen Nachmittag zubrachte. Nie hätte Miß Livingstone ihm sagen dürfen, daß sie mit der Gattin dieses vulgären Abenteurers Augustus Parkington ausgegangen war. Sie hatte den alten Herrn glatt angelogen – sie verbringe den Nachmittag im Frauenverein der Kirchgemeinde –, nur weil sie das Geld, das Major Parkington ihr als Gesellschafterin seiner Gattin bezahlte, so bitter nötig brauchte, um ihres Vaters Leben etwas angenehmer zu gestalten. So verabschiedete sich denn Miß Livingstone von ihr und verschwand, wie ein grauer Vogel, rasch und geräuschlos im gelben Schein der Straßenlampen. In einem Päckchen, wohlverwahrt, trug sie französisches Parfüm, das Mrs. Parkington ihr geschenkt hatte.

Nachdem sie gegangen war, stieg Susie an der devoten Dienerschaft vorbei die Hoteltreppe hinauf in ihren Salon mit den roten Vorhängen. Während sie den langen Korridor entlangschritt, hörte sie laute Stimmen, die sie beim Näherkommen als diejenigen Mademoiselle Contis und des Majors erkannte. Sie schienen eine Auseinandersetzung zu haben. Des Majors Stimme war kaum zu hören, aber Mademoiselle Contis tönte sehr erregt und laut. Einen Augenblick blieb Susie zögernd an der Tür stehen. Die beiden da drinnen kamen ihr so unendlich viel älter und wichtiger vor als sie selbst. Sie hörte, wie Mademoiselle Conti sagte: »Nur weil du mit ihr protzen wolltest, nur deshalb bist du zu Delmonico gegangen. Delmonico ist wirklich der allerletzte Ort, wohin du sie mitnehmen darfst. Das war ein schlechter Anfang. Eine Frau wie mich ... ja ... aber nicht eine junge Braut. *On ne fait pas ça.*«

Plötzlich schämte sich Susie, gelauscht zu haben, und stieß rasch die Tür auf. Mademoiselle Conti stand bei den roten

Vorhängen, noch gerader aufgerichtet als gewöhnlich, in einem weinroten Kleid und mit wallenden Federn auf dem Hut. Ihre schwarzen Augen blitzten. In diesem Augenblick war sie bestimmt nicht häßlich zu nennen; ein Schauer der Bewunderung glitt Susie über den Rücken.
Das Gesicht des Majors schien ernst und erstaunt, als Susie eintrat. Er stand sofort auf und kam ihr, plötzlich lächelnd, entgegen.
Was immer der Grund zu ihrer Meinungsverschiedenheit gewesen sein mochte, es war alles rasch verflogen. Champagner wurde bestellt, und nachdem Mademoiselle Conti einen zweiten Besuch bei Madame de Thèbes verabredet hatte, zog sie sich glanzvoll zurück. In der Tür wandte sie sich noch einmal um und wünschte ihnen ein frohes neues Jahr. Sie hatte eine ganz andere Art, mit dem Major umzugehen, als Miß Livingstone. Es war fast, als beherrschte sie ihn.

Tag um Tag, Woche um Woche verging in einem ununterbrochenen Feuerwerk von Vergnügungen, Luxus und Anschaffungen aller Art. Manchmal hätte Susie nicht zu sagen gewußt, ob sie wirklich glücklich sei. Sie erwachte des Nachts in dem großen Himmelbett, der Major lag neben ihr, und sie hatte Angst und hätte doch nicht sagen können, wovor. Das Geld flößte ihr Angst ein, weil so schrecklich viel davon vorhanden zu sein schien; nie bat er sie, ihre Ausgaben zu mäßigen, er fragte nur immer, ob sie nicht noch irgendeinen Wunsch habe. Es kam ihr so unsinnig und ungerecht vor, daß ihre arme Mutter ein Leben lang so hart gearbeitet hatte im Grand Hotel von Leaping Rock, um in einem ganzen Jahr nicht so viel zusammenzubringen, als Susie in wenigen Stunden nun ausgab. Es erschien ihr merkwürdig und ungerecht, daß die arme Miß Livingstone so wenig besaß. Keine von beiden war weniger intelligent als

Gus; in gewissem Sinne waren beide sogar intelligenter als er. Aber in Gus' Händen schien sich alles in Gold zu verwandeln, sie begriff nicht, wie, und versuchte auch nicht, es zu ergründen.

Die ungeheuer große Stadt und das Gefühl, kein eigenes, stilles Plätzchen darin zu besitzen, sondern in einem Strudel von Luxus und Fröhlichkeit herumgewirbelt zu werden, beängstigten sie. Vielleicht, dachte sie, werde ich eines Tages doch Freunde und ein eigenes Heim haben. Ich muß einmal mit Gus darüber reden.

Aber nie brachte sie den Mut auf, wirklich mit ihm davon zu sprechen. Und dann erschreckte sie die Entdeckung, daß an ihrem Gatten vieles war, was sie nicht verstand und von dem sie nichts wußte. Er schien es auch darauf anzulegen, sie im Dunkel zu halten. Was tat er, wo war er, wie war er in der Zeit, da er sie morgens verließ, bis abends, wenn er zu ihr zurückkehrte? Zweimal hatte sie in Zeitungen Artikel entdeckt, in denen von ihm die Rede war, und zwar in unmißverständlichen, sehr scharfen Ausdrücken. Sie bemerkte, daß diese Zeitung nie wieder in ihrem Zimmer zu finden war. In anderen Zeitungen fand sie seinen Namen oft in der langweiligen Rubrik der Handelsnachrichten. Sie las, was über ihn geschrieben stand; es hatte immer mit Eisenbahnen und Bergwerken zu tun, aber sie verstand nicht viel von dem, was über Major Parkington geschrieben wurde. Sie wußte nur, daß sie ihn um seiner Kraft willen liebte und um der eigentlichen Zärtlichkeit willen, die immer wieder durchbrach; sie liebte seinen unbezähmbaren Lebenswillen, seine laute Fröhlichkeit, seinen unwiderstehlichen Charme. Es war ihr immer bewußt, daß sie Glück gehabt hatte, eine solche Liebe zu finden. Aber selbst diese Liebe und das Wissen um ihr Glück vermochten nicht, die Angst zu bannen, die sie des Nachts oft befiel.

Eines Tages brachte sie sich dazu, ihn schüchtern zu fragen:

»Gus, können wir später einmal ein eigenes Haus haben?«
»Aber gewiß, Spatz.«
»Und ich möchte so gerne Menschen kennenlernen... weißt du, die Art Menschen, die Freunde werden.«
»Sicher, Spatz, das wirst du auch.« Er nahm sie in die Arme und sagte: »Das alles wird kommen. Eines nach dem anderen. Ich hatte eine Überraschung für dich, aber ich will es dir jetzt schon sagen. Du bekommst dein eigenes Haus ... ein prachtvolles, großes Haus an der Thirtyfourth Street, dicht bei der Fifth Avenue. Ich habe es gekauft, und es wird gerade instand gesetzt.«
»Aber darf ich denn nicht dabei helfen, Gus?«
»Es ist schon fast fertig.«
Am liebsten hätte sie geweint, aber sie nahm sich zusammen.
»Du mußt nicht gekränkt sein. Es ist ein wundervolles Haus. In ganz New York gibt es kein schöneres. Es ist so weit gediehen, daß es ein Jammer wäre, die ganze Überraschung zu verderben und es dir jetzt schon zu zeigen. Du kannst doch warten, oder?«
»Ja. Ich denke schon.«
Am darauffolgenden Sonntag sagte er plötzlich beim Frühstück: »Wir gehen nachher zur Kirche.«
Sie gingen zur St.-John's-Kirche, nicht weit vom Hotel entfernt, an der Fifth Avenue; bei ihrem Eintritt, kurz vor Beginn des Gottesdienstes, bemerkte Susie, daß ihr Erscheinen Aufsehen erregte. Ein Mann, den der Major zu kennen schien, führte sie den langen Mittelgang hinunter, bis zu einem Kirchenstuhl in der drittvordersten Reihe. Hinter ihnen her wurde getuschelt und geraunt.
Es war eine große, wegen ihrer Orgel berühmte Kirche; Susie saß ganz still, den Blick nach vorne gerichtet, und spürte mit allen Fasern ihres Wesens, daß sie und der große Mann an ihrer Seite aus irgendeinem Grunde Mittelpunkt des Interesses waren. Es war, als bohrten sich die Blicke

der vielen Leute hinter ihr durch Madame de Thèbes' reiches Pelzwerk und das kostbare Kleid. Ab und zu überflutete eine heiße Welle ihr Gesicht und ihren ganzen Körper.
Nach dem Gottesdienst gingen sie wieder langsam durch den Mittelgang dem Ausgang zu, aber es schien, daß die meisten Leute schon fortgegangen waren oder gerade im Begriff standen, in ihre vorfahrenden Equipagen zu steigen. Der Herr, der ihnen ihren Kirchenstuhl gezeigt hatte, wartete mit dem Hut in der Hand; der Major stellte ihn ihr als Mr. Agnew vor. Auch der Pastor war da und einige andere Menschen, die sich aus der Entfernung grüßend verneigten. Mr. Agnew war ein kleines, zerbrechliches Männlein mit Augen wie ein Wiesel.
»Mr. Agnew und ich haben geschäftlich miteinander zu tun«, erklärte der Major.
»Ich fühle mich geehrt, Ihre Bekanntschaft zu machen, Madam«, sagte Mr. Agnew. »Der Major hat mir von Ihnen erzählt.«
Hier unterbrach sie der Geistliche: »Mrs. Parkington, nehme ich an?«
Er war ein schöner Mann, zu schön, dachte Susie; rote Backen, dunkle Wimpern, gewelltes schwarzes Haar. Seine Lippen waren so schmal, daß man sie kaum erkennen konnte, und scharfe Linien zeichneten seine Mundwinkel.
»Reverend Mr. Burchard«, murmelte der Major.
Er drückte Susie warm die Hand und sagte: »Wir sind sehr beglückt, Sie in unserer Mitte begrüßen zu dürfen. Ich bin entzückt, Major Parkingtons Gattin kennenzulernen. Ich hoffe, Sie werden sich in St. John's zu Hause fühlen.«
Er hielt Susies Hand ein wenig zu lange in der seinen und drückte sie etwas zu fest. Sie fühlte sich abgestoßen wie von etwas Unsauberem. Sie fühlte genau, daß diese besondere Aufmerksamkeit nicht ihr als junger hübscher Frau galt,

sondern ganz andere Gründe hatte. Aber sie konnte nicht erraten, was das für Gründe sein mochten.
»Meine Frau«, fuhr er fort, »sagte erst kürzlich, sie wolle Major Parkingtons Gattin einen Besuch abstatten.«
Während sie sich so unterhielten, hatte sich die ganze Gemeinde, mit Ausnahme von Mr. Agnew, zurückgezogen. Er erwartete sie, um sie durch den kleinen Vorhof bis zur Straße zu begleiten, wo er, mit gezogenem Hut, stehenblieb, um sich zu verabschieden.
Während sie ins Hotel zurückkehrten, sagte Susie: »Du hast mir nie von einem Partner erzählt, der Mr. Agnew heißt.«
Der Major lachte. »Er ist gar nicht mein Partner. Ich habe ihm nur mal aus der Klemme geholfen und etwas Geld für ihn gemacht.« Wieder lachte er vor sich hin. »Er ist eine Null. Hat dir der Gottesdienst gefallen?«
»Er war zu lang und die Kirche so kalt.«
»Das wird sich ändern«, sagte der Major. »Ich habe soeben eine neue Heizanlage für die Kirche gekauft. Und den Pastor, Mr. Burchard – magst du den leiden?«
»Nein.«
»Warum nicht?«
»Ich weiß es nicht. Es ist ein unbestimmtes Gefühl. Er ist nicht, was ich mir unter einem Seelsorger vorstelle.«
Wieder lachte der Major. »Ich glaube, der wird seinen Weg machen. Er wird es bestimmt bis zum Bischof bringen. Nichts wird ihn aufhalten. Er weiß genau, was er will, und er kennt alle Kniffe.«

Aus dem großen Wirrwarr der Gefühle und der Erlebnisse, aus all dem Licht und Glanz, aus all den Leuten, Kleidern, Vergnügungen und Reichtümern wurde Susie nach und nach eines klar: Der Major meinte es wirklich ernst, wenn er, halb scherzend, halb beschämt, erklärte, daß er für sie beide alles erreichen wolle, was die Welt überhaupt zu bieten habe.

Sie fing an zu verstehen, zu welchem Zweck er sie mit Miß Livingstone und Mademoiselle Conti bekannt gemacht hatte. Sie erkannte, wie wertvoll die Damen für sie waren, und war dem Major dankbar für das Zartgefühl, mit dem er die beiden Frauen gleich zu Anfang in ihr Leben eingeführt hatte. Er hätte sagen können: »Du bist jung und ungeschickt und unelegant. Ehe du überhaupt im New Yorker Leben einen Platz einnehmen kannst, mußt du vieles lernen – unter anderem einfach, wie man sich anzieht und wie man sich zu benehmen hat.« Aber er sagte nichts dergleichen. Er überließ es ihr, in aller Ruhe selbst zu dieser Einsicht zu kommen und sich den Umständen anzupassen.

Nach und nach wurden sie nicht nur ihre einzigen, sondern ihre sehr intimen Freundinnen. Instinktiv hielt Susie die beiden Frauen voneinander getrennt. Sie erriet von Anfang an, daß es sich da um zwei so grundverschiedene Wesensarten handelte, daß keine Macht der Erde sie jemals zusammenbringen würde; später kam es wohl vor, daß sie manchmal zu Mademoiselle Conti von Miß Livingstone sprach, aber niemals erwähnte sie Miß Livingstone gegenüber auch nur den Namen von Mademoiselle Conti.

Taktvoll und klug lehrte Mademoiselle Conti sie eine Menge Dinge: wie man sich gerade und aufrecht halten muß, um scheinbar über die anderen zu dominieren, wie man einen Hut oder ein Kleid tragen soll, wie man über alles und nichts Konversation machen kann, wie man den besten weiblichen Effekt aus der Benützung eines Fächers oder dem Tragen eines Muffs ziehen kann und wie der etwas nasale Klang ihrer Stimme auszumerzen sei. Auch die gut fortschreitenden Französischstunden waren da und die Bücher, die Mademoiselle Conti ihr zu lesen gab. Sie lehrte sie viel Wissenswertes über Musik und Opern und begleitete sie in Konzerte, wo das ungleiche Paar – die häßliche, elegante Fran-

zösin und die kleine, hübsche, gut angezogene Amerikanerin – Aufsehen erregte.
Sehr viel später, wenn sie an diese Zeiten zurückdachte, schien es Susie, als ob das meiste an ihrer Erziehung weder aus Büchern noch aus Belehrungen kam, sondern aus dem glücklichen Umstand, daß sowohl Mademoiselle Conti als auch Miß Livingstone unverbesserliche Klatschbasen waren. Beide Frauen interessierten sich auf das lebhafteste für die Menschen im allgemeinen, ihr Tun und Lassen, ihre Skandale, ihre Tragödien, ihre Niederlagen und Triumphe. Wohl bezog sich ihr Klatsch auf völlig entgegengesetzte, oberflächlich betrachtet völlig unzusammenhängende Welten, aber es war nicht zu leugnen, daß diese beiden, zusammengefaßt, die Gesamtheit dessen umspannten, was der Major als die für Susie zu erobernde Welt ansah.
Mademoiselle Conti schien über alles Bescheid zu wissen, was in den Kreisen der Künstler und Sänger, Tänzer, Schauspielerinnen, Politiker und reichen Leute vor sich ging. Das war eine Welt, für die Susie sich begeisterte und von der sie nie genug erzählt bekommen konnte; und Mademoiselle Conti erzählte ja nicht nur von New York, sie wußte ebensogut über London und Paris Bescheid.
Manchmal zeigte ihr Mademoiselle Conti bei Madame de Thèbes oder im Restaurant Leute, über welche sie in den Zeitungen gelesen oder von denen Mademoiselle ihr Geschichten erzählt hatte – Schauspielerinnen und Mätressen, Leute wie Jim Fiske und Josie Mansfield oder La Belle Otero.
Miß Livingstone kannte keinen einzigen dieser Menschen, und bevor sie Susies Gesellschafterin wurde, hatte sie nie auch nur am Rande dieser Gesellschaft verkehrt. Miß Livingstone entstammte einer Schicht, deren Leben sich nicht in der Öffentlichkeit abspielte, Familien, die man selten zu sehen bekam und deren Frauen ein Haremsdasein hinter

den geschlossenen Türen ihrer großen Häuser am Washington Square, in der Fifth Avenue und anderen vornehmen Quartieren führten. Ein großer Marmorpalast stand etwas abseits, im Norden, jenseits des großen Reservoirs. Er gehörte einer exzentrischen Dame, Mrs. Morton Ogden. Diese Dame, sagte Miß Livingstone, nahm in der New Yorker Gesellschaft einen eigenen Platz ein. Ihr Vater, ein enorm reicher, aber sehr gewöhnlicher Selfmademan, hatte eine Van Cortlandt aus einem Palast am Washington Square geheiratet, so daß Mrs. Morton Ogden die Vorteile des blauen Blutes und des immensen Reichtums in sich vereinte. Die Einladungen, die sie zu ihrem ersten Empfang im Marmorpalast verschickte, waren mit roter Tinte geschrieben, und seither war Mrs. Morton Ogden in der New Yorker Gesellschaft als die »blutige Mary« bekannt.

Susie entdeckte bald, daß Miß Livingstone tatsächlich eine »arme Verwandte« war. Sie kannte die Damen, die hinter geschlossenen Türen in den Palästen hausten, sie war mit den meisten von ihnen verwandt. Das armselige graue Kostüm mit dem hochstehenden Kragen war von Mrs. Ogdens Tante von der Van-Cortlandt-Seite zu ihr gelangt. Bis der Major aufgetaucht war und sie als Gesellschafterin engagiert hatte, lebte sie mit ihrem Vater in einer kleinen Dreizimmerwohnung von der Rente eines Vetters.

Miß Livingstone sprach viel von ihrem Vater. Er schien ihr ganzes Leben zu beherrschen. Um fünf mußte sie zu Hause sein, um ihm Tee zu machen. Manchmal, wenn er sich nicht wohl fühlte, ließ sie sich bei Susie entschuldigen und blieb zu Hause. Nach und nach wurde der alte Herr durch all die kleinen Erzählungen so bekannt, daß sie schließlich die Überzeugung gewann, der »liebe Vater« sei ein Tyrann, der sorgfältig und vorsätzlich Miß Livingstones Eigenleben zerstört hatte.

Einmal bekannte Miß Livingstone, daß sie ihre einzige

Gelegenheit zu heiraten aufgegeben hatte, weil ihr Vater sie damals brauchte. Sie erzählte das naiv, mit Tränen in den Augen, Tränen des Mitleids, teils für sich selbst, teils für den »lieben Papa«. Der Verehrer mußte zwar, wie Susie herausfand, weder sehr jung noch sehr anziehend gewesen sein, aber Miß Livingstone hatte ihn geliebt. Als sie es nicht über sich bringen konnte, ihren Vater zu verlassen, um zu heiraten, hatte der Freier sich zurückgezogen.

Susie fragte: »Haben Sie jemals wieder etwas von ihm gehört, Liebe?«

»Ja. Er schreibt mir manchmal eine Karte zu Weihnachten. Einmal sah ich ihn auf der Straße. Aber er hat mich nicht gesehen.«

Sie fing an zu weinen, und Susie legte den Arm um sie und weinte plötzlich auch. »Wäre es Ihnen recht, wenn ich Sie Harriette nennte? Es kommt mir so dumm vor, immer noch Miß Livingstone zu sagen.«

Eine Zeitlang konnte Miß Livingstone vor lauter Schluchzen nicht antworten, aber schließlich preßte sie heraus: »Ja ... oh, bitte, tun Sie das ... es würde mich sehr glücklich machen.«

So kam es, daß sie Harriette und Susie füreinander wurden, und in Miß Livingstone schien eine Verwandlung vorzugehen. Mit dem Geld, das ihr der Major in seiner großzügigen Art sehr reichlich gab, begann sie, Kleider und Kleinigkeiten anzuschaffen, die nicht mehr nur in Grau und Braun sein durften. Selbst dem Major fiel die Veränderung auf. Eines Abends fragte er: »Was ist mit Miß Livingstone geschehen? Sie fängt ja wirklich an, wie ein weibliches Wesen auszusehen.«

»Nicht spotten, Gus.«

»Ich spotte nicht. Sicher steckst du dahinter.« Er umarmte sie plötzlich mit ungewohnter Innigkeit, als wollte er sie ganz und gar in Besitz nehmen. »Du bist ein liebes Mädel,

mein Spatz, und ich fange an zu denken, daß du auch klug bist.«

Sie selbst hielt sich nicht für sonderlich gescheit . . . aber sie liebte die Menschen, das war alles. Sie liebte die Menschen, und in ihrem Wesen war keine Mißgunst. Sie verstand erst später, was der Major mit der Bemerkung gemeint hatte, und der Major, auf seine Weise klug, hielt es nicht für nötig, mehr zu erklären. Er hatte damit gemeint, daß sie nicht nur die fanatische Ergebenheit von Miß Livingstone gewonnen hatte, sondern auch die von Mademoiselle Conti, was bedeutend schwieriger war. Er wußte schon damals, weit besser als Susie selbst, wie tief und unerschütterlich Aspasie Conti ihr zugetan war.

Er wußte auch, daß Susie von Miß Livingstone nunmehr genau das lernte, was er gewollt hatte. Unbewußt und ohne besondere Mühe erfuhr sie alles, was die mächtigen Familien New Yorks betraf, diese Familien, die in den häßlichen Palästen wohnten und durch Blut und Tradition mit Miß Livingstone verwandt waren. Sie stellten Miß Livingstones ganze Welt dar, und sie hatte herzlich wenig andere Gesprächsthemen. Susie mußte zwangsläufig alle die Kenntnisse erwerben, die sie später würde verwerten müssen. Denn diese Familien spielten eine wichtige Rolle in Major Parkingtons Zukunftsplänen, weil er, der Abenteurer, entschlossen war, solide, geachtet, ja sogar vornehm zu werden.

Es gab natürlich noch andere Menschen in ihrem Leben, aber sie streiften sie nur; ein paar Männer, meistens Geschäftsleute, die der Major zum Essen brachte, und einen oder zwei Schauspieler. Und es gab Frauen, die von weitem grüßten, die der Major aber nie an seinen Tisch bat. Einmal, als er einen erstaunten Ausdruck in ihren Augen bemerkte, sagte der Major: »Meine Liebe, sie kommen nicht an unseren Tisch, weil ich mit meiner Frau zusammen bin. Sie sind nicht von der Art, die man seiner Gattin vorstellt.«

»Oh«, sagte sie.
»Verstehst du?«
»Ja. Ja.« Aber es kam ihr merkwürdig vor, daß er so viele Frauen dieser Art zu kennen schien. Es waren viele darunter, die Mademoiselle Conti ihr ab und zu gezeigt hatte. Auch Mademoiselle Conti schien also die meisten zu kennen.
Eines Nachmittags, nachdem sie sich von Miß Livingstone getrennt hatte, die nach Hause zum Tee mit ihrem Vater eilte, kehrte Susie ins Hotel zurück und fand Mrs. Burchard, die Frau des Geistlichen, die auf sie wartete. Die Pfarrersfrau von St. John's war die Tochter eines Bischofs, eine grobknochige Frau, mit einem Gesicht wie eine Percheron-Mähre. Der Portier zeigte ihr Susie bei ihrem Eintreten, und Mrs. Burchard kam in solcher Hast und mit einem so stereotypen Berufslächeln auf Susie losgesteuert, daß diese erschrak.
»Meine liebe Mrs. Parkington«, sagte sie, »ich bin Mrs. Burchard, die Gattin Ihres Seelsorgers.«
Susie bat sie zu einer Tasse Tee, und oben, in dem Zimmer mit den roten Vorhängen, saßen sie einander gegenüber und schwatzten. »Schwatzen« ist der richtige Ausdruck dafür, dachte Susie später, denn alles, was sie sagten, war von einer leichten Unaufrichtigkeit. Mrs. Burchard beteuerte, sie habe schon so lange einmal vorsprechen wollen, aber eine Pfarrfrau mit fünf Kindern habe immer so entsetzlich viel zu tun, daß sie nirgends fertig werde. Susie, durch Mademoiselle Conti in kühler Beobachtung geschult, betrachtete Mrs. Burchard und hörte ihr zu; die Erwähnung der Kinder brachte sie etwas aus dem Konzept. Es schien fast unglaublich, daß diese Frau Mutter sein sollte, und als in Susies Gedächtnis die Gestalt des Reverend Burchard auftauchte, schmallippig und finster wie er war, da wurde der Gedanke an Kinder geradezu absurd. Und plötzlich überfiel sie das hysterische Verlangen, laut herauszulachen, denn unwillkür-

lich stellte sie sich in ihrer Phantasie diese beiden im Liebesakt vor. Sie konnte nicht umhin zu denken, daß es beiderseits eines beträchtlichen Aufwands an gutem Willen dazu gebraucht haben mußte. Sie fragte sich, wie der Pfarrer diese Frau mit dem Pferdegesicht hatte heiraten können; doch als ihr sein lippenloser Mund mit den harten Linien an den Mundwinkeln wieder einfiel, dachte sie: Das ist das Gesicht eines Mannes, der auch ein Monstrum heiraten würde, wenn es ihm für seine Karriere nützte.

Sie wunderte sich über ihre eigenen Gedanken. Sie hatte doch vieles begreifen gelernt, was sie noch vor einem Jahr nicht verstanden hätte.

Aber Mrs. Burchard schwatzte unentwegt weiter. »Die gute Harriette Livingstone«, sagte sie gerade, »wie schön muß es für sie sein, Sie als Freundin zu haben! Sie führt ein so langweiliges Leben ... immer so selbstlos in der Aufopferung für ihren armen kranken Vater.«

Susie hätte am liebsten gesagt: »Der alte Satan!« Aber sie verbiß es sich.

Mrs. Burchard fuhr fort: »Auch für Sie muß es eine große Hilfe sein ... wenn man bedenkt, Sie kommen als Fremde nach New York, und Major Parkington hat ja auch wenig Beziehungen ... eigentlich auch ein Fremder.«

Während Susie dasaß, lernte sie wieder etwas, und zwar, daß man im Leben nicht einfach gedankenlos aussprechen darf, was einem gerade durch den Kopf geht. Vielleicht würde sie es eines Tages tun dürfen, aber heute noch nicht. Daher sagte sie nur mit falscher Zurückhaltung: »Ich habe Harriette sehr gerne. Manchmal denke ich, es wäre ganz gut, wenn ihr Vater bald stürbe. Er kann doch nicht mehr viel Freude am Leben haben, und wenn er nicht mehr da wäre, hätte Harriette ihre Freiheit. Sie ist nicht zu alt, um das Leben noch genießen zu können.«

»Harriette muß etwa dreiunddreißig sein. Der beste Teil

ihres Lebens ist vorbei. Gott wird sie sicher belohnen für ihre Treue.«

Susie konnte sich nicht beherrschen und antwortete ziemlich brüsk: »Der liebe Gott hat dann aber eine mächtige Schuld abzutragen. Wieviel ist ihr bisher versagt geblieben!«

Doch noch ehe Mrs. Burchard ihrer Entrüstung Ausdruck geben konnte, öffnete sich die Tür, und der Major trat ein. Er begrüßte Mrs. Burchard wärmstens und mit solcher Zuvorkommenheit, daß die Frau mit dem Pferdegesicht ganz weich wurde und anfing zu zittern, als wäre sie ein berückendes Weib. Wieder fühlte Susie ein unwiderstehliches Verlangen, laut herauszulachen, aber sie beherrschte sich.

Zum Major sagte Mrs. Burchard: »Du liebe Zeit, ich hatte keine Ahnung, daß es schon so spät sei. Ihre Frau und ich haben uns so köstlich unterhalten, daß die Zeit nur so verflogen ist. Ich muß jetzt gehen. Mein Mann und ich pflegen immer den Kindern das Abendgebet abzuhören, bevor sie zu Bett gehen.«

Der Major bat sie zwar, sich nicht so rasch zu verabschieden, aber es klang nicht überzeugend; im Hinausgehen sagte sie noch, sie erwarte Mrs. Parkington zum nächsten Nähkränzchen, am Mittwoch. Der Major geleitete sie zur Tür, schloß sie hinter ihr und wandte sich an Susie. »Nun?«

In seinen Augen war ein so köstlich neckischer Ausdruck, daß Susie sich plötzlich von einer Welle heißer Liebe überflutet fühlte. – »Ein gräßliches Weib!« seufzte Susie.

»Gib mir erst mal einen Kuß, und danach wollen wir von ihr reden.« Er küßte sie zärtlich, und dann fragte Susie: »Warum hat sie mich aufgesucht?«

Der Major lachte. »Die Kirche hat schwere Schulden. Man hat in Häusern spekuliert, und die andern sind nicht so freigebig wie Major Parkington.«

»Oh, Gus, ich finde das schrecklich ... eine Kirche ... und so verwaltet zu werden!«

»Mein Liebling«, antwortete der Major, »St. John's ist eine moderne Kirchgemeinde.«
Er hüllte sie wieder in diesen humorvoll-verstehenden Blick ein, der wie eine Zärtlichkeit wirkte. »Eine Menge Dinge lernst du so nach und nach, mein Spatz, nicht wahr? Wirst du in dieses Nähkränzchen gehen?« – »Ich möchte nicht!«
Er legte den Arm um sie. »Und doch ist es besser, du gehst. Es wird nicht sehr amüsant sein. Vielleicht wird es schrecklich sein. Aber jedenfalls eine nützliche Erfahrung. Du solltest doch wohl gehen.«
»Muß ich?«
Sein Blick wurde plötzlich ernst. »Ich glaube, es wäre gut.« Dann küßte er sie wieder. »Mach dir nichts draus. Vergiß nie, mein Liebling, die Zukunft gehört uns ... alles. Kein Mensch wird so viel erreichen wie wir.«
»Schon gut, Gus.« Sie sah zu ihm auf. »Ich will alles tun, was du willst.« – »Du bist mein guter Spatz. Nimm Miß Livingstone mit. Sie wird bestimmt all die Damen kennen.«
Bei Tisch sagte er unvermittelt: »Morgen darfst du die Überraschung sehen. Das Haus ist fertig. Montag ziehen wir ein.«
»Oh, Gus!« Es wurde ihr fast schwindlig vor Freude.
»Ich werde früh heimkommen, dann können wir zur Teezeit hinübergehen, um es uns anzusehen. Ich will dich über die Schwelle tragen.«
Aber es kam alles ganz anders. Am nächsten Nachmittag ging Mademoiselle Conti mit ihr zu Madame de Thèbes. Sie sah trotz der Verschönerungsmittel, die sie als Französin reichlich anwandte, müde und grau aus. Schwarze Ringe lagen unter ihren großen dunklen Augen. Sie sah schon seit einigen Tagen schlecht aus, und etwas von ihrer Lebendigkeit und guten Haltung war verschwunden. Zum erstenmal dachte Susie, sie sei vielleicht doch älter, als es den Anschein habe. Auf die Frage, ob ihr etwas fehle, antwortete Made-

moiselle Conti nur: »Es ist nichts. Sie verstehen wohl.« Auf dem ganzen Weg von Madame de Thèbes zum Hotel war die sonst so gesprächige Mademoiselle Conti schweigsam, und an der Tür zum Hotel sagte sie: »Darf ich zu einer Tasse Tee mit hinaufkommen? Ich muß mit Ihnen sprechen.«

Als sie im Salon mit den roten Vorhängen waren, sagte sie: »Bestellen Sie keinen Tee, bevor ich mit Ihnen gesprochen habe. Wir dürfen nicht unterbrochen werden.«

Susie legte Hut und Mantel ab und forderte sie auf, das gleiche zu tun. Aber Mademoiselle Conti erwiderte mit ihrer tiefen Stimme: »Nein, ich werde gleich gehen.«

Sie hatte nicht Platz genommen, sondern stand aufrecht neben der vergoldeten Kommode mit dem Marmoraufsatz, blaß und tragisch aussehend, wie eine große Schauspielerin. Sie trug die grünen Handschuhe, und die eine Hand lag mit gespreizten grünen Fingern auf dem weißen Marmor. Diese Pose blieb für immer in Susies Erinnerung haften, und viele Jahre später sah sie in Sargents »Porträt von Mme. X.« die gleiche Pose wieder und erkannte sie.

»Aber eine Tasse Tee werden Sie doch mit mir trinken?« bat Susie.

»Nein. Ich muß schnell weggehen, und ich werde nicht wiederkommen. Es heißt nicht *au revoir* . . . es heißt *adieu*.«

»Aber warum? Habe ich irgend etwas angestellt?« Susie wußte nur, daß sie sich auf keinen Fall von Mademoiselle Conti zu trennen wünschte.

»Nein, es handelt sich nicht um etwas, das Sie getan haben, sondern um etwas, das ich tat, vor langer Zeit. Ich habe gar nicht den Wunsch fortzugehen. Es ist das letzte, was ich tun möchte!«

»Ja, aber warum wollen Sie denn gehen?«

»Wie soll ich Ihnen das sagen?«

Die Stimme klang tragisch, und in den großen dunklen Augen glitzerten Tränen. Während Susie sie beobachtete,

wurde ihr etwas Merkwürdiges bewußt: gewollt oder ungewollt, Mademoiselle Conti spielte Theater; wie hypnotisiert fühlte Susie plötzlich das Verlangen, einer so großen schauspielerischen Leistung mit einer ebenbürtigen zu begegnen.
Sie näherte sich der tragisch unbeugsamen Gestalt und legte ihren Arm um Mademoiselle Contis Hüften. »Aber so etwas können Sie doch nicht tun. Wir sind Freundinnen. Es ist sicher etwas, das gar keine Rolle spielt. Es wird nichts an unserer Freundschaft ändern.«
»Ich habe mich drei Tage lang dagegen gewehrt, und jetzt muß ich verschwinden, wegen der Bosheit eines Menschen ... einer Frau, die mich bedroht hat.«
»Was hat das denn mit uns beiden zu tun?« fragte Susie.
Plötzlich verließ die grün behandschuhte Hand den weißen Marmor und löste Susies Hand aus der Umarmung.
»Es hängt restlos mit uns beiden zusammen. Sie dürfen mich nicht umarmen. Sie dürfen mich nicht anrühren!« Sie schritt zur Tür, aber Susie kam ihr zuvor und versperrte ihr den Weg. »Nein, Aspasie! Sie müssen nicht ... Sehen Sie, ich habe Sie Aspasie genannt, ohne es zu wollen. Sagen Sie mir alles. Wenn Sie dann wirklich noch gehen müssen, dann können Sie gehen.«
Plötzlich bedeckte Mademoiselle Conti ihr Antlitz mit den grünen Handschuhen. Lange Zeit blieb sie schweigend so stehen, dann sagte sie, die Augen immer noch bedeckt, mit einer merkwürdig erstorbenen Stimme: »Gut. Ich werde es Ihnen sagen.«
Wieder schwieg sie eine kleine Weile, dann ließ sie die Hände sinken und sagte mit abgewandtem Blick: »Es ist ... ich war früher Ihres Mannes Geliebte. Eine andere Frau, die mich haßt ... eine Schauspielerin ... hat gesagt, sie würde Ihnen alles erzählen, wenn ich ihr nicht Schweigegeld zahle. Es ist alles lange vorbei. Es war schon alles längst aus zwischen ihm und mir. Wir sind gute Freunde. Wir

achten uns gegenseitig – das ist alles.« Sie warf einen raschen Blick auf Susie und sah wieder weg; ihre Augen waren voller Tränen.

Susie hatte eigentlich nur die Worte: »Ich war Ihres Mannes Geliebte« gehört. Alles übrige erreichte sie nur dumpf, wie aus weiter Ferne, nach dem furchtbaren Schlag. Sie hörte, wie Mademoiselle Conti sagte: »Jetzt will ich gehen«, und wie sie erwiderte: »Nein, noch nicht. Ich muß nachdenken. Ich muß nachdenken!«

Sie fühlte ihre Sinne schwinden und ließ sich in den Armstuhl sinken. In ihrem Hirn jagten sich die Gedanken. Sie merkte, daß Mademoiselle Conti nicht weggegangen war, sondern noch bei der Kommode stand.

Natürlich hat er viele Mätressen gehabt, sagte sie sich im stillen immer wieder, natürlich. Er liebte sie jetzt nicht mehr. Das ist unmöglich. Sie ist alt. Ich habe sie lieb. Sie ist meine Freundin. Natürlich hat er früher Mätressen gehabt ... ein Mann wie er ... wie könnte es anders sein? ... Darum kann er einen auch so beglücken in der Liebe ... Sicher hat sie es ihn gelehrt ... Eine Eifersuchtsflamme sprang auf und erlosch. Wie dumm. Da ist doch nichts, um eifersüchtig zu sein. Er liebt nur mich. Ich bin jung und hübsch. Er liebt sie nicht mehr. Nein, ich will nicht, daß sie weggeht. Ich habe sie lieb. Wenn sie wegginge, wäre alles verändert für mich. Ich wäre allein. Ich brauche sie. Ich liebe sie. Nie werde ich jemand finden wie sie. Keine närrische Sentimentalität.

Endlich blickte sie zu Mademoiselle Conti auf und sagte, halb unbewußt noch: »Sie müssen nicht weggehen, Aspasie. Wir wollen nie mehr darüber sprechen. Es wird sein, als wäre es nie geschehen. Ich glaube Ihnen, wenn Sie sagen, daß alles vorbei ist. Es ist auch nicht wichtig. Nur dürfen Sie nicht weggehen. Ich verspreche Ihnen, daß wir nie mehr davon sprechen werden. Es wird sein, als wäre es nie

gewesen.« Sie hielt die beiden grünbehandschuhten Hände in den ihren. Dann brach Mademoiselle Conti in Tränen aus, und sie umarmten sich innig. Mademoiselle Conti küßte sie nach französischer Manier auf beide Wangen.
»Susie«, schluchzte Mademoiselle, »Sie sind eine wunderbare Frau ... eine kluge Frau ... *une femme du monde*.« Und Susie wurde sich klar, daß Mademoiselle Conti ihr ein großes Kompliment zollte und daß es sie selbst mit Stolz erfüllte, »*une femme du monde*« genannt zu werden. Das bedeutete, daß man sie für weise und logisch, für menschlich und reif und klug hielt. Und es bedeutete, daß sie auf dem besten Wege war, die Dinge zu lernen, die Gus gemeint hatte.
So kam es, daß sie und Mademoiselle Conti sich Aspasie und Susie nannten. »Und jetzt«, sagte Mademoiselle Conti mit plötzlich wiedergefundener Lebhaftigkeit, »jetzt brauche ich, glaube ich, etwas Champagner.«
Als der Major heimkam, fand er seine kleine Frau und Aspasie Conti mit einer Flasche Champagner beschäftigt. Sie schienen sehr lustig. Susie hatte noch ein drittes Glas für ihn bereit.
»Aspasie und ich trinken auf das neue Haus«, sagte Susie. Das Wort »Aspasie« machte ihn so stutzig, daß selbst er sein Erstaunen nicht zu verbergen vermochte. Er nahm das Glas, das Susie ihm eingeschenkt hatte, erhob es und murmelte: »Auf das neue Haus.« Als sie die Gläser aneinanderklingen ließen, sagte Susie: »Ich habe Aspasie eingeladen, mit uns zu kommen. Sie stirbt vor Neugierde.«
Dem Major verschlug es die Stimme. Der Schatten einer Enttäuschung glitt über sein Antlitz, aber er faßte sich rasch wieder und entgegnete: »Das ist eine blendende Idee. Sie hat mir so manchen guten Rat gegeben. Sie wird sich freuen, zu sehen, wie alles ausgeführt wurde.«
Ein Anflug von Spott schien in seiner Stimme mitzuschwingen, aber Susie zog es vor, keine Notiz davon zu nehmen,

und wenn Mademoiselle Conti etwas bemerkte, ließ sie es doch nicht sehen. Etwas ganz Unerwartetes war geschehen. Es war, als hätten sich die beiden Frauen gegen ihn verbündet. Mit seiner außerordentlichen sexuellen Empfindsamkeit erriet er dies und lächelte. Etwas, das spürte er war geschehen, etwas, das das Verhältnis zwischen ihnen dreien verändert hatte, aber was das sein könnte, davon hatte er keine Ahnung. Als sie den Champagner ausgetrunken hatten, sagte er lebhaft: »Los jetzt. Ich probiere ein neues Gespann, und die Pferde warten nicht gerne.«

So kam es, daß er Susie schließlich doch nicht über die Türschwelle trug. Der Diener erwartete sie und riß die goldene Mahagonitür weit auf, als sie zu dritt dem Wagen entstiegen und die Stufen hinaufgingen. Als sie die Schwelle überschritten, war Susies Arm in Aspasies eingehängt, und das Gesicht des Majors hatte sich verfinstert. Jede der beiden Frauen schien ihre kleine private Rache zu befriedigen. Er wußte immer noch nicht, worum es sich handeln konnte. Wenn sich Frauen als Geschlechtsgenossinnen gegen einen Mann verbünden, hatte der Mann keine Chancen. Das war eine alte Spielregel, die er aus langer Erfahrung kannte.

In der Mitte der großen Halle hing ein riesiger, glitzernder Kristallkandelaber, in welchem die Gasflammen flackerten. Jenseits von diesem sah Susie ein breites, großes Treppenhaus mit einem Marmorgeländer. Auch der Boden war aus Marmor, und in den Ecken der Halle standen vier riesige Porzellanvasen und eine Anzahl Palmen in Töpfen. Eine brennende Enttäuschung erfüllte Susie bei diesem Anblick. Das war nicht ihr Haus, ihr »Heim«, das sie erträumt hatte. Das war eher ein Hotel. Sie brachte es über sich, auszurufen: »Oh, Gus, es ist wundervoll!«, denn er stand da und wartete. Sie brachte es sogar fertig, so auszusehen, als wäre sie von ihren Worten überzeugt. Mademoiselle Conti selbst hätte nicht besser spielen können.

5

Mrs. Parkington ging aus, um persönlich Blumen einzukaufen. Sie fühlte sich verjüngt, weil Harry kommen sollte, und Harry gehörte zu jener Zeit ihres Lebens, die reich an glanzvollen Erinnerungen war; eine lange Periode, in der mit Ausnahme der häßlichen Geschichte mit Norah Ebbsworth und der Tragödie des »Schrecklichen Sommers« ihr Dasein ungetrübt gewesen war und jeder neue Tag voller Erwartung und Freude. Die Herzogin war damals achtzehn und unverheiratet, und die Jungen gingen zur Schule. Sie hatte gelernt, nicht unter ihres Gatten Untreue zu leiden, und eingesehen, daß ein kleiner Flirt sehr vergnüglich sein konnte und keineswegs zur Hölle führte. Harry war damals fünfunddreißig, jünger als sie, ein Freund des Prinzen, ein Spieler und ein äußerst anziehender Mann. Er hatte zwar mehr begehrt, als sie ihm zu geben gewillt war, aber er trug es ihr nicht nach. Er hoffte einfach weiter - jahrelang. Seine Hoffnung lebte jedesmal neu auf, wenn sie nach England kam, bis sie über ein gewisses Alter hinaus war und er Frau und fünf Kinder sein eigen nannte; selbst dann behauptete er noch sehr galant, sie sei noch immer die bezauberndste Frau, die er je gesehen habe, aber auch die kühlste.

Wenn sie jetzt daran zurückdachte, während sie zum Blumenladen fuhr, dann wußte sie, daß sie ihn nicht aus Mangel an Gefühl oder gar aus Kälte abgewiesen hatte, sondern weil sie keinen Geschmack an einem oberflächlichen, beiläufigen Abenteuer finden konnte. Selbst heute noch konnte sie eine gewisse Zügellosigkeit in den mondänen englischen Land-

häusern weder verstehen noch verzeihen. Und nach ihrem Erlebnis in Badgastein wußte sie, daß ihr Empfinden richtig gewesen war. Wenn sie nicht diese Einstellung gehabt hätte, wäre ihr jenes Glück nie zuteil geworden. Und doch gab es Augenblicke, da sie, selbst als alte Frau, mit leisem Bedauern an Harry dachte. Immer und ewig würde sie ihm dankbar bleiben für das, was er in der Angelegenheit mit Norah Ebbsworth getan hatte.

Und nun war er hier in New York. Er hatte Dokumente und Wertobjekte in Sicherheit zu bringen, aus England nach Amerika; es war schwer, an die Wirklichkeit einer solchen Situation zu glauben – daß England jemals Gefahr laufen sollte, besiegt zu werden, daß London selbst von den Deutschen bedroht sein sollte. Sie seufzte, als sie zurückdachte an alles, was sie erlebt hatte. Harry und seinesgleichen hatten England in die Gefahr gebracht, die es nun zu bestehen hatte. Es war alles sehr lustig in der alten Zeit, und einige wenige Leute hatten alles, doch die meisten waren elend und hungrig, standen zerlumpt und unterernährt Spalier und riefen jedesmal hurra, wenn ein Lord oder eine königliche Kutsche vorbeifuhr. Jetzt müssen sie dafür bezahlen, dachte sie.

Der Wagen hielt vor dem Blumengeschäft, und Hicks, der Kutscher, öffnete den Schlag.

»Ein wunderschöner Morgen, Madam«, sagte er, »der reinste Frühlingstag.« Der Schnee war verschwunden, und die Gehsteige waren noch naß. Die Blumen in den Schaufenstern schienen sich fröhlicher aufzurichten, als fühlten auch sie die Sonne.

Der Inhaber des Geschäftes begrüßte die alte Dame. »Sie sehen blendend aus, Mrs. Parkington. Ich glaubte, Sie wären längst nach dem Süden gereist.« Wie ermüdend, dachte sie. Er tut gerade, als wäre ich ein alter Mummelgreis. Laut sagte sie: »Nein, ich bleibe lieber hier. Es passiert so viel

heutzutage. Florida kann recht kalt und langweilig sein.« Sie ging auf die ersten Mimosen des Jahres zu, vertiefte sich in ihren Duft und die Weichheit der kleinen goldenen Kugeln und sagte: »Einige Zweige davon – etwa ein Dutzend.« Sie dachte wieder an Harry, an die Villa in Monte Carlo und an die Empfänge, die Gus auf der Jacht zu veranstalten liebte.

Dann wählte sie sorgfältig ein paar sibirische Iris, eine Menge gelber Narzissen und zwei große Bündel Freesien wegen des herrlichen Duftes. Als sie noch zwei Veilchensträuße wählte, dachte sie an die Prinzessin von Wales, Alexandra, die für sie die einzige Prinzessin von Wales war.

»Ich werde die Blumen gleich mitnehmen«, sagte sie, »ich brauche sie heute nachmittag.«

Während der Blumenhändler und sein Gehilfe alles in große Bogen Papier einhüllten, schritt sie von einem großen Strauß Blumen zum anderen, sog ihren Duft ein, liebkoste sie zart, als könnte sie durch die Berührung dem innersten Wesen der Blumen näherkommen. Das Gewächshaus war das einzige, was sie von ihrem einstigen Besitz in Newport vermißte. Früher wurden ihr von dort jede Woche dreimal frische Blumen in das große Haus an der Fifth Avenue geschickt. Die Blumen hatten die pompöse Kälte des Palastes etwas gemildert. Nun mußte auch sie ihre Blumen kaufen, und keiner ihrer Gärtner, Ferguson und seine Gehilfen, konnte mehr bei der alljährlichen Blumenschau mit großen Frühlingsblumen-Arrangements, Tulpen, Narzissen und anderen, Staat machen.

Die Blumen waren bereit, und nachdem Mrs. Parkington im Wagen Platz genommen hatte, verstauten Hicks und der Blumenhändler die ganze Pracht rings um sie her, auf Sitze und Boden. Ich komme mir vor wie eine Leiche, dachte sie, sprach es aber nicht aus, um Hicks und den Mann nicht in Verlegenheit zu bringen.

»Danke, Mr. Wilks«, rief sie dem Blumenhändler zu, als er den Schlag schloß, und Hicks fuhr sie über Madison Avenue zurück.

Zu Hause angelangt, ließ sie Taylor die Blumen in die Spülküche tragen und klingelte, daß Mattie kommen sollte, um zu helfen. Nach einiger Zeit erschien denn auch eine etwas verschlafene Mattie, und Mrs. Parkington dachte unwillkürlich: Mattie wird alt. Das kommt davon, wenn man sich gehen läßt und dick wird. Sie hoffte nur, Mattie würde sie überleben. Es war bedeutend leichter, sich mit Matties Klagen und Mißbilligung abzufinden, als sich an einen neuen Menschen zu gewöhnen. Mattie zu verlieren, wäre gleichbedeutend mit dem Verlust der liebsten Freundin.

Sie wußte schon, warum Mattie jetzt brummig war; die Blumen ordnen helfen war tatsächlich Taylors Arbeit, aber Taylor war so schwerfällig mit Blumen. Er verwandelte das fröhlichste Bukett in ein starres Begräbnisstück.

»Wundervoller Tag heute, Mattie«, sagte sie mit übertriebener Fröhlichkeit und hoffte, daß etwas von ihrer eigenen guten Laune auf Mattie abfärben würde.

»Jawohl, Madam«, sagte Mattie unbewegt.

»Ich habe eine Menge Blumen mitgebracht. Die ersten Mimosen. Jemand muß mir dabei helfen.«

»Gewiß, Madam.« Sie nahm Mrs. Parkington Mantel und Hut ab. »Mimosen«, sagte sie steif, »scheinen mir immer weggeworfenes Geld. Welken sofort.«

»Aber sie sind so fröhlich, solange sie halten! Und ich möchte, daß das ganze Haus geschmückt ist, wenn Lord Haxton kommt.«

Mattie gab keine Antwort. Sie rümpfte die Nase, und Mrs. Parkington wußte, daß Mattie nicht einverstanden war. Sie fand es kindisch, so aufgeregt zu sein wegen des Besuches eines alten Mannes; ganz abgesehen davon, daß Mattie diesen alten Herrn auch vor vierzig Jahren schon nicht gebilligt

hatte. Vor vierzig Jahren hatte sie ihn für einen übelbeleumdeten Draufgänger gehalten, und sie hatte ihre Meinung nicht geändert, obgleich Harry nun sicher ein harmloser alter Herr war.
Mrs. Parkington summte ein Liedchen vor sich hin, um zu beweisen, daß sie keine Notiz von Matties übler Laune nehmen wollte.
Da erschien Taylor und meldete: »Mr. Stilham hat angerufen, Madam. Er sagte, es sei wichtig und er werde nach dem Essen herüberkommen, falls Sie nichts anderes berichten.«
»Rufen Sie an und sagen Sie, ich erwarte ihn gegen acht Uhr.«
Sie mochte nicht mehr summen und sah ernst drein. Es war wirklich bemühend, wie sie alle immer zu ihr kamen, wenn sie in Schwierigkeiten waren, als ob keiner von ihnen ein bißchen eigenen Verstand hätte. Alle Aufregung und Vorfreude war plötzlich von ihr gewichen, sie fühlte sich alt und müde. Mattie breitete die Blumen auf Zeitungspapier aus, auf einem Tisch im Ankleideraum bei der großen Halle; aber ihre Farben schienen erloschen, ihre Herrlichkeit erstorben, und all das nur, weil vor langer Zeit ihre Enkelin einen eingebildeten Narren geheiratet hatte, der jetzt in der Tinte saß.

Am Abend zuvor, als Janie und Ned Mrs. Parkington verlassen hatten, gingen sie bis zur Fifth Avenue und fanden dort ein Taxi. »Zum Waldorf Astoria«, sagte Ned zum Chauffeur, und als sie im Wagen saßen, faßte Janie seine Hand und fragte: »Wie findest du meine Urgroßmutter?«
Er war ein ziemlich nüchterner junger Mann, daher überlegte er einen Augenblick, bevor er antwortete. »Eine bemerkenswerte alte Dame ... reizend und so heiter. Sie scheint überhaupt kein Alter zu haben. Und zu mir war sie wirklich außerordentlich liebenswürdig.«

»Du mußt sie gern haben, weißt du, ich liebe sie so sehr!« – mehr als Vater und Mutter oder sonst jemand in der Familie – hätte sie beinahe gesagt, aber sie schwieg, aus Angst, ihm zu mißfallen. Sie war so sehr verliebt, daß sie Angst vor der Liebe hatte. Es war ihr nie in den Sinn gekommen, daß sie sich verlieben könnte, es waren ganz neue, völlig unbekannte Erfahrungen, die sie da machte – daß ihr irgend jemand plötzlich so nahe stehen könnte, so nahe, daß es sie beglückte, Hand in Hand neben ihm zu sitzen; vor sechs Monaten kannte man sich noch nicht, und heute schien die Welt verwandelt, die Sonne wärmer, die Sterne strahlender, wenn nur dieser junge Mann bei ihr war. Sie konnte es kaum fassen, daß die bloße Gegenwart eines Menschen, ja der bloße Gedanke an ihn, einen so glücklich machen konnte.

Sie war nicht unwissend, aber unberührt; es war eine Art Reinheit, wie sie sich Urgroßmutter Parkington trotz allem, was sie erlebt hatte, bis in ihr hohes Alter bewahrt hatte; sie vermochte immer noch voll Freude jedem neuen Erlebnis entgegenzusehen; noch immer empfand sie jeden neuen Menschen wie ein Abenteuer, wie eine neue Welt oder eine Blume, die sich ihr neu erschloß. Diese Unschuld, diese Unberührtheit erhielt sie so jung und fröhlich. Und von der ganzen Familie hatte einzig und allein Janie diesen Reichtum mitbekommen. Janie lächelte im Dunkeln, als sie sagte: »Meine Urgroßmutter hat ein ganz außergewöhnliches Leben gehabt. Ab und zu hat sie mir etwas davon erzählt. Sie ist hinreißend, wenn man sie dazu bringt, zu erzählen. Sie hat Glück gehabt. Sie hat in so vielen verschiedenen Welten gelebt. Wir werden das nie erleben!«

»Das möchte ich nicht behaupten«, sagte Ned, vor sich hin lachend, »so sehr verändert sich die Welt doch nicht, mein Kleines.«

»Aber unsere Welt wird immer mehr oder weniger die glei-

che bleiben. Wir haben Europa nicht gekannt vor dem ersten Krieg, und nicht zwischen den beiden Weltkriegen, und wenn dieser Krieg überhaupt einmal zu Ende sein wird, ist alles, alles anders, als es war.«
»Ich würde mir darüber noch keine Sorgen machen. Wir werden genug zu tun haben, wenn wir nachher all das wieder aufrichten sollen, was kaputtgegangen ist.«
»Ja, ich dachte nur, wie vieles sie gesehen hat! Neulich erzählte sie mir, daß sie sieben Jahre alt war, als der Bürgerkrieg zu Ende ging. Denke dir!«
»Das ist allerhand! Ja.«
Sie schwiegen eine Weile, dann sagte Janie: »Du hörst überhaupt nicht zu. Du denkst an irgend etwas anderes.«
»Das stimmt«, antwortete er sofort. »Ich hörte zwar zu, aber ich dachte zugleich an meine Schwester und ihren Mann und hoffte, sie würden dir gefallen. Sie sind keine Blender, aber sie sind sehr lieb.«
»Wäre es nicht herrlich, wenn Leute wie wir sich nicht um Verwandte und Bekannte zu kümmern hätten? Wäre es nicht herrlich, ganz allein auf der Welt zu sein, nur du und ich, wenigstens bis nachher, bis wir verheiratet sind und häuslich niedergelassen und alles.« Sie drückte seine Hand. »Ich will gar nichts gegen deine Schwester und ihren Mann sagen, die sind sicher sehr nett. Ich meine nur, du machst dir Sorgen, wie sie mir gefallen werden, und ich mache mir Sorgen darüber, was du wirklich über meine Verwandten denkst. Einige davon sind gräßlich.«
Sie dachte an die Herzogin und deren gelangweilte, abschätzende Blicke, an Tante Madeleine und ihre Ehescheidungen und sogar an ihren Bruder Jack.
»Ich muß ja nicht deine ganze Verwandtschaft heiraten, mein Liebling«, antwortete Ned.
Aber er hatte ihr nicht die Wahrheit gesagt; er hatte nicht an seine Schwester gedacht, sondern an Janies Vater und an

das, was er über ihn hatte sagen hören; aber darüber konnte er nicht mit ihr sprechen. Er hoffte immer noch, er würde es ihr nie sagen müssen; vielleicht würde schließlich doch alles gut werden. Sie hatte ihn schon gefragt, ob er ihren Vater leiden möge, und er hatte behauptet, ihn sehr gerne zu haben, was ganz und gar nicht stimmte. Er hatte, so jung er war, schon manchen Menschen vom Schlage Amory Stilhams kennengelernt, und keinem von diesen war zu trauen. Seine Arbeit hatte ihn mit dieser Sorte Menschen zusammengebracht, die merkwürdigerweise glaubten, kraft irgendwelcher Privilegien über den Gesetzen der Durchschnittsbürger zu stehen. Er hatte erkannt, daß sie das besondere Produkt einer ganz besonderen Epoche des amerikanischen Lebens waren; sie entstammten einer Zeit, da Moral herzlich wenig, Erfolg, einerlei durch welche Mittel er errungen war, alles bedeutete. Aber sie waren andrerseits auch zeitlose, ewige Menschentypen. Was er im Laufe des Nachmittags über Amory Stilham erfahren hatte, nagte wie ein Wurm an seinen Gedanken ... Amory Stilham würde vor Gericht gestellt und sehr wahrscheinlich verurteilt werden, und Amory Stilham war Janies Vater. Es war entsetzlich, denn es würde sie tief verletzen.

Der Wagen hielt vor dem Hotel. Ned erschien plötzlich alles falsch und häßlich, die vielen Lichter der Fassade, die breiten, teppichbelegten Treppen, die Menschen in der riesigen Halle – der ganze prunkvolle Mammutbau, letzter Zeuge eines Zeitalters, da überdimensionales Gepränge für edel und schön galt.

Dann tauchten aus der Menge die Gesichter seiner Schwester und seines Schwagers auf, und mit ihnen etwas wie Trost über die Existenz einer guten, gesunden Wirklichkeit. Janie mochte sie sofort sehr gut leiden. Mary war älter als Ned, fünfunddreißig, hatte er gesagt, aber der Altersunterschied habe nie eine Rolle gespielt. Ihre Mutter war früh

gestorben. Ned war damals erst sieben Jahre alt, und Mary war ihm Schwester und Mutter zugleich. Sie war sehr stolz auf seine Erfolge an der Universität in Wisconsin und auf seine weitere Karriere. Sie war eine große, gutgewachsene, gutgekleidete Frau und strahlte die gleiche Wärme und Herzlichkeit aus, die Janie an Ned so gut gefiel, vielleicht etwas gemäßigter, aber doch mütterlich einhüllend. Sie liebte offenkundig ihren Mann und ihre Kinder über alles, führte ihr Haus tadellos und konnte gelegentlich auch einen derben Scherz vertragen, weil sie gesund und den Menschen aufgeschlossen war. Selbst Enttäuschungen würden sie nicht ändern.

Ihr Gatte, Charlie Evans, war ein netter, liebenswürdiger, erfolgreicher Mann. Daß er erfolgreich war, sah man seiner ganzen Erscheinung an, alles an ihm war gepflegt und ausgeglichen. Charlie Evans gelang, seit er auf der Welt war, immer alles gut. Er hatte sich eine liebe Frau, gesunde Kinder, Wohlstand gewünscht, und alles war ihm erfüllt worden.

Sie waren Janie sofort sympathisch, schon als sie ihr in der Halle entgegenkamen, aber was vor allem wohltuend wirkte, war die offene, warme Herzlichkeit, mit der sie Janie vom ersten Moment an in ihr Leben aufnahmen, weil Ned sie erwählt hatte und weil sie Ned liebten und zu ihm stehen würden, in allen Dingen. Für Janie war es ein ungewohnt wohltuendes Empfinden, etwa wie ein warmes Bad, wenn man ganz verfroren ist. Nie war ihr etwas Ähnliches begegnet, ausgenommen bei Großmutter Parkington, aber dort war es weniger eindrucksvoll, weil es altvertraut war.

Sie und Mary tranken zwei Cocktails, die Männer drei, und dann fuhren sie im Taxi zum Essen ins »21«. Ihre Fröhlichkeit verscheuchte auch Neds finstere Gedanken, er begann nach den Kindern zu fragen und nach allen möglichen Leuten in South Bend, nach Hutchinsons und Hoffmanns, bis

Mary ihn unterbrach: »So, genug jetzt, Ned. Dies ist auch Janies Abend.«

Janie war ihr dankbar, obwohl sie sich weder gelangweilt noch ausgeschlossen gefühlt hatte. Im Gegenteil, durch ihre Unterhaltung fühlte sie sich miteinbezogen in eine Welt, die durch Ned nun auch ihr gehören sollte und worin sie, allein dadurch, daß sie ihn liebte, bereits Wurzel zu fassen begann.

Im »21« grüßte Janie den Dramatiker Foxworthy, zwei Schauspielerinnen und eine ehemalige Schulkameradin, während Ned sich von ferne vor einem alten Herrn mit grauem Haar verneigte, der, wie er sagte, zu seinem Department in Washington gehöre.

Hier fühlte sich Janie heimisch. In diese Welt war sie geflüchtet, um der Welt, in die sie hineingeboren war, zu entrinnen. Als Fünfzehnjährige hatte sie bereits erkannt, daß sie durch die Umstände ihrer Geburt und Umgebung gefangen und abgesondert war – einmal als die reiche Urenkelin der sagenhaften Mrs. Parkington, dann als Tochter von Amory Stilham; alles, was eine frühere Generation als Vorteil angesehen hatte, erschien Janie als Hindernis. Selbst die Schulen, in welchen sie eine nicht allzu oberflächliche Bildung genoß, sonderten sie von der gewöhnlichen Menschheit ab. Wo sie erschien, tauchten auf rätselhafte Weise Kameramänner auf. All diese Erkenntnisse hatten Janie bedrückt und unglücklich gemacht, sie hatte das Gefühl, unter einem Bann zu stehen oder von einer bösen Fee verzaubert zu sein, so daß sie nie mehr wirklich sie selbst sein könnte, nie mehr ihr eigenes Leben leben, wie Großmutter Parkington das getan hatte. Und da sie ein kluges, nachdenkliches Kind war, erkannte sie auch, daß eine ganz große unbekannte Welt außerhalb der ihrigen existierte, eine Welt, von der sie alle ihre »Vorzüge« ausschlossen. Darum war ihr Ned, der aus ganz anderen Kreisen kam, so wunderbar erschienen, darum beglückte sie heute abend die Anwesenheit

von Mary und Charlie so sehr. Dieses Restaurant, das für sie nichts Ungewöhnliches war, bedeutete für Mary und Charlie ein Erlebnis. Ned hatte vorgeschlagen, hier zu speisen, weil berühmte oder bekannte Persönlichkeiten dasein würden, die zu sehen für seine Geschwister interessant sein könnte. Auch das war an Mary und Charlie so liebenswert, daß sie den heutigen Abend restlos genießen und morgen all die Leute wieder vergessen würden, weil sie ihr eigenes, voll ausgefülltes, beglückendes Leben hatten. Sie betrachteten die Persönlichkeiten, die Janie ihnen zeigte, mit dem gleichen neugierigen Vergnügen, mit dem sie die Tiere im Zoo betrachten würden, sichtlich beeindruckt, doch morgen würden sie nicht mehr daran denken.

Eine Welt wie die, in der Mary und Charlie lebten, erschien Janie als das Herrlichste, was es gab. Ihr eigener Kreis hingegen kam ihr schal und verdreht vor und erfüllte sie mit einem Gefühl der Nichtigkeit und Unsicherheit. Manchmal hatte sie das Gefühl, ein Geist unter lauter Schatten zu sein.

Aber Ned war Wirklichkeit. Sie betrachtete ihn über den Tisch hinweg und war beglückt durch seine Wirklichkeit. Manchmal kam sie sich viel älter vor als er, und manchmal war sie ein Kind neben ihm, das er sorgfältig und zärtlich zu schützen hatte. Ihr wollte scheinen, als sei die Weisheit und Erfahrung, die ihr eine gewisse Reife gaben, etwas Zerstörendes, weil sie aus einer überalterten, erschöpften Welt stammten. Einer Welt, die, wie ihr schien, an nichts mehr glaubte, einer toten, bedrückenden Welt, wo nichts mehr lebenswert und selbst die Zukunft nur eintönig und hoffnungslos war.

Ned hatte das alles grundlegend geändert; sie bemühte sich, ihn nicht zu offenkundig anbetend anzusehen, aber seine bloße Anwesenheit verwandelte die geringste Kleinigkeit in ein bezauberndes Abenteuer. Sobald er nicht mehr da war, wurde alles wieder grau und eintönig. Sie wußte, dem war

nicht nur wegen ihrer Verliebtheit so. Er war wirklich von einer verborgenen, aber starken animalischen Vitalität erfüllt, die sich in seinem Lachen, seiner plötzlichen Begeisterung, seinem ganzen Benehmen äußerte. Aber vor allen Dingen hatte er eins: er glaubte an das, was er tat; er wünschte von ganzem Herzen, die Welt, in der er lebte, besser, reicher, lebendiger zu gestalten – nicht nur für sich, sondern für alle Menschen – auch für die stumpfen, dummen, gewöhnlichen, mißachteten. Etwas Ähnliches war ihr in der vor Reichtum und Sicherheit erstarrten Welt, aus der sie kam, nie begegnet. Nie würde sie es ihrem Vater oder ihrer Mutter erklären können. Nur Großmutter Parkington könnte das verstehen. Janie jedoch scheute sich, zu der alten Dame über derlei Dinge zu sprechen, aus Angst, vor so viel Weisheit und Erfahrung kindisch und ungeschickt zu erscheinen.

Auch Ned beobachtete sie über den Tisch hinweg; er bemerkte, wie glücklich sie war, und freute sich über das gegenseitige liebevolle Einvernehmen zwischen ihr und seinen Geschwistern. In manchen Dingen, das wußte er, war sie ihnen allen überlegen, aber in vielem war sie noch ein kleines Kind. Dies liebte er vor allem an ihr; ihr trauriges, frühreifes Wissen zog ihn an, und gleichzeitig erfüllte ihn ihre hilflose Kindlichkeit mit dem heißen Wunsch, sie zu beschützen.

Er war ein begeisterungsfähiger junger Mann; Gott und die Natur hatten ihn mit schöpferischer Einbildungskraft gesegnet. Er konnte eine Situation erfassen und sie bis zum dramatischen Abschluß weiterspinnen. Diese Phantasie machte ihn zum glänzenden Anwalt und sicherte ihm viele Sympathien, aber sie ließ ihn auch Sorgen und Vorahnungen zu ernst nehmen, wie jetzt zum Beispiel, da ihn der Gedanke an Janies Schicksal und Zukunft mit wilder Angst und Unruhe erfüllte. Selbst der Champagner vermochte ihn nicht von diesem Druck zu befreien.

Keiner der Anwesenden wußte, was er über Janies Vater erfahren hatte, keiner konnte seine nagende Sorge ahnen, die ihn aus dem Kreis ihrer Fröhlichkeit heimlich auszuschließen schien. Janies Vater, der Betrüger, der Schwindler, der scheinheilige Gauner, warf seinen Schatten über den ganzen Abend, während in Neds Geist eine leidvolle Zukunft sich abzeichnete, die sich vielleicht nie bewahrheiten würde. In bezug auf Amory Stilhams Schuld war kein Zweifel mehr möglich. Das wußte vermutlich keiner besser als Ned, da er selbst die meisten Beweise zusammengetragen hatte. Und während er Janie so betrachtete, die fröhlich und unbeschwert wie selten diesen Abend genoß, grübelte er über die Zukunft nach und fragte sich, ob er sie auf die bevorstehende Katastrophe vorbereiten oder dies irgend jemand anderem überlassen sollte. Plötzlich überfiel ihn eine wilde Angst, sie würde ihn vielleicht nicht mehr heiraten wollen, weil er in der Untersuchung eine Rolle gespielt hatte oder weil sie sich einbilden könnte, sie dürfe ihm nicht die Schande antun, die Tochter eines Schwindlers zu heiraten.

Er wußte wohl, daß es gleich nach seinem Weekend in Amory Stilhams Landhaus noch eine Möglichkeit gegeben hätte, einen anderen Weg einzuschlagen und Janie nicht wiederzusehen. Und er wußte auch, daß dieser Weg weit klüger gewesen wäre. Viel leichter für ihn, viel besser für seine eigene Zukunft. Diese Art Klugheit konnte aber nicht seine Art sein; gerade die gesunde Kraft, die sein Hirn zu einem glänzenden und erfolgbringenden Instrument machte, brachte ihn auch dazu, sich unbedenklich und restlos zu verlieben, mit dem ganzen Ungestüm seiner unverbrauchten Natur. Er war sich wohl bewußt, daß, genaugenommen, Janie nicht die richtige Frau für ihn war; er dachte an ihren Namen und ihren Reichtum und an die unerwünschte Publizität in Zeitungen und bei der Öffentlichkeit und an den

merkwürdigen Hintergrund märchenhafter Sicherheit, der sie von klein auf umgeben hatte. Da war so vieles, wovon sie keine Ahnung hatte, Menschen und Dinge der Wirklichkeit, denn sie hatte nie irgendeine Verbindung mit diesen gehabt; ihr Leben hatte sich in einer abgesonderten, geschützten Atmosphäre abgespielt, die dem Untergang geweiht war. Selbst ihre schwachen kindlichen Versuche, dieser Welt zu entrinnen, hatten sie nur an den Rand einer ebenso unechten Gesellschaft gebracht, der Welt der Schriftsteller, Schauspieler und Faulenzer, die in lauter Selbstbespiegelung unfruchtbar dahinlebten. Ja, verstandesmäßig wußte er, daß sie nicht die Richtige war, doch hatte sein Verstand nichts mehr zu sagen in dieser Sache, denn er liebte sie und fühlte sich berufen, sie zu retten; er war noch jung genug, um an den Ritter Georg und den Drachen zu glauben. Er war noch nicht durch Weisheit abgestumpft, noch nicht durch Erfahrung gewitzigt. Er war jung und verliebt und, wie Janie, einerseits sehr weise und gleichzeitig sehr unverbraucht. Keiner von ihnen konnte seiner verworrenen Generation entrinnen.

Seine Schwester kannte ihn zu gut, um nicht zu bemerken, daß ihn den ganzen Abend etwas bedrückte, aber sie wußte auch, daß sie ihm nicht helfen konnte. Was immer es sein mochte, er würde sich allein durchbeißen müssen. Er war von klein auf eigenwillig und selbständig gewesen.

Nach dem Essen sahen sie sich ein Singspiel von Cole Porter an, gingen dann ins »Monte Carlo«, ins »El Morocco« und ins »Stork«, wo alle Leute Janie kannten, ein paar wenige Ned und niemand seine Schwester und seinen Schwager. Es war ein konventioneller Abend, leer und langweilig für Leute, die das jeden Abend machten, aber für Mary und Charlie war es das Vergnüglichste, was sie sich denken konnten, und sicher würden sie in South Bend noch einige Zeit davon reden; sie hatten sich glänzend amüsiert und

dadurch auch Janie erfreut, für die es nichts Neues bedeutete. Und ehe der Abend zu Ende ging, hatte ihre Fröhlichkeit sogar Neds Sorge ein wenig einzuschläfern vermocht.

Nachdem sie Mary und Charlie zum Hotel gebracht hatten, begleitete Ned Janie im Taxi nach Hause. Nun war es Ned, der ihre Hand nahm und fragte: »Sie sind nett, findest du nicht auch?« Für ihn war ihre Antwort wichtig, es hing so viel davon ab.
»Ich finde sie ganz reizend. Es sind die nettesten Leute, die ich überhaupt kenne.«
»Das brauchtest du nicht zu sagen.«
»Aber es ist so, Liebster.«
Sie schwiegen eine Weile und freuten sich, daß sie beisammen waren. Plötzlich sagte Ned: »Nicht wahr, du würdest nichts zwischen dich und mich kommen lassen?« und wurde sich sofort bewußt, wie banal und unzulänglich diese Worte waren.
»Nein, Liebster. Warum fragst du?«
»Ach, nur so ... Ich habe manchmal Angst.«
»Du weißt doch, daß mich nichts von dir trennen kann.«
»Würdest du mich morgen heiraten? Würdest du einfach davonlaufen?«
»Sicher, wenn es sein müßte ... Aber lieber möchte ich warten. Weißt du, Mutter würde gerne eine richtige Hochzeit feiern und Großmama auch. In unserer Familie ist schon so schrecklich viel Absonderliches vorgekommen, daß meine Mutter geradezu einen Kult treibt mit diesen konventionellen Dingen. Es muß alles seine Ordnung haben.« Plötzlich lachte sie. »Ich möchte es übrigens auch lieber so. Ich hoffe sehr, daß ich nur einmal in meinem Leben heiraten werde.«
An der Tür sagte er ihr gute Nacht und küßte sie; doch war keine rechte Freude in ihm, denn der Schatten seiner Sorgen

lag zwischen ihnen. »Was ist mit dir?« fragte Janie unvermittelt. »Ist etwas nicht in Ordnung?«
Er lachte. »Nein, nichts. Ich bin nur müde. Ich bin es nicht gewohnt, eine Nacht zu verbummeln.«
»Ruf mich morgen vormittag an, ja?«
»Ja.«
Sie trennten sich, und Janie schloß die Tür. Und plötzlich legte sich ein Schleier über ihre Freude und verdunkelte alles um sie her – Halle und Treppenhaus und den übereleganten Salon. Sie hörte, während sie die Treppen hinaufging, gedämpfte Musik und dachte: Mutter ist noch wach.
Sie wurde oft wach, mitten in der Nacht, und hörte dieses Geräusch; dann wußte sie, daß ihre Mutter wieder an Schlaflosigkeit litt und nun auf dem kleinen Sofa im Salon neben dem Ehegemach lag. In letzter Zeit kam das immer häufiger vor . . . gedämpfte Musik im winterlichen Morgengrauen. Im zweiten Stock klopfte sie an die Tür zum kleinen Salon. »Herein!« rief die gereizte Stimme ihrer Mutter. Janie trat ein und sah ihre Mutter im Morgenrock und in einen Wollschal gehüllt auf der Chaiselongue liegen. Bei Janies Eintritt legte sie ihr Buch hin und blickte über den Rand ihrer Brillengläser. »Oh, du bist es«, sagte sie, »du kommst aber sehr spät!«
»Es ist erst vier Uhr.«
»Es ist ja auch gleichgültig. Mit wem warst du heute abend aus?«
»Mit Ned.«
Sie dachte, ihre Mutter habe das schon genau gewußt; sie vermieden nur meistens, diesen Namen zu nennen. »Seine Schwester ist aus South Bend gekommen, mit ihrem Mann«, fuhr Janie fort.
»Was sind das für Leute?« Ihre Mutter sah aus, als erwarte sie jetzt die Schilderung eines Urwaldmenschen.
»Reizende Leute. Ich habe sie sehr, sehr gerne«, antwortete

Janie. Etwas gereizt fügte sie hinzu: »Ich möchte, du wärest nicht so schrecklich rückständig, Mutter. All deine Freundinnen haben umgelernt. Sogar Großmutter ist moderner als du.«
»Ich weiß«, gab Mrs. Stilham spitz zurück. »Deine Urgroßmutter ist die Vollkommenheit selbst.«
»Warum nimmst du kein Schlafmittel?«
»Nein, danke. Wir haben genug von der Sorte in der Familie.« Janie verstand die Anspielung auf die Herzogin. Ihre Mutter fuhr fort: »Ich werde dieses Zimmer als Schlafzimmer einrichten. Ich kann bestimmt besser schlafen, wenn ich allein bin. Dein Vater ist so unruhig, und außerdem schnarcht er.«
»Ich finde auch, es wäre angenehmer«, sagte Janie, »anständiger.« Sie bereute ihre Worte sofort, denn ihre Mutter entgegnete, mit einem scharfen Blick: »Was willst du damit sagen?«
»Oh, nichts – nichts von Belang.« Aber sie hatte etwas Bestimmtes damit sagen wollen. Sie fand es schrecklich, daß zwei Menschen, die sich haßten, immer noch im gleichen Zimmer schliefen. Sie wußte genau, daß ihr Vater und ihre Mutter sich seit langer Zeit entsetzlich haßten und daß dieses krampfhaft beibehaltene gemeinsame Schlafzimmer nur die Wahrheit verbergen sollte. Merkwürdige Unsitte, dachte Janie, dieser sture Tribut an die Idee ehelicher Treue und ehelichen Glückes, zu einer Zeit, da dies alles schon längst untergraben war und niemanden mehr zu täuschen vermochte. Schrecklich, des Nachts aufzuwachen und neben sich einen verhaßten Menschen atmen zu hören! Und dies Nacht für Nacht, immer und immer, bis zum Tod.
Von einem plötzlichen Mitleid für die müde Frau mit dem verbitterten Zug um den Mund erfaßt, sagte sie warm: »Kann ich dir irgend etwas bringen, Mutter? Eine Tasse heiße Milch oder sonst etwas?«

»Nein, gar nichts.«
»Dann will ich schlafen gehen.«
Sie wandte sich zur Tür, aber ihre Mutter rief sie zurück.
»Warte noch, Janie. Ich muß dich etwas fragen.«
»Ja, Mutter.«
»Bitte setz dich.«
»Ja«, sagte Janie und ließ sich auf der Kante eines Louis-XV-Sessels nieder.
»Es handelt sich um Ned. Ich möchte wissen, was gespielt wird. Du bist sehr viel mit ihm zusammen. Du scheinst alle anderen Menschen, ja, alles andere beiseite geschoben zu haben.«
»Ja.«
»Liebst du ihn?«
»Ja«, sagte Janie ruhig und bestimmt.
»Ernstlich?«
»Ja.«
In ihrer Mutter Gesicht kam ein merkwürdiger Ausdruck der Neugierde.
»Und sonst ... ist nichts geschehen?«
Janie wurde plötzlich zornig, weniger wegen des ausgesprochenen Argwohns als wegen des Ausdrucks in den Augen ihrer Mutter und ihrem Ton. »Nein. Warum fragst du das?«
»Die jungen Leute sind heutzutage so eigentümlich.«
»Du sprichst, als wärest du hundert Jahre alt.«
»Manchmal fühle ich mich tatsächlich so alt.«
Janie dachte: Am besten ist, ich sag' es ihr grad jetzt und habe es hinter mir. Laut sagte sie: »Ich habe die Absicht, ihn zu heiraten.« Ihre Mutter nahm die Nachricht scheinbar gleichgültig auf. Sie schwieg ein Weilchen, dann fragte sie: »Bist du ganz sicher? Ist es nicht nur so eine Idee von dir?«
»Nein.«
Sie überlegte einen Augenblick, dann fuhr sie fort: »Hoffent-

lich weißt du, was für eine Enttäuschung das für deinen Vater sein wird.«
»Ich sehe nicht ein, warum.«
»Du weißt es ganz genau. Dein Vater wünscht, daß du jemand heiratest, den er kennt, jemand aus unseren Kreisen. Ich denke übrigens genauso, aber das ist vermutlich weder für ihn noch für dich wichtig.«
»Es tut mir leid, wenn er so darüber denkt.«
In der Art, wie sie zu ihr sprach, erkannte sie ganz das Wesen ihrer Mutter. Nie würde sie sagen: »Das darfst du nicht tun. Ich verbiete es dir.« Sie wurde nicht einmal böse. Sie würde nur bis an ihr Lebensende dagegen sein, sie würde unmerklich, skrupellos, heimtückisch Zweifel ausstreuen, Vertrauen erschüttern und das Glück untergraben. Eine plötzliche Müdigkeit überfiel Janie, als fühlte sie die Freudlosigkeit und Unzufriedenheit dieses reichen Hauses als zentnerschwere Last. Ihre Mutter sprach immer noch: »Ich hoffe, du machst dir klar, was das bedeutet ... alle deine Freunde wirst du aufgeben müssen, du wirst irgendwo in der Fremde unter fremden Menschen leben müssen. Es wird alles ganz anders sein, als du dir das ausmalst.«
»Ich habe mir genau klargemacht, wie es sein wird«, entgegnete Janie, »und genauso ist es mir recht.«
»Du bist ein Kind, Janie. Du weißt ja nicht, wie es sein wird. Du hast von jeher alles gehabt, wonach sich die meisten Menschen ihr Leben lang sehnen, und nun willst du alles wegwerfen.«
Janie antwortete nicht sofort. Als sie es tat, war es, um zu fragen: »Liebtest du Vater, als ihr geheiratet habt?«
»Ja, natürlich liebte ich ihn.«
»War es nicht nur so ... weil es eben das Passendste war?«
»Ich hatte Glück. Dein Vater galt als eine hervorragende Partie ... und mit Recht.«

»Eine hervorragende Partie«, wiederholte Janie, als spräche sie zu sich selbst.
»Genau das«, wiederholte ihre Mutter, »und mach dir nichts vor, auf die Dauer will das sehr viel heißen.« Janie gab keine Antwort. »Ich bitte dich nur um eins«, fuhr ihre Mutter fort, »überstürze nichts. Ich finde, Ned hätte sich an mich und an deinen Vater wenden können.«
»Er tat es nicht, weil ich ihn bat, es zu unterlassen«, sagte Janie.
Jetzt war sie ernstlich gekränkt, Neds wegen und weil ihre Mutter so wegwerfend von ihm sprach. »Ich wünschte ihm eine idiotische Unterredung zu ersparen«, fügte sie noch hinzu.
»Und darf man erfahren, was du mit dieser unverschämten Bemerkung meinst?«
»Ich will damit sagen, daß keiner von euch überhaupt die Fähigkeit besitzt, Ned zu verstehen, sein Wesen, seine Art.«
»Ich glaube, ich verstehe sogar sehr gut ... zu gut. Er ist ein Roter, ein Kommunist. Er bemüht sich, mitzuwirken an der Zerstörung alles dessen, was dein Vater und seinesgleichen in einem ganzen Leben mühevoll aufgebaut haben.«
Janie erhob sich. »Du siehst, Mutter, es ist völlig sinnlos, daß wir darüber sprechen.«
»Wenn du es dir in den Kopf gesetzt hast, na gut, dann werden wir dich notgedrungen unterstützen und die Hochzeit ausrichten und gute Miene zum bösen Spiel machen.«
Jetzt war Janie aber wirklich böse. »Du brauchst dich wegen der Hochzeit nicht zu sorgen, und gute Miene brauchst du schon gar nicht zu machen.« Sie stand auf und ging zur Tür. »Es ist mir ganz egal, was du überhaupt darüber denkst. Ich weiß nur, daß ich aus diesem gottverdammten Haus heraus will.«
Sie ging hinaus und merkte noch im Hinausgehen, daß ihre

Mutter sich erhob, um ihr zu folgen. Sie war auf halbem Wege auf der Treppe zu ihrem Zimmer, als sie die klagende Stimme ihrer Mutter vernahm: »Janie, Janie!« Aber sie achtete nicht darauf, und gleich darauf hörte sie die Tür unten wieder ins Schloß fallen. In ihrem Zimmer warf sie sich im Dunkeln aufs Bett und begann zu weinen. Sie weinte aus lauter Müdigkeit und aus Wut und zum Teil aus Mitleid mit der armen verbitterten Frau, die da unten lag und nicht schlafen konnte.
Der erste Morgenschimmer drang schon durch die Vorhänge, als sie aufhörte zu weinen und sich langsam auszuziehen begann. Von ferne hörte man noch immer die leise Radiomusik.

Als Ned am anderen Morgen anrief, erwähnte sie die nächtliche Unterredung mit keinem Wort.
Er sagte, er müsse mit dem Ein-Uhr-Zug nach Washington fahren, ungewiß für wie lange; sobald er es wisse, werde er ihr telegrafieren. Seine Geschwister reisten mittags ab. Sie ließen Janie noch herzlich grüßen, und es sei wunderschön gewesen am Abend vorher. Sie würden sich freuen, Janie bei sich in South Bend zu sehen. Seine Stimme war so warm und lebendig, daß Janie sich getröstet und erleichtert fühlte.
»Ich getraue mich fast nicht, davon zu sprechen, aus Angst, daß es sich nicht erfüllt«, sagte er, »aber es könnte sein, daß man mich kommen läßt, um mir meine Beförderung mitzuteilen.«
»Oh, Ned! Wie wundervoll!«
»Das könnte aber bedeuten, daß ich von New York weg muß, vielleicht nach Chicago oder San Francisco; würde dir das etwas ausmachen?«
»Wie meinst du das – ob es mir etwas ausmacht?«
»Ja, ich meine, würde es dir etwas ausmachen, mit mir in diese oder jene Stadt zu ziehen?«

›Ausmachen? Ned, das wäre unsagbar schön!«
»Also, wenn es das ist, telegrafiere ich dir sofort. Wahrscheinlich müßte ich dann gleich dorthin fahren, und du müßtest den Gedanken an eine große Hochzeit begraben.«
»Auch das wäre mir recht.«
»Schön, dann bleib gesund bis dahin.«
»Du auch, Liebster!«
»Auf Wiedersehn!«
»Auf Wiedersehn!«
Als die Stimme verstummt war, fühlte sich Janie wieder verlassen und niedergeschlagen. Das ganze Haus, ja selbst ihr eigenes Zimmer war ihr verhaßt; es war alles so unfroh, schon seit langer, langer Zeit. Es kam ihr in den Sinn, während sie so im Bett lag, daß sie dieses Gefühl des Hasses zum erstenmal als zwölfjähriges Kind empfunden hatte. Damals war sie bei einer Schulfreundin auf dem Lande in Maryland gewesen; die Physiognomie dieser Freundin war ihr in den langen Jahren der Trennung entfallen, aber an das Haus erinnerte sie sich noch heute: ein geräumiges, freundliches Haus, mit einem Durcheinander heimeliger Möbel ausgestattet, von einer ganzen Anzahl Hunde bevölkert, voller Blumen und selbst in den schlimmsten Januartagen sonnig und beglückend.
Seither war ihr das Elternhaus unerträglich öde, dunkel und bedrückend vorgekommen, voller Angst und Schatten, selbst wenn draußen die Sonne schien. Es war ein mit luxuriösen Möbeln und Bildern überfülltes Haus, das weder Eigenleben noch Ordnung zu haben schien. Es wirkte wie ein extravagantes Sammelsurium, als hätten sich ihre Eltern, jeder für sich, bemüht, etwas zu kaufen oder zu erreichen, was doch niemals ganz zu ihnen gehören würde.
Und während sie so, über Häuser nachdenkend, im Bett lag, fiel Janie plötzlich das Haus ihrer Urgroßmutter ein. Es war mit ebenso teuren Dingen möbliert wie dieses trostlose

große Haus, wo die Menschen Tag für Tag ein und aus gingen, lebten, aßen, schliefen, ohne einander zu begegnen. Aber Mrs. Parkingtons Haus wirkte ganz anders. Es war eine heimelige, beglückende Stätte, ein warmes Vogelnest. Man fühlte sich nicht nur warm und glücklich darin, sondern auch restlos geborgen. Selbst Menschen wie zum Beispiel die Herzogin wandelten sich zusehends, sobald sie in diesem Hause waren. Es fiel einem nicht ein, beim Anblick eines Stuhles zu denken: Welch unbezahlbar wertvolles Möbelstück; man dachte: Wie schön und freundlich und einladend ist dieser Stuhl. Selbst die Blumen hatten eine eigene Fröhlichkeit, nicht nur, weil Mrs. Parkington ganz besonderes Geschick in ihrer Anordnung hatte, sondern weil die Blumen in ihrem Hause glücklich zu atmen schienen, als gehörten sie dazu.

Und wieder fühlte Janie, wie schon oft, den wilden leidenschaftlichen Wunsch, so zu leben und so zu altern wie ihre Urgroßmutter. Mrs. Parkington zu gleichen, schien ihr das höchste erreichbare Ziel. Und so wußte sie auch mit einem Male, wie sie ihren Tag einteilen wollte. Erst wollte sie etwas essen und leise weggehen, während ihre Mutter noch schlief; vielleicht würde Großmama sie zum Nachtessen einladen.

Sie war noch mit Anziehen beschäftigt, als es an der Tür klopfte und ihres Bruders Stimme fragte: »Kann ich hereinkommen?«

Bei seinem Anblick schoß es ihr durch den Kopf: So ein hübscher Bursche, und wie elend sieht er aus!

Er hatte etwas von einem El-Greco-Porträt, ein hageres Gesicht mit sanften, schönen Augen, aber einem schmalen grausamen Mund. Er war absolut kein Parkington. Sein Aussehen, sagte seine Urgroßmutter, hatte er von den Blairs geerbt, woher auch sein Leichtsinn und seine Neigung zur Verschwendung kamen. Es war über vierzig Jahre her,

daß Mrs. Parkingtons Sohn gegen ihren Willen eine Blair geheiratet hatte. Sie war der Ansicht, daß man wohl die Tochter eines gesunden Lastwagenführers, aber nicht das überzüchtete Produkt einer Familie heiraten dürfe, deren Exzentrizität hart an der Grenze des Wahnsinns lag. Und nun trat, vierzig Jahre nach dieser Heirat, ein Blair und nicht ein Parkington in Janies Schlafzimmer.

Mädchen mochten ihn im allgemeinen gut leiden, wegen seiner Eleganz, seiner leichten Konversation, seiner etwas frechen Art des Anbändelns, aber auch wegen seiner schönen Hände, seiner weichen Augen, seines gepflegten Haares. Janie anerkannte seine Vorzüge durchaus, aber dennoch wußte sie in ihrem Innersten, daß er pervers, morbid und unmännlich war. In letzter Zeit fühlte sie sich so viel älter als er, und sie hatte begonnen, ihn fast wie ein Kind zu behandeln. Er flegelte sich in einen Stuhl und fragte: »War's nett gestern abend?«

»Ja, entzückend.«

»Wer waren denn diese Unbekannten?«

»Neds Schwester und Schwager.«

»Ich habe euch im Champagner-Stübchen gesehen.«

»Warum bist du nicht zu uns gekommen?«

Er lachte. »Ich dachte, Maisie passe nicht ganz dazu!«

Janie saß vor ihrem Toilettentisch und kämmte ihr Haar. Sie konnte ihren Bruder im Spiegel sehen. Plötzlich fragte sie: »Unterhältst du Maisie?«

Wieder grinste er. »Nein, das hab' ich nicht nötig!«

»Du Schuft!« sagte Janie gleichgültig.

»Warum soll man andern Leuten nicht das Vergnügen lassen, zu bezahlen?«

»Kein sauberer Standpunkt, Jack, meiner Ansicht nach.«

»Vielleicht nicht sehr vornehm, aber praktisch.«

»Ist es denn ein nettes Mädel ... du weißt schon, was ich meine?«

Die Frage gab ihm zu denken. »Ja«, sagte er nach einer Weile, »wir verstehen uns ganz gut.«
»Langweilt sie dich?«
»Manchmal schon, aber wenn sie anfängt, mich anzuöden, lauf' ich einfach davon. Wie kommst du darauf?«
»Ich weiß nicht«, antwortete Janie lachend. »Ich habe mir das immer als das Schwierigste in einer solchen Situation vorgestellt ... die langen Strecken voll Langeweile ... dazwischen.«
»Das stimmt auch«, sagte Jack, nun ebenfalls lachend, »aber dann trifft das doch auch für die Ehe zu. Schau dir nur Vater und Mutter an!«
»Es brauchte aber nicht so zu sein«, gab Janie zurück. »Wenn man den richtigen Menschen heiratet.«
»Hast du etwa die Absicht, diesen Ned Soundso zu heiraten?«
»Sein Name ist Ned Talbot, und vielleicht ist es am besten, du merkst ihn dir jetzt schon, da er dein Schwager wird.«
Mit einem Ruck setzte sich Jack im Stuhl auf und starrte Janie an.
»Was hast du mich so anzusehen?« fragte Janie.
»Es klang ganz wie Großmutter Parkington, und mit dieser Frisur siehst du genau aus wie auf dem Porträt in der Bibliothek.«
»Danke. Du könntest mir kein größeres Kompliment machen.« Sie holte sich eine Pelzjacke aus dem Schrank und fragte über die Schulter: »Und wie geht's mit der Arbeit?«
»Gut, gut.«
»Na, schrecklich früh scheinst du ja nicht gerade ins Büro zu gehen.«
»Es hat gar keinen Sinn, früh ins Büro zu gehen. Dein Freund Ned und seine Freunde haben den ganzen Handel in Wall Street ziemlich lahmgelegt.«
Während Janie Pelzjacke und Kappe anzog, meinte sie: »Ich glaube, der wäre ohnedies eingegangen. Aber ich könnte

mir vorstellen, daß es Vater recht wäre, wenn du dich zum mindesten mal blicken ließest.«
»Der merkt das gar nicht. Das alte Ekel scheint in letzter Zeit furchtbar beschäftigt ... Keine Ahnung, womit!«
»Wenn du das etwa witzig findest!« wies Janie ihn scharf zurecht.
»Na, na, stell dich nicht so an!«
»Gemein ist das nur, und ungezogen und frech.«
Jack gähnte und erhob sich. »Na, er *ist* ein altes Ekel. Wenn ich nicht mein eigenes kleines Einkommen hätte, würde er mich glatt verhungern lassen. Er haßt mich und schämt sich meiner.« Nach kurzer Pause fügte er hinzu: »Und umgekehrt übrigens.«
»Du könntest ja schließlich arbeiten.« Sie prüfte ihre Erscheinung im Spiegel und nahm ihre Handschuhe auf. »Jedenfalls beneide ich dich nicht um das Ende, auf das du zusteuerst.«
»Sorg dich nicht, Kleines, ich werde mich schon zusammenreißen, ehe es zu spät ist.« Er küßte sie plötzlich. »Entzückend siehst du aus. Dieser Ned hat Glück.«
»Nicht halb soviel wie ich.«
»Sagt man so ...«
Sie wurde plötzlich wütend, ohne daß sie hätte sagen können, weshalb. Vielleicht waren es nur die Nerven. »Ja«, sagte sie trotzig. »Glück hab' ich, daß ich hier herauskomme ... aus diesem gottverfluchten Haus!«
»Das kann man wohl sagen. Ich würde mich auch drücken, aber schließlich klingt die Adresse gut, und ich muß keine Miete zahlen. Aber vielleicht hau' ich doch ab, wenn's zu toll wird.«
In der Tür wandte sich Janie um: »Jack, du bist ein elender Kerl, wirklich!«
»Danke.«
»Denk nicht, das sei Bluff!«

»O nein, das ist Verzweiflung, mein Schatz ... komische Verzweiflung! Was kann man heutzutage anderes tun, als sich amüsieren ... Man hat nichts zu tun, nichts interessiert einen ...«

»Nichts; nichts; nichts!« rief Janie aus. »Das ist es ja gerade. Das ist es ja in diesem elenden Haus!«

Während sie hinausging, hörte sie ihn sagen: Recht hast du. Nihilismus. Jawohl, das bin ich: ein Nihilist! Das habe ich vor einem Jahr in Harvard gelernt. Es ist auch so ziemlich das einzige, was ich dort gelernt habe.«

Wie ein Kind in einem dunklen Gang, so rannte sie die Treppen hinunter und auf die Straße, als fühlte sie sich verfolgt von etwas Unsichtbarem. Draußen wurde es besser. Die Wolken waren verflogen, und die Sonne lag warm in den Straßen und täuschte den Frühling vor. Aber Janie, die rasch die Straße hinunterschritt, merkte nichts von der herrlichen Luft und dem Sonnenschein. Sie fühlte sich nicht mehr verfolgt, aber der innere Druck wollte nicht weichen.

Der Gedanke an Jack beunruhigte sie, denn sie liebte ihn auf ihre Art, er konnte sie manchmal aufmuntern und stand ihr näher als ihre Eltern, vielleicht weil er, genau wie sie, Bescheid wußte über die graue Leere ihrer Existenz. Aber jetzt im Augenblick war sie böse auf ihn.

Ihr war, als habe er etwas Schmutziges in ihr eigenes Zimmer gezerrt und es dort liegengelassen. Dort würde es noch liegen, wenn sie heimkäme; es würde womöglich nie mehr weichen. Der einzige erträgliche Raum des ganzen Hauses schien ihr nun verdorben. Es hatte sie empört, daß er von ihrem Vater als »altes Ekel« gesprochen hatte, nicht so sehr wegen der Respektlosigkeit des Ausdrucks – ihr Vater hatte nichts getan, um besonderen Anspruch auf Respekt zu haben –, sondern weil das Leben in jenem Hause, so unangenehm es auch sein mochte, hoffnungslos, unerträglich würde, wenn eine gewisse Fassade nicht erhalten blieb.

Manchmal mußte man den Schein wahren, um überhaupt leben zu können; ohne Selbstachtung wurde alles unerträglich.

Der Haß zwischen ihrem Vater und ihrem Bruder war qualvoll anzusehen. Sie schienen gar nicht miteinander verwandt; man hätte meinen können, Jack sei der Sohn irgendeines anderen Mannes, eines Liebhabers ihrer Mutter, was, das wußte Janie genau, nicht nur unwahrscheinlich, sondern absolut unmöglich war. Dafür kannte sie ihre Mutter zu gut. Und doch, dachte Janie unvermittelt, vielleicht wäre es für sie und für uns alle besser gewesen, vielleicht wäre sie glücklicher geworden. Jack wäre ein andrer gewesen, keine Kreuzung zwischen den Blairs und den Stilhams und von Geburt an gezeichnet. Wieder kam ihr der Gedanke, daß Jack vielleicht verrückt sei; er war so unausgeglichen, so verantwortungslos, er schien an der Grenze der Zurechnungsfähigkeit zu stehen.

Während sie ging, dachte sie über Maisie nach. Die Tatsache, daß Jack mit Maisie zusammenlebte, regte sie nicht weiter auf; was sie beunruhigte, war Maisies Person selbst, denn Maisie war genau das, was ihr Vater und ihre Mutter offenkundig verabscheuten. Ihr Vater, dachte sie, mochte wohl eine Mätresse haben – es hatte Zeiten gegeben, da sie dessen gewiß war –, aber niemand würde je davon erfahren. Er war jede Nacht wieder nach Hause gekommen und hatte das Zimmer mit seiner Gattin geteilt, die ihn langweilte; er spielte vor der Öffentlichkeit die Farce der treuen Ergebenheit weiter. Niemand würde etwas merken. Über Jacks Verbindung mit Maisie lag so viel Häßlichkeit und Schlechtigkeit, als täte der Junge das alles nur aus Haß gegen seinen Vater und als Herausforderung gegen die ganze Welt, die zu achten man ihn erzogen hatte. Sie hatten sich nie leiden mögen, Vater und Sohn. Seit der Bub alt genug war, allein zu gehen und zu sprechen, hatte ihn sein Vater immer mit

Geringschätzung behandelt, weil er die Blairsche Vorliebe für Musik und Bücher, für Bilder und Theater hatte. (Die Blairs waren sicher überspannt, dachte sie, aber sie waren auch begabt und gebildet.) Die gegenseitige Abneigung wuchs mit den Jahren und brach in offenen Haß aus, als Jack in Harvard nicht seines Vaters Klub wählte; »der« Klub, der ihrem Vater immer so blödsinnig wichtig gewesen war, wichtiger als Liebe oder Ehrlichkeit oder Erfolg. Als Jack damals in den Osterferien heimkam, richtete sein Vater kaum jemals das Wort an ihn; es hätte nicht schlimmer sein können, wenn er ein unausdenkbares Verbrechen begangen hätte.

Wenn Jack einen stärkeren Charakter hätte, dachte Janie, wäre er damals von zu Hause weggelaufen. Es wäre ein Mann aus ihm geworden. Aber er war nicht stark genug, um davonzulaufen. Er hatte sich geduckt, bis er volljährig wurde und durch das ihm zukommende Geld aus der Blair-Stiftung eine bescheidene Unabhängigkeit erreichte. Nur um seinen Vater zu ärgern, lebte er weiterhin im elterlichen Hause. Und alles, alles, was er tat, auch sein Verhältnis mit Maisie, schien keinen anderen Zweck zu haben, als seinen halb irrsinnigen Widerstand zu unterstreichen. Er liebte Maisie ganz bestimmt nicht.

Maisie war übrigens gar nicht so entsetzlich. Sie war nur unverbesserlich, ungebildet und unmoralisch, mit einem besonderen Talent dafür, in Nachtlokal-Skandale verwickelt zu werden und in den entsprechenden Zeitungsrubriken zu erscheinen. Maisie revoltierte gegen gar nichts; sie war ganz einfach eine niedliche Naturerscheinung, nannte sich Maisie Bernard und war irgendwie aus dem hintersten Nord-Carolina nach New York geraten. Maisie hätte Janie nicht das geringste ausgemacht, wenn sie nur nicht einmal durch ihre Eskapaden auch Jack in die Skandalrubrik der Zeitungen gebracht hätte.

Es war wirklich alles sehr schwierig und kompliziert. Man war wie unter einem unentrinnbaren Druck. Aber nun würde sie doch entrinnen. Sie stand gerade vor dem Sherman-Denkmal, als sie der entsetzliche Gedanke überfiel: Wie, wenn etwas zwischen mich und Ned käme? Wenn mir etwas zustieße? Etwas, das mich hinderte, zu entrinnen. Dann würde ich auch revoltieren. Dann würde ich womöglich auch wie Jack. Denn sie fühlte wohl, daß sie nicht stark genug sei, um allein zu entrinnen. Zu viel lastete auf ihr – das böse Blairsche Blut, die Öde des großen Hauses, die Abneigung gegen Vater und Mutter, ein beängstigendes Gefühl von Schicksal und Verzweiflung – das alles drückte sie nieder und beraubte sie ihrer Kraft.
Plötzlich hörte sie sich beten: Lieber Gott, gib, daß nichts passiert! Bitte, bitte, lieber Gott!

Sie hatte sich nicht vorher angemeldet, weil Mrs. Parkington zur Teezeit immer zu Hause war. Als sie aus dem Taxi stieg, überraschte sie der Anblick eines vorsintflutlichen Fahrzeuges, das am Straßenrand stand und auf das die Inschrift *Dutch Harbor Farm* gemalt war. Das bedeutete, daß Onkel Henry bei Großmama war. Der Gedanke an ihren Großonkel Henry war ihr unangenehm, wie etwa der Gedanke an Betrunkene oder Halbverrückte. Es war um so schlimmer, als sie ihn schon ewig lange nicht mehr gesehen hatte.
Einen Augenblick besann sie sich, ob sie nicht lieber umkehren sollte, aber dann dachte sie: Vielleicht geht er bald wieder, und Großmama wird mich zum Nachtessen einladen.
Taylor öffnete die Tür, und sie fragte: »Ist Mrs. Parkington allein?«
»Nein, Miß Janie, Mr. Henry Parkington und Lord Haxton sind da.«
Wieder fühlte sie sich versucht, davonzulaufen, darum sagte

sie: »Dann ist es wohl besser, ich gehe und komme morgen wieder.«

»Das sollten Sie nicht tun, Miß Janie. Es würde Mrs. Parkington sicher sehr leid tun, und ich bin überzeugt, daß es sie freuen würde, wenn Sie Lord Haxton kennenlernten.« Und mit einem leisen Anflug von Humor fügte er hinzu: »Mr. Henry verhält sich heute sehr ruhig.«

»Sie müssen mich erst melden. Ich werde nicht erwartet.«

Taylor entfernte sich, und während Janie noch vor dem Spiegel stand und sich zurechtmachte, um für Mrs. Parkingtons Freunde so nett wie möglich auszusehen, kam diese selbst ihr entgegen, umarmte und küßte sie so herzlich, daß Janie sich plötzlich warm und geborgen fühlte.

»Wie freue ich mich, daß du gekommen bist, mein Liebes! Ich haben eben bei euch angeläutet, aber kein Mensch wußte, wo du zu finden seist. Ich habe einen alten lieben Freund zu Besuch, dessen Bekanntschaft du unbedingt machen mußt.« Und während sie zusammen durch die Halle schritten, fügte sie hinzu: »Es ist Lord Haxton. Er hat irgendeine Mission, die mit dem Kriege zusammenhängt.«

Im kleinen Salon stand Onkel Henry, mit dem Rücken zum Feuer, ein großer, schwerer, bärtiger alter Herr von nahezu achtzig. Er trug grobe Farmerkleidung, schwere gerippte Hosen, ein einfaches Flanellhemd und eine unbeschreibliche wollene Jacke. Die Wärme des Kaminfeuers löste aus seiner Gestalt einen schwachen, nicht unangenehmen Stallgeruch; der Widerschein der Flammen in seinem Rücken ließ sein dichtes weißes Haar aufleuchten wie einen Heiligenschein.

In einem großen Sessel neben dem Kamin saß der Fremde, der Lord Haxton sein mußte. Bei ihrem Eintritt erhob er sich.

Auch er war alt und silberhaarig, aber von schmächtiger, aufrechter, sehr vornehmer Gestalt. Sein Gesicht war schön,

die Nase feingeschnitten, die Stirne hoch, die Schläfen etwas eingefallen, und er hatte hohe Backenknochen. Es war ein äußerst feines Antlitz, weich, ohne verweichlicht zu erscheinen, letzte Blüte eines Typs, der nun durch Überfeinerung der Dekadenz anheimgefallen war. Die Augen strahlend blau in dem gesunden Rot des Gesichts. Der schönste Mann, den ich je gesehen habe, dachte Janie unvermittelt.

Ihre Großmutter stellte vor: »Dies ist Lord Haxton. Mein ältester Freund. Ich habe ihn seit vielen Jahren nicht mehr gesehen.«

Er schüttelte Janie die Hand und sagte, er freue sich sehr, sie kennenzulernen. Dann mußte sie Onkel Henry küssen, der unter Umständen sehr böse werden konnte, wenn man sich weigerte. Sie wußte nur zu gut, daß Onkel Henry schrecklich gerne junge Mädchen küßte, und das machte es nur um so schlimmer. Er hatte irgend etwas angestellt, als er etwa sechzig war. In der Familie flüsterte man höchstens darüber, keiner sprach offen davon. Sie haßte die Berührung mit seinem Bart, aber den Duft von Pferden und Seife, der ihn umgab, liebte sie. Eigentlich war er ihr Urgroßonkel, der jüngere Halbbruder des alten Majors, und schien ganz und gar nicht zur Familie zu gehören.

Janie fühlte sich von ihrer Urgroßmutter beobachtet und ließ Onkel Henrys Kuß so gnädig wie möglich über sich ergehen. »Du solltest nach Einbruch der Dunkelheit nicht mehr fahren, Henry«, sagte Mrs. Parkington, »wir sind alle nicht mehr ganz so jung wie früher.«

»Ich könnte mich gar nicht jünger fühlen, Susie. Mach dir um mich keine Sorgen.«

»Du bist allerdings springlebendig!« Das konnte man wohl behaupten von einem, der mit über siebzig Jahren noch einmal heiratete, und glücklich sogar. Die alten, echten Parkingtons waren doch großartig.

»Was ich sagen wollte«, nahm Onkel Henry das unterbrochene Gespräch mit Lord Haxton wieder auf, »wenn England sich nur entschlösse, die richtigen landwirtschaftlichen Methoden einzuführen, könnte es sich vollkommen selbst ernähren ... aber bringe einer einen Engländer dazu, etwas Neues zu machen! Niemals! Und da liegt der Hase im Pfeffer!« Er entfernte sich ein wenig vom Feuer, steckte beide Hände tief in die Hosentaschen und wippte auf den Absätzen hin und her wie ein junger Mann von dreißig. »Ich zum Beispiel, ich habe nur vierhundert Morgen – nicht einmal besonders gutes Land, und neunzig Morgen davon sind Wald, aber ich erzeuge genug, um ein ganzes Dorf zu ernähren.«

Lord Haxton wirkte in sich zusammengesunken, zerbrechlich und überzüchtet neben Onkel Henry. Er schien sehr alt und zart.

Mrs. Parkington beobachtete die beiden und dachte: Harry langweilt sich, und das ist nicht recht. Zuhören sollte er, denn Henry ist ein fabelhafter Kerl, und was er sagt, hat Hand und Fuß.

Harry saß da und hörte mit gelangweilter Höflichkeit zu; er verließ sich auf die altgewohnte Sicherheit, aus der er hervorgegangen war, und merkte nicht, daß sie längst nicht mehr existierte. Er war die Antwort auf so vieles, was heute passierte, der Niedergang des Britischen Reiches, der Zusammenbruch einer strahlend sicheren Welt des Luxus, an welche sie die Veilchen wenige Stunden zuvor erinnert hatten. Nein, er sollte wirklich lieber mal auf Henry hören, der seine vierhundert Morgen Land und seine einfachen Leute ehrlich liebte, und die Macht seines Geldes nicht minder, und der mit einundsiebzig Jahren ein Prachtexemplar von einem Sohn und Erben hervorgebracht hatte.

Sie seufzte unwillkürlich beim Gedanken an Henrys vier Kinder aus erster Ehe (die Frau war eine Gärtnerstochter

gewesen), an seine Enkel, die so ganz anders waren als ihre eigene Nachkommenschaft. In Gedanken sah sie Henry, wie er bei ihrer ersten Begegnung ausgesehen hatte: ein ungeschlachter, linkischer Junge von fünfzehn Jahren, zwanzig Jahre jünger als sein Halbbruder, der Major, der ihn ihr damals im Brevoort vorgestellt hatte. Sie erinnerte sich auch des Skandals, den es zehn Jahre später gegeben hatte, als Henry die Gärtnerstochter heiratete; der Major war vor Wut völlig außer sich geraten. Aber Henry hatte recht gehabt und der Major unrecht. Der Major hatte hoch hinausgewollt; seine Tochter mußte einen Herzog heiraten, er selbst führte ein großes Haus an der Fifth Avenue, besaß eine Jacht und verkehrte später mit Königen auf gleichem Fuß. Aber die Parkingtons waren gewöhnliche, erdgebundene Menschen; sosehr auch der Major versucht hatte, seinem Schicksal zu entrinnen, ganz hatte er es nicht vermocht; er war, bis zu seinem häßlichen Ende in einem Hotel in Cannes, Gott sei Dank ein gewöhnlicher Mensch geblieben.

Das war sein größter Vorzug gewesen; keiner von uns, dachte Mrs. Parkington, kann der formenden Hand des Schicksals entrinnen. Aber Henry hatte recht gehabt. Die Leute nannten ihn exzentrisch und sogar verrückt, doch das war er keineswegs. Nun hatte er, wie sie selbst, lange genug gelebt, um all die anderen, die ihn für verrückt erklärt hatten, dahingehen zu sehen, heruntergekommen, verschwunden, mit all ihrem Reichtum und all ihrem Ehrgeiz. Er war durch die ganze verrottete Epoche seinen Weg gegangen, wie ein Bauer, unbeirrbar. Und wie er nun dastand wie ein Junger, dachte sie: Seine Kinder und Enkel haben keine »guten Partien« gemacht und nicht von Generation zu Generation ihr gesundes Blut verwässert. Das hat er nicht zugelassen. Und schau sich einer diesen Henry an!

Janie hörte zu und langweilte sich bei Onkel Henrys Gerede

über planmäßige Landwirtschaft, Saatwechsel, Düngemittel und Bodenbeschaffenheit. Trotzdem konnte sie sich des männlichen Eindrucks seiner Kraft und Gesundheit nicht erwehren. Sie fürchtete, durch ihren unangemeldeten Besuch Urgroßmutters Nachmittag beeinträchtigt zu haben, denn Onkel Henry belegte Lord Haxton nun mit Beschlag. Dabei war an Großmutters sorgfältiger Toilette, an der kecken Blume, die sie kokett auf der Schulter befestigt hatte, so deutlich zu merken, daß sie sich auf einen intimen Tee mit einem ehemaligen Verehrer gefreut hatte. Und nun war durch Onkel Henrys und ihr eigenes Dazwischenkommen alles verdorben. Ich sollte wieder gehen, dachte Janie; aber selbst wenn sie sich nun verabschiedete, würde das nicht viel ändern, denn Onkel Henry würde dableiben, solange es ihm beliebte. Er hatte sich einen Besuch bei Großmutter vorgenommen, und nichts würde ihn vorzeitig zum Aufbruch bringen. Er pflegte die Dinge auszukosten. Kein Mensch konnte sagen, wann er aufhören würde, auf Lord Haxton einzureden. Janie war eigentlich ganz froh, vor sich selbst eine Ausrede zum Bleiben zu haben. Es war so schön, so beruhigend und warm hier. Wenn sie nun fortginge, wüßte sie nicht, wohin, außer zurück in das öde, häßliche Haus mit der teuren, seelenlosen Ausstattung.

Ihr gegenüber, hinter dem Teetisch, saß Mrs. Parkington und hatte aufgehört, an der Diskussion zwischen den beiden Herren teilzunehmen. Sie hatte genügend gesellschaftliche Routine, um dem Gespräch dennoch so weit zu folgen, daß sie hin und wieder ein Wort einstreuen konnte, um Aufmerksamkeit vorzutäuschen; aber ihre Gedanken schweiften ab in eine andere Welt voller Langeweile, Enttäuschungen und Überdruß. Wenn sie ganz ehrlich zu sich selbst sein wollte, mußte sie sich eingestehen, daß Harrys Besuch kein großer Erfolg war; er war schon mißraten, bevor Henry kam. Eigentlich hatte Henrys Einbruch in seiner ganzen

unbekümmerten Kraft und mit dem leisen Pferdeduft die Lage eher gebessert.

Vielleicht, dachte sie, sollte man alte Freundschaften nach so langen Jahren nicht wieder aufnehmen. Es lag zu vieles dazwischen, es war der Welt und den Menschen so vieles widerfahren, seit sie Harry zuletzt gesehen ... Dinge, die er in seiner gepolsterten Scheinwelt gar nicht gemerkt zu haben schien. Er sprach noch immer, als ob alles beim alten wäre und keinerlei Gefahr im Anzug; er zitierte immer noch John Donne und Milton und Spenser in einer salbungsvollen Art, als habe sich nichts verändert. Er sprach so, als ob das Gegenwärtige nicht ernst sei, sondern nur ein lästiges Zwischenspiel.

Sie erkannte plötzlich, daß Harry ein hohlköpfiger Narr war und eigentlich immer gewesen war, trotz seiner Erfolge in Oxford vor langen Jahren und seiner glänzenden Karriere. Wie wäre seine Karriere wohl ausgefallen, dachte sie, wenn Harry sie aus eigenen Kräften hätte aufbauen müssen, wie der Major, und ihm nicht die Wege durch Privilegien, Stellung und Freunde geebnet worden wären? Wie bei so vielen Engländern seiner Art bestand seine Karriere aus einer langen Kette glänzenden Leerlaufs, von Amt zu Amt, von Stellung zu Stellung, ohne daß er je etwas geleistet hätte; es genügte, daß man geistreich, intelligent und mit ganz Europa bekannt war. Manchmal hatte er unverantwortliche Mißgriffe gemacht, aber das hatte ihn nicht gehindert, unentwegt weiterzukommen, denn trotz seiner Oberflächlichkeit war er eben, was die Engländer einen »Gentleman« nennen.

Henry nahm kein Blatt vor den Mund; in seiner unverblümten, kräftigen Sprache sagte er: »In Wirklichkeit hat es seit dem Westminster-Statut kein Britisches Empire gegeben. Das ist tot; es weigert sich nur, es einzugestehen.«

Sie mußte sich immer wundern, wie vieles Henry wußte.

Man hielt ihn für einen komischen, ungehobelten, unwissenden Kauz, und in Wirklichkeit wußte er über alles Bescheid und konnte mit Tatsachen und logischen Schlußfolgerungen aufwarten. Sie hörte Harry sagen: »Aber, mein lieber Herr, Sie verstehen nichts von den komplizierten Zusammenhängen britischer Politik«, und fühlte sich plötzlich voll Verachtung für ihn. Diese verdammten komplizierten Zusammenhänge, die sie immer anführten! Genauso hatten sie vor vierzig Jahren gesprochen. Nur, daß sie es sich damals leisten konnten, so wie sie sich in der Diplomatie »glänzende Versager« wie Harry leisten konnten. Aber das war vorbei. Etwas Verzweifeltes, Wütendes, Unaufhaltsames war in der Welt losgebrochen, das alle Harrys und alle »Zusammenhänge« wegfegen würde. Es war gleichermaßen in Rußland und in Deutschland, in England und in Amerika, in Indien und im Osten entfesselt. Der Major hatte schon vor seinem Tode gewittert, daß etwas nicht stimmte, so wie er zeitlebens Witterung gehabt hatte, wann es Zeit war, Getreide-, Baumwoll- oder Eisenbahnaktien abzustoßen. Daher hatte er auch alles Geld in steuerfreien Papieren angelegt und ihr so hinterlassen. Aber diese verdammten Engländer wie Harry, die immer taten, als wäre ihre Politik etwas so ganz besonders Feines und Wertvolles, daß kein anderes Volk, auch das zivilisierteste, wie Frankreich zum Beispiel, es je verstehen könnte! Aber nun war ja wohl das Ende dieses Unfugs in Sicht.

Mrs. Parkington fühlte plötzlich ein wildes Verlangen zu weinen; zum Teil, weil sie so intensiv an den Major erinnert wurde, wie er damals war, ganz am Anfang, in dem rot-goldenen Zimmer im Brevoort. Immer rief Henry diese Erinnerungen in ihr wach. Und aus diesen Erinnerungen schöpfte sie die Gewißheit, daß er von allen Frauen, die er geliebt, doch sie am tiefsten liebgehabt hatte. Er hatte sie geliebt und ihr vertraut. Das sprach aus jedem einzelnen

Satz des sorgfältig ausgearbeiteten Testaments. Immer und immer wieder hatte er darin geschrieben, »meiner geliebten Gattin, die meine Absicht verstehen wird«, oder »meiner geliebten Gattin, der ich die Ausführung meiner Wünsche anvertraue«. Aus einer weltumfassenden Traurigkeit heraus hätte sie weinen mögen über die Eitelkeit und Verblendung der ganzen Menschheit.

Und plötzlich wünschte sie, Harry sollte jetzt fortgehen und nie wiederkommen; denn während er dasaß und nachlässig mit Henry diskutierte, erschien ihr Harry wie das Sinnbild all der Jahre ihres Lebens, die reich hätten sein können, aber, das sah sie jetzt deutlich, nur blendend, leer und unnütz gewesen waren. Henry hatte weit Besseres geleistet mit seiner Farm, seiner soliden, gesicherten Lebensweise, seiner gesunden, bodenständigen Frau, weise, begehrlich und sinnenfreudig wie ein echter Parkington.

Ich werde wohl alt, dachte sie, wenn ich anfange, so vor mich hin zu träumen und mich in der Vergangenheit zu verirren. Sie sah Harry sich langsam aus den Tiefen seines Polstersessels erheben, in seiner ganzen überzüchteten Eleganz. Er sah sehr schön, aber zerbrechlich aus. Ich werde ihn überleben, dachte sie triumphierend, obschon er acht Jahre jünger ist als ich. Sie wollte lieber an ihn denken, wie er vor vierzig Jahren gewesen war. Sein Leben schien nichts als Leere gewesen zu sein.

»Jedenfalls«, sagte er, zu Henry gewandt, »freut es mich, den amerikanischen Standpunkt kennengelernt zu haben.«

»Das ist keineswegs der amerikanische Standpunkt«, erwiderte Henry, »sondern mein eigener. Das amerikanische Volk begreift noch gar nicht, was mit der Welt los ist. Sie machen sich hier nicht sehr viele Gedanken, aber sie haben einen fabelhaften Instinkt für die Dinge.«

Gleich darauf tat Harry etwas Merkwürdiges, wie es wohl Menschen seines Alters und seiner Klasse in seinem Lande

zu tun gewohnt waren: er wandte sich von Henry ab und kam auf Mrs. Parkington zu, und es war, als wischte er Onkel Henry aus, ganz einfach, wie ein Kind die Kreidebuchstaben an der Wandtafel auslöscht. Aber Henry schien das nicht zu berühren, er war bereits im Gespräch mit Janie. So, genau so haben sie sich jetzt schon allzulange betragen, dachte Mrs. Parkington. So treiben sie es immer noch. Oh, diese Narren! Diese törichten Narren! Darum ist es so weit gekommen.

Sie lächelte, aber es war ein leeres Lächeln, das ihr fast weh tat.

»Ich werde dich wenigstens bis an die Tür begleiten«, sagte sie, und sie gingen zusammen hinaus. Mrs. Parkington fühlte sich leer, gelähmt und alt.

»Eine Type, dieser Schwager von dir!« sagte Harry, als sie in der Halle standen.

»Und ob!«

»Irgend etwas an ihm erinnert mich stark an Gus.«

»Ja ... er gleicht ihm sehr. Und was hast du vor?« Sie fragte das nur aus Höflichkeit.

»Ich fahre nach Washington ... und dann vermutlich nach Hause.«

Sie sagte weder: »Wir müssen uns noch einmal sehen«, noch: »Laß mich wissen, wann du wieder durchreist.« Es interessierte sie nicht im geringsten. Diese Begegnung war wohl ihre letzte.

»Also denn, alles Gute.«

Taylor hatte ihm in den Mantel geholfen und hielt seinen Hut bereit.

»Es war reizend, dich wiederzusehen«, sagte Harry. »Du warst immer eine wunderbare Frau. Du bist es noch heute.«

»Danke, Harry. Gute Reise und viel Glück.«

Sie blieb auf der obersten Stufe stehen, bis die Haustür sich hinter ihm geschlossen hatte. Dann ging sie langsam in den

kleinen Salon zurück. Wie merkwürdig Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ineinander verwoben werden, dachte sie; und sie wünschte, immer weiter und weiter zu leben, um zu sehen, was nachher kam. Harry hatte sich nicht verändert. Er war der gleiche Harry von ehedem, älter und müder als in der Glanzzeit in Sandringham, London, Monte Carlo oder Oriander. Sie war es, die sich verändert hatte. Es kam ihr vor, als sei Harry nur noch ein Geist aus einer längst untergegangenen Zeit. Aber vor langer, langer Zeit hatte er ihr ritterlich zur Seite gestanden, damals in der Geschichte mit Norah Ebbsworth. Das würde sie ihm niemals vergessen.

Als sie ins Zimmer trat, war Henry im Begriff, sich zu verabschieden. Er küßte Janie nochmals und drückte seinen weißen Bart auch auf Mrs. Parkingtons Wangen. Der Duft von Eau de Cologne, Tabak und Pferden belebte ihre Lebensgeister neu.

»Henry«, sagte sie, »sobald das Wetter besser wird, komme ich dich besuchen.«

»Nun, es wäre an der Zeit. Du warst nicht mehr bei uns seit dem einen Besuch, gleich nach Gus' Tod.«

»Ist das schon so lange her?«

Mit einem Lächeln wandte er sich zu Janie und sagte: »Warum bringst du die Kleine nicht auch mit? Sie hat ihren neuen kleinen Vetter Johnny noch nie gesehen.«

»Wie alt ist er?« fragte Mrs. Parkington.

»Er wird vier.«

Janie lachte: »Ich bin nie klug aus dieser Verwandtschaft geworden: der Sohn von meines Urgroßvaters Bruder.«

»Eigentlich ist er dein Großonkel«, berichtigte Henry. »Die Parkingtons sind eine erstaunliche Familie.«

»Ich würde schrecklich gerne kommen«, sagte Janie.

Janie lächelte noch vor sich hin, als Onkel Henry längst das Haus verlassen hatte. »Ich habe ihn nie mehr gesehen, seit

ich ganz klein war. Ich habe ihn mir ganz anders vorgestellt. Mama behauptet immer, er sei verrückt.«
»Ich fürchte, deine Mutter weiß Henrys Vorzüge nicht zu schätzen«, sagte Mrs. Parkington und lächelte, als teilten sie und Janie nunmehr ein Geheimnis, von dem keiner der anderen etwas wußte.
Als Taylor hereinkam, um wegzuräumen, sagte er: »Mr. Stilham hat angerufen, Madam. Er sagte, er würde gegen acht hier sein.«
Sie sah heimlich zu Janie hinüber, nahm den schwarzen Pekinesen auf den Schoß und begann ihn zu liebkosen. Das Kind hat keine Ahnung, dachte sie. Wer soll es ihr sagen, wenn es wirklich ernst wird? Doch sie wußte schon, daß auch diese Last ihr zufallen würde, denn wer, außer ihr, würde es ihr schonend genug sagen können?

Als Amory mit hochrotem Kopf und blutunterlaufenen Augen hereinkam, dachte sie sogleich: Es sieht schlimm aus, er hat getrunken. Sie hatte nie erlebt, daß Amory zuviel getrunken hätte, außer vielleicht bei Klassenzusammenkünften und Klubdinners. Männer wie Amory, das wußte sie, fanden in dieser Art Gelage einen Ausgleich; sie wollten damit irgendwie der Wirklichkeit, mit der sie nicht fertig wurden, entrinnen und in die Scheinwelt ihrer Jugendjahre zurückfliehen. Amory, dachte sie weiter, ist von der Art, die bösartig werden kann im Rausch. Und wie um sich zur Wehr zu setzen, richtete sie sich gerade auf und stellte ihre Kaffeetasse ab.
»Guten Abend, Amory«, sagte sie, »ich bin soeben fertig mit meinem Kaffee. Möchtest du eine Tasse?«
»Nein, danke, Großmütterchen. Aber, wenn es geht, gerne ein Glas Kognak.« Sie klingelte, etwas nervös. Nichts konnte sie mehr irritieren, als wenn Amory sie Großmütterchen nannte – ein ausgewachsener Mann, und dieser herab-

lassende Ton. Jetzt, da er betrunken war, wirkte er besonders beleidigend. Es fing schon schlecht genug an. Sie wußte, dies würde eine der unangenehmsten Aussprachen ihres Lebens sein, noch verschlimmert durch seine Trunkenheit und offenkundig schlechte Laune. Taylor erschien und erhielt den Auftrag, den Kaffee abzutragen und Kognak für Mr. Stilham zu bringen. Dann kam Mattie und holte die Pekinesen zum Essen, und Taylor kehrte mit dem Kognak zurück und goß Amory ein Glas voll ein. »Danke, Taylor«, sagte er. Mattie hatte er überhaupt nicht beachtet.

»Wir wollen ungestört sein, Taylor«, sagte Mrs. Parkington, »wenn jemand anruft, notieren Sie es.«

»Jawohl, Madam.« Sein Gesicht war korrekt ausdruckslos.

Nachdem er gegangen war, sagte Mrs. Parkington: »Janie war heute nachmittag hier, und Onkel Henry.«

»Verrückt wie immer wahrscheinlich«, meinte Amory.

»So verrückt ist Henry gar nicht«, bemerkte sie ruhig, »letzten Endes ist aus ihm mehr geworden als aus irgendeinem von uns.«

Sie wußte genau, daß Amory Henry vulgär fand und als einen der vielen Schandflecke der Familie betrachtete. Erstaunlich, wie wenig wirklich vulgäre Menschen vom Wesen des Vulgären verstanden.

»Ich habe Janie seit dem Weihnachtsabend nicht mehr gesehen«, sagte Amory. »Sie ist kaum jemals zu Hause. Sie kommt morgens um fünf heim und schläft dann bis in den Nachmittag.«

»Sie sah sehr gut und glücklich aus.«

Er gab keine Antwort, trank sein Glas aus und bat: »Kann ich noch ein Glas haben?«

»Gewiß.« Am liebsten hätte sie gesagt: »Du bist ein erwachsener Mann, du solltest am besten wissen, wann du genug hast.« Aber sie schwieg.

Er schenkte sich das zweite Glas selbst ein. Dann lehnte er

sich an den gelben Kaminaufsatz und stützte seine Ellbogen darauf, um nicht zu wanken. Sie sah das Unheil kommen und wußte, daß sie es nicht mehr verhüten konnte. Sein Ellbogen berührte die kleine Schäferin aus Meißner Porzellan und schob sie, sachte, aber unabwendbar, über die Kante. Ein Schrei entrang sich Mrs. Parkingtons Brust, während sie aufsprang. Die Schäferin schlug auf der unteren Marmorplatte auf und ging in tausend Scherben. Mrs. Parkington hörte sich in weinerlichem Ton ausrufen: »Oh, Amory! Wie konntest du?«

Was sie in dem Gleiten, Fallen und Zerbersten gesehen hatte, war nicht der Tod der Schäferin, sondern das Ende des Schäfers, ihres Gefährten, der vor unendlich langer Zeit in dem Palast mit dem großen Leuchter, der Marmortreppe und den Vasen in der Riesenhalle in Scherben gegangen war.

Denn der Schäfer war eines weit gewaltsameren, aber auch bedeutend würdigeren Todes gestorben. Der Schäfer war nicht von einem Trunkenbold ins Verderben geschoben, sondern von einem vor Zorn fast irrsinnigen Mann durch den ganzen Ballsaal geschleudert worden.

6

Die gleichen Worte hatte sie damals ausgerufen: »Oh, Gus! Wie konntest du?« Und dann hatte sie fassungslos geweint. Aspasie Conti war zugegen und Miß Livingstone und Mrs. Morton Ogden.

»Verdammt will ich sein, wenn ich das hinnehme«, hatte der Major gebrüllt. »Das sollen sie mir zahlen, die Bastarde!«

In Harriettes Augen waren Schreck und Bestürzung getreten; vermutlich drangen solche Worte wie »verdammt« und »Bastarde« zum erstenmal an ihr Ohr. Aspasies und Mrs. Morton Ogdens Augen hingegen blitzten auf, wie Frauenaugen aufleuchten können, wenn sich der Zorn eines bewunderten Mannes nicht gegen sie selbst richtet. Aspasie trug ein elegantes, aber diskretes schwarzseidenes Kleid mit weißem Fichu, das ihre Häßlichkeit und ihre schöne Gestalt erhaben und tragisch erscheinen ließ. Zu Beginn des Abends hatte sie in diesem Aufzug eine große Szene aus »*Phèdre*« und den langen Monolog der Célimène aus dem »*Misanthrope*« rezitiert. Und Mrs. Morton Ogden war in rotem Samt aufgetakelt und trug das berühmteste Diamantenhalsband von ganz New York und eine Aigrette in ihrer Frisur. Harriette war, wie eine Maus, in grauem Taffet gekleidet. Im Augenblick, da die Schäferin vom Kaminsims stürzte, erlebte Mrs. Parkington die ganze Szene noch einmal, als wäre sie eben erst und nicht schon vor sechzig Jahren vorgefallen.

Schäfer und Schäferin waren ein Pärchen, bis Gus den Schäfer erschlug. Sie waren so hübsch, so zart und sehr

teuer gewesen. Sie hatte sie in Tiffanys Schaufenster bewundert, und bald darauf hatte Aspasie sie gekauft, und der Major hatte sie ihr zum Geburtstag geschenkt. Und nun hatte Gus den Schäfer durch den ganzen Ballsaal geschleudert, daß er an der Wand zersplittert war.

Sie hörte Mrs. Morton Ogden sagen: »Das durften Sie nicht tun, Gus. Der Abend ist schon schwer genug für Susie. Sie sollten auf ihren Zustand Rücksicht nehmen.«

Dann fühlte sie sich von Gus' Armen umfangen und hörte ihn, als wäre aller Zorn weggeschmolzen, sagen: »Es tut mir leid, mein Spatz. Verzeih mir. Ich werde dir morgen zehn Schäfer kaufen, oder fünfzig, wenn du willst, aber weine nicht. Ich war ja nicht auf dich böse.«

»*Vous êtes une brute*«, sagte Aspasie mit der gleichen zornigen Stimme wie damals im roten Salon des Hotels Brevoort.

»Bringen Sie sie zu Bett«, sagte Mrs. Morton Ogden.

»Komm«, sagte Gus, den Arm immer noch um sie gelegt, und führte sie aus dem Ballsaal, durch das Eßzimmer, wo die Bedienten von Delmonico mit dem Einpacken der auserlesenen Speisen beschäftigt waren, all der feinen Dinge, welche von den Gästen, die nicht gekommen waren, nicht hatten gegessen werden können. Der Anblick verursachte ihr Übelkeit, so gedemütigt fühlte sie sich.

Am Fuß der Treppe nahm Gus sie auf die Arme und trug sie durch die Fülle von Palmen, Rosen und Lilien, die den Aufgang schmückten. Auf halbem Wege blieb er stehen und küßte ihre Brust, so daß sie sekundenlang alles andere vergaß. »Zahlen sollen sie dafür! Sie werden bitter dafür büßen«, keuchte Gus.

»Nein, Gus. So darfst du nicht reden«, flüsterte Susie. »Es macht nichts. Es macht wirklich nichts. Ich habe nicht deswegen geweint. Ich schwöre dir, es war nicht deshalb. Ich bin nur so müde.«

Er antwortete nicht, sondern trug sie nun ganz hinauf und

legte sie auf das große, mit Perlmutter eingelegte Ebenholzbett, das er in Paris auf der Ausstellung gekauft hatte. Dann rief er ihre Zofe. Das war lange vor Matties Zeit. Die Zofe war Elsässerin, ein nettes, verständnisvolles Mädchen. »Sorgen Sie dafür, daß Madame zu Bett kommt«, sagte Gus zu ihr, »und dann holen Sie ihr etwas warme Milch in der Küche.«

Er küßte sie nochmals und sagte: »Ich muß nun hinuntergehen, mich von Mrs. Ogden verabschieden. Ich habe noch einiges mit ihr zu besprechen.«

Nachdem er gegangen war, half Thérèse ihr aus Madame de Thèbes' Schleifen und Girlanden aus zartem gelbem Satin und weißen Rosen; dann ging Susie in das angrenzende Zimmer, um nach den Kindern zu schauen. Sie bewegte sich so leise, daß die Pflegerin nicht erwachte, sondern ungestört weiterschnarchte, während sie ihre schlafenden Kinder in den kleinen Bettchen betrachtete. Alice schlief, das Gesicht mit einer Hand bedeckt; ihr starres dunkles Haar war in *bigoudis* gewickelt, aus denen des Morgens die Korkzieherlocken entstanden, die die Kinderpflegerin für schön hielt. Herbert lag auf der Seite, das Gesicht ins Kissen gedrückt, die blonden Locken fielen ihm feucht in die Stirn, und seine zarte Haut schimmerte rosig, selbst in dem schwachen Licht, das durch die offene Schlafzimmertür fiel. Sie blieb lange über ihn gebeugt; sein Anblick griff ihr stets ans Herz, halb beglückend, halb beängstigend. Alice war ein hübsches Kind, aber farblos und kränklich, ohne das Strahlende, das ihr jüngerer Bruder an sich hatte. Wenn sie allein und im Dunkeln war, gab Susie sich selbst diese Tatsachen zu, aber bei Tage behandelte sie Alice immer, als wäre sie eine Schönheit.

Und nun, während sie an ihren Bettchen stand, betete sie plötzlich, Gott möge ihnen ein anständiges, gutes Leben schenken und sie lehren, es recht zu leben. Sie wünschte

brennend, sie sollten den Wert der guten, einfachen Dinge erkennen lernen, wie sie selbst sie erkannte, trotz Gus mit seiner Großzügigkeit und Großtuerei. Eine innere Furcht, die sie sich nicht zu erklären wußte, trieb sie zum Gebet.

Erst viele Jahre später, kurz vor ihrem Tode im Marmorpalast am Hügel, erzählte ihr Mrs. Morton Ogden, was an jenem Abend noch geschehen war. Susie vermochte die ganze Szene zu rekonstruieren, und da sie die verschiedenen Personen so gut kannte, konnte sie fast aufs Wort genau erraten, was gesprochen worden war und welche Rolle jeder von ihnen in diesem Kriegsrat gespielt hatte.
Nachdem sie Miß Livingstone im Wagen des Majors zu ihrem kranken Vater zurückspediert hatten, ließen sich die drei – der Major, Mrs. Morton Ogden und Aspasie – im kleinen goldenen Salon bei einer eisgekühlten Flasche Champagner nieder. Die Bedienten von Delmonico waren gegangen, die Dienstboten hatte man zu Bett geschickt, alle Lichter, mit Ausnahme der Gasflammen im großen Kandelaber der Halle, waren gelöscht. Mrs. Morton Ogden sandte ihren eigenen Wagen, der über eine Stunde schon im Schnee gewartet hatte, nach Hause, um später den Parkingtonschen Wagen zu nehmen, wenn er von Miß Livingstones Wohnung zurückkäme. Keiner von ihnen hatte darüber diskutiert, ob Harriette heimgeschickt werden oder dableiben sollte; sie wußten genau, daß das, was sie zu besprechen hatten, nicht für Harriettes Ohren bestimmt war. Was hatte eine Maus in einer Konferenz von Adlern zu suchen?
Jeder von ihnen war voller Zorn und Wut im Herzen. In Aspasies Herzen tobte die Empörung einer um ihren Erfolg betrogenen Schauspielerin. Sie hatte erwartet, vor einer großen, auserlesenen New Yorker Gesellschaft aufzutreten, und was sich nach dem Dinner auf den vergoldeten Stühlen versammelt hatte, um sie anzuhören, waren etwa dreißig,

vierzig Makler, Spekulanten, kleine Politiker mit ihren Frauen, wovon kein einziger auch nur ein Wort von Racines klangvollen Tiraden oder Molières herrlichem Witz verstand. Heroisch hatte Aspasie ihre Aufgabe bewältigt, doch während ihre tiefe, leidenschaftliche Stimme die Verse sprach, wurden die Zuhörer immer unruhiger und entsetzter ob dieser häßlichen Frau, die furchtbare Fratzen zu schneiden schien und in einer völlig unverständlichen Sprache vollkommen unverständliche Töne von sich gab.
Noch empörter war sie aber, weil diese *bourgeoisie* – sie konnte sich nicht entschließen, sie *mondaine* zu nennen – es gewagt hatte, ihre geliebte Susie zu beleidigen. Viele hatten die Einladung abgelehnt. Aber die meisten hatten, vielleicht aus Furcht vor der Macht des Majors, angenommen und waren dann einfach nicht erschienen. Die, welche gekommen waren, waren »nicht die Richtigen«, aber Freunde des Majors, einige recht übelbeleumdet sogar, die er unbedingt einzuladen gewünscht hatte. »Sie sind Freunde von mir«, hatte er gesagt, »ich sehe nicht ein, warum sich die Leute nicht kennenlernen sollen. Es ist doch etwas durchaus Vernünftiges und Zivilisiertes, daß die verschiedensten Leute zusammenkommen.« Was überhaupt aus der Gemeinde von St. John's und der eleganten Welt gekommen war, waren lauter Leute, die es nicht gewagt hätten, dem Major das geringste abzuschlagen: der Pastor und seine Frau mit dem Pferdegesicht, Mr. Agnew und seine Frau. Aber alle diejenigen, die nicht erschienen waren, hatten die »*plus charmante femme du monde, ma chère Susie*« beleidigt.
Aspasie gegenüber saß Mrs. Morton Ogden, eng geschnürt, in rotem Samt und Diamanten prangend, etwas rot im Gesicht, teils von dem engen Korsett, teils wegen des Champagners. Sie kostete eine ganz spezielle Wut aus. Sie liebte es eigentlich, »in Wut zu geraten«, denn sonst erschien ihr das Leben in New York zu jener Zeit fast unerträglich lang-

weilig. Und Mrs. Morton Ogden war ja im Grunde ihres Herzens ein Tyrann und Diktator. An diesem Abend nun war sie in Wut geraten, weil die Beleidigung, die Gus und Susie getroffen hatte, auch sie traf; sie fühlte sich von einer Anzahl Menschen, für die sie im Herzen schlecht verhehlte Verachtung nährte, ins Gesicht geschlagen. Sie hatten Susie Parkington beleidigt, und Susie Parkington war ihr ganz besonderer Schützling; sie hatte Susie erwählt, nicht nur weil sie charmant und hübsch war, sondern vielmehr, weil ihr Gatte eine Herausforderung bedeutete, eine der krassesten Herausforderungen. Er war leidenschaftlich und unbezähmbar. Er hatte eine besondere Art, sich ausgerechnet über die Dinge lustig zu machen, vor denen die exklusiven Damen hinter verschlossenen Türen am meisten Respekt bekundeten. Er war eine Spielernatur, rücksichtslos und leichtsinnig; die Art, wie er mit Frauen zu verkehren pflegte, beunruhigte manche ehrbare Dame in einer Weise, die sie nicht für möglich gehalten hätte, bis zu dem Augenblick, da er mit ihr sprach. Er war ein Freibeuter, ein Niemand, der ein unvorstellbares Vermögen mit ruchlosen Mitteln errafft hatte; seine Skrupellosigkeit war sogar für diese nicht sonderlich empfindliche Zeit beispiellos. Er verkörperte tatsächlich eine nicht zu überbietende Herausforderung, aber so etwas liebte Mrs. Morton Ogdens perverses Gemüt, und sie war fest entschlossen, die Parkingtons gesellschaftlich in den Sattel zu heben.

Es war unklug, sich Mrs. Morton Ogden zu widersetzen, wenn man nicht untergehen wollte. Ihre Macht war sehr groß, und sie wußte sie zu benützen. Diese Macht war durch vielerlei bedingt. Da war erstens das enorme Vermögen ihres Großvaters, der mit Land- und Viehspekulationen steinreich geworden war; als kinderlose Witwe verfügte sie uneingeschränkt über den ganzen Reichtum. Sie wußte sehr gut damit umzugehen und scheute sich nicht, mit Major

Parkington gemeinsam zu spekulieren, dessen ruchloses Glück Gewinne von ein- bis zweihundert Prozent und mehr einbrachte. Zwischen ihr und Gus Parkington herrschte vollkommenes Einvernehmen.

Aber sie hatte nicht nur den Reichtum für sich; sie hatte, durch ihre Vorfahren großmütterlicherseits, eine tadellose soziale Stellung; ihr Stammbaum wies eine Anzahl Livingstones und Van Rennselaers und Suydams auf und andere alteingesessene niederländische Namen. Ihren sprühenden Geist und ihre fast männliche Kraft, das wußte sie genau, verdankte sie nicht diesen hohen Vorfahren, sondern ihrem Großvater, dem reichen Viehhändler. Aber sie unterschätzte den Wert dieser Namen ebensowenig wie die vom Großvater ererbten Millionen; es waren alles Komponenten ihrer Macht.

Sie bewohnte einen Marmorpalast ziemlich weit draußen vor der Stadt – man sah von ihren Fenstern aus die ländlichen Siedlungen und ihre Ziegen – und sie hatte oft und lange in Übersee gelebt; wenn Prinzen, Herzöge oder Gesandte von drüben kamen, stiegen sie bei Mrs. Morton Ogden ab, oder sie führte sie in die snobistische Gesellschaft ihrer Mitbürger ein und gab große Empfänge in ihrem Hause. Mrs. Ogden hatte den Mut ihrer Überzeugung. Sie scheute sich nicht, zu behaupten, New York sei ein langweiliges, rückständiges Provinznest, dessen tonangebende obere Zehntausend herzlich wenig Intelligenz und Bildung besäßen. Sie hätte das Leben in Paris oder Rom vorgezogen, doch hielten sie zwei Dinge zurück – einerseits ihre unstillbare Gier, mehr und mehr Geld zu machen, und andrerseits ein tiefwurzelnder, unausrottbarer Patriotismus, den sie aber sorglich zu verbergen trachtete. Sie war von der Idee, man möchte fast sagen, von der Mission erfüllt, New York zu zivilisieren und es zu lehren, sein Geld richtig zu verwenden. Immer wieder konnte sie ausrufen: »Und ich werde ihnen

doch noch Bildung beibringen, bei Gott, und wenn ich sonst nichts kann!«

Die überfütterte, gichtbrüchige, sogenannte gute Gesellschaft bekam manchen harten Bissen von ihr zu schlucken; ihre Gesellschaften zum Beispiel, die so ganz anders waren als alles, was man bisher kannte. Ihr Tisch wies die besten Speisen auf, aber sie pflegte sie nicht waggonweise aufzufahren; sie gab nicht fünf oder sechs Gänge Fleisch, Wildbret und Fisch, mit Zwischenlagen von römischem Punch (damit die Gäste wieder zu Atem kamen). Auch gestattete sie nicht, daß sich die Herren nach dem Essen zwei Stunden lang in den Rauchsalon zurückzogen, tranken, Zoten erzählten oder von der Börse fachsimpelten. Nach Tisch traten oft Sänger oder Schauspieler auf – Aspasie hatte öfters im Marmorpalast rezitiert – und, was das entsetzlichste war, sie lud die Künstler nicht nur an die gemeinsame Tafel, sie forderte sie auch noch auf, sich unter die anderen Gäste zu mischen. Nur Mrs. Morton Ogden konnte so etwas zustande bringen. Den anderen fehlte dazu der Mut oder die Intelligenz, oft beides.

Parkingtons hatte sie ursprünglich genauso aufgefordert, wie sie die Künstler der französischen Oper aufforderte, teils, um etwas Abwechslung in die Langeweile stickiger Plüschsalons zu bringen, teils, weil sie Susie wirklich liebte und für Gus Bewunderung hegte (sie betrachtete ihn als einen malerischen Banditen, dessen Freundschaft immerhin recht einträglich war), teils aus einer Art Verderbtheit und Verzweiflung heraus. Sie machte die Sache Parkingtons zu ihrer eigenen, und er hätte keinen mächtigeren Freund finden können.

Dies also war Mrs. Morton Ogden, eine freie, von keinerlei Konventionen oder Komplexen gehemmte Frau, die nun mit Aspasie und dem Major im kleinen goldenen Salon mit den italienischen Landschaften saß. Während sie dem Gespräch

folgte und hin und wieder ein Wort dazwischenwarf, stellte sie im Geist schon eine Liste derjenigen Personen auf, die ihre Verbindung mit den Parkingtons zu mißachten gewagt hatten und infolgedessen die Schwelle ihres Marmorpalastes nie wieder überschreiten würden. Darunter waren Leute, die erst im Aufstieg begriffen waren (die schlimmsten Snobs von allen) und für welche dieser Vorzug fast lebenswichtig sein konnte, und andere, die sich für die Alte Garde hielten und stark genug waren, ihr zu trotzen. Aber man würde Mittel und Wege finden, auch diese zu demütigen. Wenn irgend jemand, dann bestimmt Mrs. Malwina Ogden. Sie genoß nicht nur großes Ansehen, sondern sie besaß die größte Macht der Erde – sie wußte selbst nicht, wie reich sie war.

Aspasie neigte zu leicht hysterischen Ausbrüchen. »Das ist ein Komplott!« schrie sie. »Das haben sie abgekartet!«

Mrs. Ogden war anderer Ansicht. Einige hatten vielleicht komplottiert, aber die meisten hatten es wohl aus freien Stücken getan; am nächsten Tag, dachten sie, könnten sie dann sagen: »Sind *Sie* zum Parkington-Ball gegangen? Wir nicht. Unmögliche Leute. Schließlich muß man doch irgendwo eine Grenze ziehen!« Aber das sollten sie noch bereuen.

Der Major sagte nicht viel, aber er dachte um so mehr darüber nach. Auch er merkte sich die Namen derer, die nicht vergessen werden sollten. Es war vielleicht das erste Mal in seinem Leben, daß er tief innerlich müde war; der endlose, qualvolle Abend war zuviel gewesen. Es war eine merkwürdig peinliche Demütigung, als es immer später wurde und nur etwa die Hälfte der geladenen Gäste erschien und er langsam die Gewißheit bekam, daß es, mit wenigen Ausnahmen, die »verkehrten« waren. Zuerst hatte er sich einzureden versucht, die Verspätung sei durch den starken Schneefall verursacht, die vereisten Straßen ließen die Pferde

nur langsam vorwärts kommen. Nachdem das Unterhaltungsprogramm begonnen hatte, gab er die Hoffnung auf; er saß steif und verschlossen auf einem goldenen Stuhl im Hintergrund des Ballsaales, würgte an der namenlosen Demütigung und überflog immer wieder die Reihen der Getreuen – Politiker, Schmarotzer, Spekulanten –, deren Anhänglichkeit er nicht vergessen würde. Für ein Dutzend Männer begann in dieser Nacht, ohne daß sie es wußten, der Aufstieg zum Reichtum. Zwei oder drei von ihnen wurden viele Jahre später vor dem Gefängnis gerettet, weil Augustus Parkington sein Geld und seinen Einfluß für sie einsetzte. Er war nicht der Mann, jemals einen Freund oder einen Feind zu vergessen.

Am allermeisten hatte er Susies wegen gelitten. Für sich persönlich war er nicht empfindlich. Er war noch immer gut durchgekommen und hegte keinerlei Zweifel an der Zukunft, aber die Demütigung für Susie war nicht zu ertragen. Er litt, denn es schien ihm undenkbar und unglaubhaft, daß Susie es leicht nahm, daß sie am liebsten überhaupt keinen Ball gegeben hätte, ja, daß sie im Innersten das große, prunkvolle Haus nicht leiden mochte.

Als die Gäste sich verabschiedeten, grüßte er sie mit scheinbarer Herzlichkeit, aber seine Augen waren kalt wie Marmor, seine Lippen in einem brutalen Ausdruck zusammengepreßt. Erst als sie allein waren, Susie, Aspasie, Harriette, Mrs. Ogden und er, brach seine Wut hemmungslos hervor und kostete den armen Meißner Schäfer das Leben.

Nun aber, im Salon mit den italienischen Bildern, war er wieder gefaßt und von jener eisigen Kälte, die Susie nie zu spüren bekam, vor der aber andere Menschen zitterten. Wenn Major Parkington eisig wurde, konnte er ohne weiteres zum sadistischen, rücksichtslosen Verbrecher werden. Und wenn er eisig wurde, dann erstarrte er in einer beängstigenden Schweigsamkeit. Aspasie fürchtete sich; Mrs.

Ogden war gespannt, doch unbesorgt, denn sie selbst hatte viel Ähnlichkeit mit Gus Parkington, sie verstand ihn und fühlte sich jeder Situation gewachsen. Der Diener kam und meldete, der Wagen sei zurück; Mrs. Ogden erhob sich und verabschiedete sich mit Aspasie. »Ich danke Ihnen für den Abend«, sagte sie in der Halle zum Major. »Ich erwarte Sie morgen zum Tee ... ohne Susie. Bei Gott, ich will die Bande Mores lehren!«

Nachdem sie gegangen waren, schleppte sich der Major todmüde die Marmortreppe empor. Er zog sich im Dunkeln aus, um Susie nicht zu stören, und schlief die ganze Nacht mit Susies Kopf auf seinem Arm, als wollte er sie so beschützen, ihr Leben lang.

Am nächsten Morgen, nachdem er fortgegangen war, fühlte sich Susie plötzlich elend, und Harriette ließ eilig Dr. Westbrook kommen; doch als er kam, war es schon zu spät. Sie verlor ihr drittes Kind und war lange Zeit sehr krank.

Sobald sie wieder wohl genug war, mietete der Major ein Haus in Long Branch für sie und die Kinder und schickte sie den Sommer über aufs Land. Es war kein großes Haus; es war zu klein für des Majors Geschmack, aber es war kein größeres zu finden. Doch es war genau das, was Susie liebte, etwas abgenutzt, aber innerlich belebt. Sie fühlte sich darin geborgen. Man mußte nicht zum Essen in Restaurants gehen, man mußte keine Gäste empfangen. Es war kein Marmor, keine Statue, keine Palme darin. Zum erstenmal, seit sie verheiratet war, hatte sie das Gefühl, ein Heim zu besitzen.

Von Freitag bis Dienstag kam der Major zu ihr. Wenn sie daran zurückdachte, erschien ihr diese Zeit in dem häßlichen roten Haus unter den Ahornbäumen als die glücklichste ihres Lebens überhaupt. Es war nicht mehr die wilde Glückseligkeit der ersten Leidenschaft wie damals im Brevoort, aber ein warmes, einhüllendes Gefühl. Es schien,

als würde des Majors Wunsch, sie zu behüten und zu schützen, eine wahre Leidenschaft.

Manchmal kam Aspasie im Laufe der Woche für ein paar Tage, denn sie gehörte nunmehr sozusagen zur Familie. Meistens kam sie dienstags, nachdem der Major abgefahren war, und ging freitags vor seiner Rückkehr wieder zur Stadt. Sie sprachen immer Französisch miteinander, weil Susie es unbedingt bis zur Vollkommenheit lernen wollte; sie sprach es schon fast so mühelos wie Englisch. Sie fing an, französische Bücher, Gedichte und Dramen zu lesen. Und wenn das Wetter schön war, gingen sie mit den Kindern an den Strand und picknickten unter einem großen Sonnenschirm.

Harriette kam nie zu ihr aufs Land, denn sie konnte ihren armen Papa nicht verlassen; da es weder Empfänge noch schwierige Haushaltungsfragen gab, wurde sie auch nicht benötigt. Ihr Vater hatte inzwischen von ihrer Verbindung mit den Parkingtons erfahren und war nicht vor Empörung gestorben; im Gegenteil, er hatte sich recht gerne damit abgefunden, bedeutete es für ihn doch ein bequemes, fast luxuriöses Leben in einer neuen, großen Wohnung; auch mußte er nun nicht mehr jeden Monat an drei oder vier reiche Verwandte schreiben und mahnen, daß ihr Unterstützungsbeitrag überfällig sei. Major Parkington nahm das alles großzügig auf sich. Und Harriettes Vater entdeckte, wie wunderbar nützlich Geld sein kann.

Die zeitweise Trennung schien des Majors Ergebenheit für Susie noch vertieft zu haben. Den mißlungenen Ball erwähnte er nie wieder, und Susie war ihm dankbar dafür. Es war etwas so Häßliches, und Susie wandte sich lieber von häßlichen Dingen ab, wenn man sich nicht unbedingt damit abgeben mußte.

Auch Aspasie sprach nie davon. Das traurige Zwischenspiel schien diesen ganzen, glücklichen Sommer lang ausgewischt

und vergessen. Die Tage vergingen in geruhsamer Beschaulichkeit, der Major blieb abends zu Hause und ging nur manchmal, spätnachts, wenn Susie schlief, in einen Spielsaal. Die Stadt war wie ein ferner Traum. Doch wie der Sommer sich zum Herbst neigte, trauerte Susie nicht nur um jeden Tag, der vorüberging, sondern um jede Stunde. Schließlich mochte sie keine Zeitung mehr sehen, obwohl Aspasie, als echte Französin, ihr *journal* von der ersten bis zur letzten Zeile verschlang. Und Aspasie konnte es sich nicht versagen, wenigstens die Schlagzeilen der sensationellsten Geschehnisse vorzulesen oder zu erwähnen. So kam es, daß Susie von Radnor Beaumonts Selbstmord erfuhr.

In großen Lettern stand die Nachricht auf der ersten Seite der Zeitung, denn Radnor Beaumont war in New York nicht nur in Finanzkreisen, sondern auch in der mondänen und sportlichen Welt als reicher und wichtiger Mann bekannt.

Susie und Aspasie saßen unter dem großen Sonnenschirm, während die Kinder mit dem Mädchen am Strand nach Muscheln suchten; als Aspasie die Zeitung entfaltete und die Schlagzeile las, maß Susie dem Namen Radnor Beaumont keine große Bedeutung zu; sie erinnerte sich dunkel an einen großen, breitschultrigen Mann mit grauen Haaren und gewichtigem Wesen und an seine große, hagere Frau, die sie bei einer von Mrs. Morton Ogdens *soirées* getroffen hatte. Sie erinnerte sich, daß der Major sie diesem höchst unsympathischen Paar voll Stolz vorgestellt hatte. Mr. und Mrs. Beaumont schienen nicht besonders beeindruckt und hatten sich nach ein paar belanglosen Worten abgewandt. Susie nähte weiter, während sie dasaß und an die Begegnung mit den Beaumonts zurückdachte. Und Aspasie fuhr fort zu lesen. Aspasie hatte offenkundig gehofft, der Selbstmord sei eine *affaire passionnelle*, doch als sie entdeckte, daß es sich nur um Geldgeschichten handelte, wurde ihre Stimme

gleichgültiger. Die ganze Tragödie war nicht sonderlich interessant. Radnor Beaumont hatte den größten Teil seines Vermögens und seines Einflusses ererbt; wie alle konservativen Menschen war er, in der Befürchtung, das Geld nicht mehr ersetzen zu können, wenn er es verlöre, stets sehr vorsichtig gewesen.

Die Nachricht seines Zusammenbruchs und Bankrotts hatte seine Freunde vermutlich heftiger erschüttert als nun die Nachricht seines Selbstmordes. Er hatte sich an einem Haken in seinem Ankleideraum erhängt, in seinem Palast an der Fifth Avenue, und seine Leiche wurde erst viele Stunden später entdeckt. (Aspasies Stimme verriet bei der Lektüre dieser Einzelheiten wärmeres Interesse.) Eine kurze Notiz stellte fest, daß er ruiniert und wohl nicht mehr in der Lage gewesen war, seinen Verpflichtungen nachzukommen.

Aspasie faltete die Zeitung, legte sie auf ihre Knie und saß, den Blick aufs Meer gerichtet, lange Zeit schweigend da. Von der plötzlichen Stille beunruhigt, sah Susie von ihrer Näharbeit auf; Aspasies scharfes, stolzes Profil hob sich vom blauen Hintergrund des Meeres ab und hatte einen solch harten, unerbittlichen Ausdruck, daß Susie blitzartig erkannte: Aspasie denkt an Radnor Beaumont als an einen von denen, die unsere Einladung zum Dinner und zum Ball angenommen haben und dann nicht erschienen sind. Aber keine von ihnen erwähnte den Ball.

Plötzlich sagte Aspasie: »Ich mochte ihn nicht leiden. Er war ein hochnäsiger, vulgärer Mensch.«

Zwei Tage später kam ein Brief von Mrs. Morton Ogden. Sie sei in Newport, schrieb sie, und das Wetter sei schlecht und neblig. Sie hoffe, Susie habe sich gut erholt und fühle sich wieder frisch wie ehedem. Wenn sie sich wohl genug fühle, wäre es doch nett, sie ließe die Kinder in der Obhut des Mädchens und käme zu einem kurzen Besuch nach Newport. Sie sei sicher, daß Gus nichts dagegen habe, sie

habe mit ihm davon gesprochen, als sie sich kürzlich bei einer Generalversammlung trafen. Susie habe zweifelsohne von Radnor Beaumonts Selbstmord gehört.

»*Ich habe nicht das Gefühl, daß man ihn sehr vermissen wird*«, schrieb sie. »*Er hatte keinerlei Stellung mehr in der New Yorker Finanzwelt. Die Stadt ist nicht mehr ein geschlossenes, kleinstädtisches Gemeinwesen in der Hand einiger Leute, deren Vermögen aus dem Grundbesitz erwachsen ist. Er war hinter seiner Zeit zurückgeblieben – ein kleiner Frosch in einem Tümpel, der inzwischen zum großen Teich geworden ist. Eines Tages wird New York das Bankzentrum der ganzen Welt sein. Max hat mir erzählt, daß seine Frau völlig zusammengebrochen ist und nach der Beerdigung zur ›Erholung‹ verreisen wird.*«

Susie ging nicht nach Newport. Sie hatte keinen anderen Wunsch, als immer und immer in Long Branch zu bleiben. Sie dankte, bedauernd, daß der Arzt ihr von der Reise abgeraten habe, obwohl sie nichts lieber täte, als einige Tage in Mrs. Ogdens Gesellschaft zuzubringen.

Der Gedanke an Gus' Freundschaft mit Mrs. Ogden und die Tatsache, daß sie sich während des Sommers häufig gesehen hatten, beunruhigte sie. Nicht daß Susie eine physische Eifersucht auf Mrs. Ogden empfunden hätte. Susie war von Natur nicht eifersüchtig, und es wäre lächerlich, anzunehmen, der Major, mit seiner ausgesprochenen Vorliebe für junge, hübsche Frauen, könne irgendeinen physischen Reiz an einem Kriegsgaul wie Malwina Ogden finden. Es war eine andere Art Eifersucht – Susie erriet, daß Gus zu Mrs. Ogden über alle die Dinge sprach, die er seiner eigenen Frau gegenüber niemals erwähnte: Politik, Eisenbahnen, Bergwerke, Banken, als wäre seine Frau zu dumm und kindisch, um ihn zu verstehen. Auch sagte ihr ein Instinkt, daß sie gegenseitig keinen guten Einfluß aufeinander hatten, beide zu ähnlich – energisch, rücksichtslos, eigenwillig, hartnäckig und voller Verachtung für die anderen. Beide un-

ersättlich in ihrem Ehrgeiz. Gus allein war schon schlimm genug, ohne noch von einer Mrs. Ogden aufgestachelt zu werden.

Das war eine ihrer kleineren Sorgen. Eine weitere Sorge bereitete ihr Alice. Sie war ein gutes Kind, das nie weinte und sich nie beschmutzte; mit drei Jahren wußte sie sich schon zu benehmen. Es war, als verstünde das Kind schon, daß sie farblos und langweilig wirkte und diese Mängel irgendwie durch besondere Bravheit wettmachen müßte. Wenn Erwachsene die Kinder am Strand oder auf der Straße anhielten, wurde Alice stets übersehen, und alle Aufmerksamkeit galt ihrem goldhaarigen, blauäugigen kleinen Bruder; sie fanden ihn engelgleich und entzückend, strichen ihm über die Locken und plauderten mit ihm.

Wenn sie Alice überhaupt eines Blickes würdigten, hieß es höchstens: »Das ist auch ein nettes Kind. Wie geht es dir, kleines Mädchen?«

Und Alice antwortete höflich: »Danke, gut.«

Das schlimmste war, daß Susie selbst, im innersten Herzen, genau dasselbe empfand wie die Leute auf der Promenade. Ihr Herz jauchzte vor Freude, wenn sie den kleinen Herbert sah, aber für Alice fühlte sie nichts dergleichen. Wohl mahnte eine Stimme in ihr: Du mußt doppelt lieb sein zu Alice, um das auszugleichen. Manchmal dachte sie, fast in Angst: Warum hat nicht Alice Herberts Schönheit mitbekommen? Für Jungens ist das gar nicht so wichtig. Ein Mann sorgt schon für sich. Alice war so träge in ihrer Gutartigkeit, während der kleine Herbert bereits mit zwei Jahren ein aufgewecktes, eigensinniges und ungezogenes Bürschchen war. Manchmal fragte sie sich selbst, wem Alice wohl gliche, denn sie hatte in Aussehen und Gebärden weder von ihr noch vom Major das geringste. Daß sie nicht schön war, hätte wenig ausgemacht, wenn sie nur nicht so stumpf und gleichgültig gewesen wäre. Aspasie war ausgesprochen häß-

lich, aber das vergaß man nach wenigen Augenblicken ihrer geistvollen Unterhaltung, die ihr eine eigene Schönheit verlieh. Über all diesen Dingen in Gedanken versunken, saß sie eines Morgens wieder am Strand, wo ihre Kinder mit Eimerchen und Schaufeln im Sand spielten, als Aspasie unvermittelt laut aus der Zeitung vorzulesen begann.

In New York schien eine Bankrott-Epidemie ausgebrochen zu sein. Radnor Beaumont war der erste gewesen, drei weitere solide Firmen waren ihm gefolgt. Von einer derselben waren zwei Gesellschafter, James Bradish und Alister Alsop, verhaftet worden. Weitere Verhaftungen seien zu gewärtigen, meldete die Zeitung. Und wieder faltete Aspasie ihre Zeitung gewissenhaft zusammen und starrte aufs Meer hinaus, und wieder fiel es Susie ein, daß James Bradish und Alister Alsop mit ihren Frauen auch zu denen gehörten, welche die Einladung zum Ball angenommen hatten, aber nicht gekommen waren. Wieder erwähnten weder sie noch Aspasie diesen Umstand. Aspasie sah noch immer unbeweglich aufs Meer hinaus, ihr scharfes Profil war fast grausam im Ausdruck. Da überkam Susie zum erstenmal ein Argwohn, ein so phantastischer, unglaubhafter Argwohn, daß sie plötzlich Aspasie fragen mußte: »Woran denkst du, Aspasie?« Die Französin seufzte, und ohne sich umzuwenden, antwortete sie: »Ich denke, daß dein Mann ein außerordentlicher Mensch ist. Er hätte General sein sollen, wie Bonaparte.«

Als sie vom heißen Strand nach Hause kam, lag ein Telegramm aus New York auf dem Tisch in der Halle. Telegramme waren in jenen Tagen nicht alltäglich, und Susie erschrak heftig. Kein Mensch telegrafierte, wenn es nicht äußerst wichtig war. Sie dachte an Gus, während sie das Telegramm öffnete. Wenn nur Gus nichts zugestoßen war!

Aber es betraf nicht Gus. Es war von Harriette Livingstone.

Es lautete: *Ankomme Nachmittagszug. Hoffe nicht zu stören, muß dich dringend sprechen. Herzlichst Harriette.*
Wie konnte Harriette ihren Vater allein lassen? Wie in aller Welt soll Harriette, die noch nie gereist war, die ganze Reise bis Long Branch allein machen?
Susie und Aspasie fuhren ihr bis zum kleinen roten Bahnhof mit dem hohen Schindeldach entgegen und brachten sie durch die Nachmittagshitze nach Hause. Harriette war aufgeregt und fuhr fort, sich zu entschuldigen: »Sicher wird Aspasie verzeihen, daß ich nicht sage, weshalb ich kam. Ich hätte dich nicht damit behelligt, wenn es nicht so sehr wichtig ware. Es ist etwas sehr Geheimes.« Sie legte ihre graubehandschuhte Hand auf Aspasies Hand und sagte: »Sie werden mir verzeihen, nicht wahr? Sie werden mich sicher verstehen. Eines Tages werde ich es Ihnen sagen können.«
»Aber selbstverständlich«, entgegnete Aspasie gelassen und höflich, doch Susie wußte genau, daß sie vor Neugier fast platzte. Wahrscheinlich ist es überhaupt nichts, dachte sie. Harriettes Größenverhältnisse sind manchmal etwas komisch. Es wird nichts sein. So versuchte sie, immer wieder sich selbst zu beruhigen, denn was sie fürchtete, war, daß Harriette ihr etwas über Gus mitzuteilen habe.
Sie hatte sich nicht getäuscht; sie hatte es längst geahnt, daß eines Tages jemand kommen und ihr sagen würde: »Wissen Sie schon, daß Ihr Gatte eine Schauspielerin unterhält?« Sie wußte nur zu gut, daß so etwas in Gus' Art lag. Eine Frau konnte ihm nicht genügen. Er war viel zu vollblütig, lebenshungrig, vergnügungssüchtig und liebte Abwechslung und gewöhnliche Sinnlichkeit. Er brauchte eine Menge Dinge, die eine Gattin ihm unmöglich geben konnte. Täte sie es, er würde sie nicht mehr als seine Frau lieben können. Sie ahnte längst, daß sie einmal auch über dieses, sein anderes Leben, Bescheid wissen würde. Sie hatte versucht, sich auf diese Entdeckung vorzubereiten, und doch wußte sie, jetzt,

da sie mit Aspasie und Harriette zurückfuhr, daß es sie genauso schwer treffen würde, als wäre sie gänzlich unvorbereitet.

Die Pferde hielten bei den großen Ahornbäumen, und die drei Damen stiegen aus.

»Welch entzückendes Haus!« rief Harriette aus. »Der schöne Rasen und die großen Bäume! Es ist, was die Franzosen *très copuet* nennen.«

»Ja, es ist nett«, antwortete Susie und empfand, daß Harriettes Naivität und Einfältigkeit fast an die Grenzen des Erträglichen gingen. Es gab Zeiten, da fragte sich Susie allen Ernstes, ob Harriette wirklich darunter gelitten hatte, von ihrem Liebsten verlassen worden zu sein und als alte Jungfer ihren Vater betreuen zu müssen. Manchmal dachte sie, es hieße ihr Mitleid verschwenden, wenn sie jemand bedauern wollte, der tieferer Empfindungen gar nicht fähig war. Sie erinnerte sich an etwas, das Gus einmal gesagt hatte, nämlich daß man, um tragisch empfinden zu können, schon rein äußerlich die nötige Statur haben müsse.

Sie führte Harriette in ihr eigenes Zimmer, damit sie sich ein bißchen erfrische, aber Harriette konnte selbst das nicht mehr abwarten. Kaum war die Tür geschlossen, als Harriette sich mit dem Rücken dagegen lehnte und sagte: »Ich habe dich um einen großen Gefallen zu bitten.«

Die Entspannung war so groß, daß Susie sich schwach fühlte und auf die Bettkante niederglitt; also war es nicht, was sie vermutet hatte, Gus war doch nicht untreu. Es entging ihr, daß Harriette die Situation auszukosten schien. Harriette blühte auf, seit sie mit so vielen außerordentlichen Menschen zusammengekommen war. Sie war nicht mehr die alte, geduckte, verfolgte Harriette.

»Um was handelt es sich, Harriette?« fragte Susie schließlich.

»Es ist wegen meines Vetters Goodhue Blair.« Sie verließ die

Tür und setzte sich neben Susie auf den Bettrand. »Er kam gestern abend in meine Wohnung. Er war ziemlich erregt und sagte, wenn ich ihm nicht helfe, bleibe ihm nur noch ein Ausweg: Selbstmord. Goodhue ist ein absolut ehrbarer Mensch. Ich habe ihn noch nie in einem solchen Zustand gesehen. Er sagte, er wisse, daß ich mit dir befreundet sei... hoffentlich täuschte er sich darin nicht.«

Susie machte eine abwehrende Geste, aber sie unterbrach Harriette nicht. Diese fuhr fort: »Er sagte, sein Leben hinge von Major Parkington ab.«

»Wie kann das sein?« fragte Susie ehrlich erstaunt.

»Ich verstehe es leider selbst nicht«, sagte Harriette. »Dinge, die mit Geld zu tun haben, waren mir von jeher rätselhaft, aber anscheinend befindet sich Goodhues Firma in großen Schwierigkeiten, und der Major könnte beide retten, Goodhue und die Firma. Es ist eine sehr gute, angesehene Firma. Als er mich bat, zu dir zu gehen, konnte ich es ihm nicht gut abschlagen. Hoffentlich findest du mich nicht zu anmaßend.«

Susie legte ihre Hand auf Harriettes graubehandschuhte Rechte. »Davon kann keine Rede sein. Du warst immer so lieb zu mir. Ich verstehe zwar das Ganze nicht, aber ich werde mit dem Major sprechen.«

»Noch nie habe ich meinen Vetter Goodhue in einem solchen Zustand gesehen. Er sagte, er habe sich an Major Parkington um Hilfe gewandt, aber sie sei ihm verweigert worden. Goodhue ist ein sehr stolzer Mensch. Ich glaube, er hat sich erst Mut antrinken müssen, um so etwas zu unternehmen. Die Zeit sei knapp, sagte er. Spätestens bis morgen abend.«

Harriette hatte weder Aspasies Takt noch deren Klugheit; hemmungslos redete sie jetzt weiter: »Ich weiß, Goodhue und seine Frau sind nicht zu jenem Ball gekommen, aber ich glaube, er hatte die Absicht gehabt zu kommen. Er sagte,

Esther – das ist seine Frau – habe mit Nierenkoliken zu Bett gelegen. Sie hat sich nie recht erholt, seit ihr Jüngster geboren wurde. Ich glaube, er sagte die Wahrheit.«
Susie fühlte, wie ihr die Röte in die Wangen stieg, und sagte schnell: »Ich bin überzeugt, daß das alles gar nichts mit dem Ball zu tun hat, mit ihrem Fernbleiben oder nicht, meine ich, Harriette. Der Major ist gar nicht so. Ich werde es ihm erklären, so gut ich kann. Er weiß bestimmt mehr darüber als wir beide.«
»Du bist so gut zu mir«, murmelte Harriette. »Du bist immer so gut zu mir gewesen. Du bist wirklich ein Engel.«
»Laß gut sein. Wirst du die Nacht hierbleiben?«
»Nein, das kann ich nicht, Vater erwartet mich. Es fährt ein Zug heute abend, nicht wahr? Man sagte mir, es gäbe einen.«
»Ja, um sechs Uhr zehn. Aspasie fährt mit ihm zurück. Aber wenn du bleiben könntest, würden wir uns freuen.«
»Nein. Ich will mit Aspasie zurückfahren.« Plötzlich brach sie in Tränen aus. »Ich habe dich und den Major so lieb. Eure Güte hat Vater und mir so unendlich viel geholfen.«
»Ach, das ist so unwichtig«, sagte Susie und erkannte im gleichen Moment hellsichtig, daß die »Harriette-Periode« sich ihrem Ende näherte.
Gus würde ihre und ihres Vaters Angelegenheiten ordnen, aber allmählich, fast unbemerkt, würde Harriette von der Bildfläche verschwinden. Sie wurde nicht nur lästig, sondern auch dumm. Die langweilige Harriette von früher war dieser sentimentalen bei weitem vorzuziehen. Gott sei Dank konnte man Aspasie nicht sentimental nennen.
Susie erhob sich vom Bett und sagte: »Du hast gerade noch Zeit zu einer Tasse Tee und einem Sandwich, bevor der Zug fährt; komm.«
Sie öffnete die Tür und folgte Harriette hinaus. Harriettes ermüdende Art hatte sie bereits vergessen, weil sie nun

wußte, daß ihr Verdacht begründet war. Gus hatte begonnen, die Leute, die sie gedemütigt hatten, vorsätzlich zu ruinieren. Ihn traf die Verantwortung für Radnor Beaumonts Selbstmord und die Verhaftung von James Bradish und Alister Alsop. Nun war die Reihe an Goodhue Blair und an manchen anderen. Und im Hintergrund stand Mrs. Ogden ... Ganz klar sah sie das alles. Diese Rache hatten sie unter sich abgekartet. Vor dieser Erkenntnis wurde Susie plötzlich schwindlig und übel.

Nachdem Harriette und Aspasie abgereist waren, legte sich Susie auf ihr Bett und überdachte, was sie dem Major sagen wollte, wenn er mit dem Abendzug käme. Zuerst hatte sie bei Harriettes aufgeregtem Gerede nur die große Erleichterung gespürt, daß es sich doch nicht um das handelte, was sie befürchtet hatte; aber nun war dieses Gefühl des Erlöstseins geschwunden, und nur die schreckliche Gewißheit blieb: Gus war verantwortlich für Radnor Beaumonts Tod und für den Ruin eines Dutzend anderer Männer, die es gewagt hatten, ihn zu demütigen.
Die Tatsache selbst konnte sie nicht ganz erfassen; was sie erschütterte, war die Erkenntnis, daß ihr Mann, den sie liebte, so rachsüchtig, hart und rücksichtslos sein konnte. Erst hatte sie versucht, sich einzureden, daß die hohlköpfige Harriette die ganze Geschichte durcheinandergebracht hatte, aber sie vermochte sich selbst nicht davon zu überzeugen; unvergeßlich war der Ausdruck in Parkingtons Augen, als er den Meißner Schäfer an die Wand geschmettert hatte. Das war ein ihr völlig unbekannter Gus, obwohl man ihr schon erzählt hatte, daß er auch so sein konnte. Und unvergeßlich war das eiskalte Aufblitzen in den Augen von Mrs. Ogden. Hier waren zwei mächtige, rücksichtslose Menschen, die ihre Hiebe mit berechneter Wucht austeilten.
Susie hatte eine andere Art, das zu erreichen, was sie

wünschte; manchmal gelang es ihr sogar bei so mächtigen Gegenspielern wie Gus und Mrs. Ogden. Es gab Mittel und Wege, einen Menschen ganz sanft und fast unmerklich dahin zu bringen, wo man ihn haben wollte. Sie war gar kein so argloses, unschuldiges Täubchen. Aber die anderen beiden konnten schrecklich werden.

Sie hörte den Wagen von der Bahn zurückkommen, hörte den Major abspringen, die Stufen hinaufsteigen und die Haustür öffnen, und immer wieder dachte sie: Es kann nicht stimmen! Er kann unmöglich so sein! Harriette ist verrückt!

Sonst konnte sie es immer kaum erwarten, bis er heimkam; sie pflegte ihm entgegenzugehen, damit er sie küsse; aber heute abend brachte sie es nicht über sich, ihm zu begegnen; sie empfand ein eigentümliches Gefühl der Beschämung, als wäre sie gegen ihren Willen in eine häßliche Sache hineingezogen worden. Was Harriette ihr erzählt hatte, bestätigte im Grunde genommen alle ihre Ahnungen; sie hatte immer gewußt, daß ihr ein großer Teil seines wahren Wesens unbekannt geblieben war, alles, was mit Bergwerken, Eisenbahnen und Banken zu tun hatte. Diesen Teil seines Lebens hatte er immer vor ihr zu verbergen getrachtet, hatte sie beiseite geschoben, wenn sie versuchte, das Geheimnis zu erforschen, um ihn ganz zu kennen. Sie fühlte nun, daß bei dieser Begegnung etwas Fremdes zwischen ihnen liegen würde, ihrerseits fast etwas wie Feindseligkeit; ein Gefühl, das sie ihm gegenüber nie zuvor gehabt hatte.

Nun hörte sie ihn rufen: »Susie! Susie! Wo bist du?« und öffnete die Tür; sie beugte sich über das Treppengeländer und antwortete leise: »Ich bin hier, Gus. Kannst du heraufkommen?«

Er nahm drei Stufen auf einmal, doch als er ihrer ansichtig wurde, erstarrte er; auf der Türschwelle blieb er stehen und sagte wie ein kleiner Junge: »Was ist los, Spatz? Was hast

du? Warum bist du mir nicht entgegengekommen?« Unglücklich und verwirrt ließ sie sich auf die Bettkante nieder. In seiner Nähe überfiel sie die alte Liebe wie eine heiße Welle; sie ebbte ab, und Susie vermochte ganz ruhig zu denken: Er hat es doch getan. Er hat gemein und unwürdig, kleinlich und rachsüchtig gehandelt. Aber sie zwang sich zu sagen: »Ja, es ist etwas vorgefallen. Ich wollte dir entgegenkommen, aber ich konnte nicht.«

»Was ist vorgefallen?«

»Harriette war hier. Sie blieb nur ein oder zwei Stunden. Sie erzählte mir von Goodhue Blair ... und all den anderen.«

Er antwortete nicht sofort. Er nahm einen Stuhl und stellte ihn neben das Bett. Dann ließ er sich darauf nieder und sah sie an, abweisend und kühl, wie nie zuvor. Und wieder dachte sie: So also ist er draußen mit anderen Menschen. Darum haben sie alle Angst vor ihm. Und sie fürchtete sich.

»Also hat Harriette Märchen erzählt.«

»Nein. Sie kam nicht deswegen. Sie kam, um mich um meine Vermittlung bei dir zu bitten ... verschone ihren Vetter. Sie sagte, es läge voll und ganz in deiner Hand, und ihr Vetter würde sich das Leben nehmen wie Radnor Beaumont, wenn du ihm nicht hilfst.«

»Goodhue Blair nimmt sich das Leben nicht. Dazu ist er viel zu feige. Schlimmstenfalls säuft er sich zu Tode.« Eisige Verachtung war in seiner Stimme.

Er rückte etwas näher zu ihr, und nach einer kleinen Pause sagte er: »Weißt du eigentlich, wovon du sprichst, Susie?«

»Nein. Ich weiß nur, was man mir gesagt hat und was ich selbst schon geahnt habe. Du verbirgst mir ja immer alles. Ich bin keine Närrin, weißt du, Gus. Ich bin gescheit genug. Vielleicht könnte ich dir mit meinem Verstand sogar nützlich sein. Das ist das einzige, was ich immer als kränkend empfunden habe ... daß du mich in diesen Dingen stets wie ein unvernünftiges Wesen behandelt hast.«

»Geschäft hat nichts mit Frauen zu tun ... es ist zu häßlich.«
»Und Mrs. Ogden ...«
»Malwina Ogden ist keine Frau. Sie ist klüger als die meisten Männer. Sag mir, was sind denn deine Vermutungen?«
Sie sah von ihm fort, weil sie sich wieder für ihn schämte. Langsam sagte sie: »Daß du eine Anzahl Männer mitsamt ihren Familien ruiniert hast, weil sie nicht zu unserem Ball gekommen sind ... und mindestens einen Mann hast du zum Selbstmord getrieben.«
Langsam zwang sie sich, ihn anzublicken. Er hatte den Kopf gesenkt und spielte gedankenverloren mit seiner schweren goldenen Uhrkette.
»Ja«, sagte er dann. »Es ist wahr. Kein Mensch darf meiner Frau so etwas antun. Und wenn das nicht passiert wäre, hätte ich vielleicht einen zweiten Sohn gehabt.«
»Nein«, unterbrach sie hastig. »Das stimmt nicht. Ich bin gestürzt. Das war die Ursache.« Aber sie wußte, er würde ihr das nie glauben, bis zu seinem Tode nicht.
»Aber das ist nicht alles«, fuhr er fort, ohne sie dabei anzusehen, »es stecken noch ganz andere Dinge dahinter, Dinge, die du nie wirst verstehen können. Nichts für Frauen, aber ich will trotzdem versuchen, es dir klarzumachen. Diese Männer würden mich genauso rücksichtslos ruiniert haben. Sie haben es versucht, aber sie waren nicht stark genug. Nicht klug genug, alle miteinander. Aber eines kann ich dir sagen – wenn es ihnen gelungen wäre, ich hätte mich nicht in einem Schrank erhängt! Ich hätte mich wieder in die Arbeit gestürzt, hätte mir ein neues Vermögen erworben und dann – hätte ich sie doch zur Strecke gebracht. Das waren nicht nur meine persönlichen Feinde, das waren Feinde des ganzen Landes.«
Die ganze Tragweite seiner Erklärungen konnte sie zwar noch nicht erfassen, aber sie merkte, daß sich sein Benehmen geändert hatte. Er war jetzt ohne Zorn; er war ruhig und

sachlich. Sogar seine Stimme hatte einen anderen Klang. »Weißt du, was dieses Land ist?« fragte er in emphatischem Ton. »Es ist das Großartigste, was überhaupt je auf dieser Welt war. Es besitzt alles, was es nur gibt. Hast du jemals an das alles gedacht, an die Kohle, das Öl, die Goldminen, die gute, fruchtbare Erde, die unermeßlichen Wälder? Bisher haben wir noch nicht einmal die Oberfläche geschürft. Im ganzen Land sind noch keine zehn Menschen, die verstehen, was vor uns liegt, was aus dieser Nation werden kann. Ich bin einer von diesen zehn, Susie. Das ist alles so unermeßlich groß, daß ich selbst es noch kaum glauben kann. Um das zu erfassen und auszubauen, braucht es starke Männer, nicht Waschlappen wie Radnor Beaumont und Goodhue Blair. Das sind New Yorker und Kleinbürger. Sie haben dieses Land überhaupt noch nie gesehen. Was kann so ein armseliger Mann zum Beispiel von einem Ort wie Leaping Rock wissen? Was sollen solche Leute vom Westen verstehen, wenn sie überhaupt nie aus New York herausgekommen sind und sich hier nur den Kopf darüber zerbrechen, zu welchen Gesellschaften man gehen soll oder nicht? Weißt du, woher ihre Vermögen stammen? Das meiste davon ist ererbt, und ihre Väter und Großväter haben nicht viel Verstand aufbringen müssen, um es zu erwerben. Sie taten nichts weiter als dasitzen und zu warten, bis ihr Grundbesitz sich dadurch in Gold verwandelte, daß andere Leute Häuser und Fabriken bauten und dem Boden neuen Wert zumaßen. Sie brauchten dann nur noch das so Erworbene zu hüten, sonst nichts. Bedenke immer, Susie, daß die Leute, die ihr Geld nur ererbt haben, am ängstlichsten und kleinlichsten sind. Sie fürchten, es nie wieder einbringen zu können, wenn sie es einmal verlieren sollten. Darum hat sich Radnor Beaumont erhängt – weil er genau wußte, daß er, wenn er einmal ruiniert wäre, sich nie wieder erholen würde. Kein Ausweg, keine Hoffnung auf neuen Aufstieg.«

Als könnte er, was er zu sagen hatte, deutlicher machen, erhob er sich und schritt im Zimmer auf und ab. »Diese Sorte Männer«, fuhr er fort, »wollten das Land regieren – dieses unermeßlich, unvorstellbar große, wunderbare Land Gottes. Eine Art Privatkörperschaft wollten sie daraus machen – aus einem Land, von dem sie überhaupt keine Ahnung haben. Sie wollten alles für sich aufkaufen, für sich und ihre Brut – diese Pygmäen. Pygmäen, das sind sie. Sie taten ihr Bestes, um uns zu ruinieren. Sie dachten, mit uns fremden Emporkömmlingen ließe sich alles machen. Sie hielten sich für sehr gescheit, diese Hohlköpfe, nur weil sie auf den Goldsäcken klebten, die andere vor ihnen für sie geschaffen hatten.«

Leidenschaftlich wandte er sich ihr zu: »Ruiniert hätten sie dieses Land! Sie ließen es einfach versumpfen! Alles für sich behalten, was sie hatten! Nur nichts riskieren! Jeden Fortschritt aufhalten! Damit es ja immer die gleiche stagnierende, enge Welt bliebe, die sie bemeistern können.«

Er kam ans Fußende des Bettes, nahe zu Susie. »Sie mußten verschwinden, zwangsläufig; alles Schwache und Kleine geht unter im Lauf der Weltgeschichte. Eine neue Welt ist im Aufstieg, so großartig, daß die meisten Menschen sich keinen Begriff davon machen können, und dazu braucht es eine neue Sorte Männer, die sich nicht fürchten und die großzügig zu denken vermögen ... groß und weit wie das große Tal bei Leaping Rock. Diese engherzige kleine Welt ist im Verfall. Und es gibt Männer, die stark genug sind, um ihr eine große, reiche Zukunft zu bauen ... Gould und Harriman und Vanderbilt und manche andere und ich selbst auch. In fünfundzwanzig Jahren werden alle Goodhue Blairs und Radnor Beaumonts in Hintergassen hausen, wenn sie nicht rechtzeitig umlernen.«

Er beugte sich über das Ende des Bettes und ergriff ihre Hand. »Hör zu, Spatz. Hast du je geahnt, was ich über dieses

Land denke? Mir wäre Texas nicht für ganz Europa feil. Aus Texas kannst du etwas machen. Du kannst eine Zukunft aufbauen. Europa läuft in ausgeleierten Geleisen. Es ist voll entwickelt und fertig. Aber diese armseligen Kerle versuchten uns aufzuhalten, uns den Weg zu verstellen, uns kaputtzumachen. Fort mit ihnen. Wer sich heutzutage einen Weg machen will, sagen wir als Bankmann, der muß großzügig denken und handeln lernen. Kein Mensch wird sie übrigens vermissen. Es war Zeit, daß man sie ausmerzte. Jetzt kommen wir dran. Wir haben große Dinge vor. Große Dinge, die starke Männer und klaren Verstand erfordern und nicht Leute, denen mit sicheren Anlagen zu drei Prozent gedient ist.«

Seine Beredsamkeit und das neue Feuer in seinen blauen Augen verwirrten sie. So hatte sie sich ihn noch nie vorgestellt. Selbst seine unbezähmbare Lebensfreude, seine Leidenschaft hatte sie als ein plan- und zielloses Naturphänomen angesehen. Aber nun fing sie an, vieles zu verstehen.

»Zufällig«, fuhr er fort, »sind zwei Fliegen auf einen Schlag getroffen oder zwei Spatzen mit einem Stein ... denn eine ganze Anzahl Vögel wurde mitgetroffen, die schlecht an dir gehandelt haben.« Er nahm ihre kleine Hand in seine zwei großen und sagte: »Verstehst du nun? Es tut mir leid, daß du mich für so kleinlich gehalten hast, daß ich nur aus Rache so etwas tun würde.«

»Ach nein, das habe ich eigentlich nicht gedacht ... ich weiß selbst nicht...«

»So, nun ist alles klar. Die Welt gehört uns.« Er setzte sich neben sie aufs Bett. »Ich werde mich um Goodhue Blair kümmern«, sagte er, »wenn es für Harriette so wichtig ist. Ich werde ihm genug lassen, daß er davon leben kann, aber nicht genug, um mir je wieder gefährlich zu werden.«

»Ich danke dir, Gus. Ich will Harriette telegrafieren.« Und

plötzlich trieb sie die Neugierde zu fragen: »Und Mrs. Ogden?«
»Was ist mit Mrs. Ogden?«
»Wußte sie Bescheid?«
»Ja. Sie ist eine von denen, die begriffen haben, was es mit unserem Land auf sich hat.« Er lachte. »Weißt du noch, wie sie immer wieder sagte: ›Ich werde sie Mores lehren, bei Gott, das will ich!‹ Begreifst du jetzt, und wirst du mir verzeihen?«
»Ja, Gus.«
Er küßte sie, und sie vergaß für den Augenblick alle ihre Sorgen.
»Du, Gus«, flüsterte sie, »es war nicht so schlimm, daß ich das Kind nicht bekam. Ich erwarte wieder eins.«
Nun war alles gut, doch ein kleiner Kummer verblieb. Sie wußte nun, daß das kleine rote Haus nur ein Traum war. Nie würde sie ein wirkliches Heim haben, ein Heim, wie sie es ersehnte. Ein solches Heim paßte nicht zu dem, was Gus, in ihrem Zimmer auf und ab schreitend, von seinen ehrgeizigen Plänen und leidenschaftlichen Hoffnungen verraten hatte.

7

Im Augenblick, da sie vor Amory stand und seinen vergeblichen Bemühungen um die Trümmer der kleinen Schäferin zusah, war ihr alles wieder gegenwärtig – die qualvolle Erinnerung an den Ball und die Gestalten von Aspasie, Harriette, Mrs. Ogden und dem Major. In letzter Zeit kamen ihr oft blitzartig ganze Ausschnitte aus ihrer Vergangenheit in den Sinn, klar und sinnvoll, als wäre die Quintessenz allen Erlebens in einer Kapsel eingeschlossen. Dinge, die vor langer, langer Zeit sich zugetragen hatten, nahmen den ihnen zukommenden Platz im Gewebe ihres reichen Lebens ein, so daß sie erkannte, wie jede scheinbar vereinzelte Episode aus der Vergangenheit in die Zukunft gewachsen war, in jene Zukunft, die für sie nun auch schon lange der Vergangenheit angehörte. Die Zeit ist eine merkwürdige Gegebenheit, dachte sie; nie erforscht man sie tief genug, um ihren Sinn und ihren Einfluß auf der Menschen Geschick ermessen zu können. Sie fing an, ihr Leben als ein Ganzes zu sehen, als sähe sie es vom Flugzeug aus, und nicht Stück für Stück aufgelöst in lauter kleine Begebenheiten. Sie hegte keine Zweifel an der Kraft und Beweglichkeit ihres Geistes. In gewisser Hinsicht war er sogar klarer und rascher denn je, belebt von einem fast hellseherischen Intuitionsgefühl, hierhin und dorthin huschend wie ein Irrlicht, und in gewissem Sinne stärker denn je, weil er nun die Weisheit als Fundament hatte.

Aber im Augenblick handelte es sich weder um Philosophie noch um Relativität. Amory stand da, versuchte, sich nach

den verstreuten Scherben der Schäferin zu bücken, und hielt sich mit einer Hand am gelben Marmorkamin fest.
»Laß das, Amory«, sagte Mrs. Parkington. »Taylor kann das wegwischen. Du wirst noch ins Feuer fallen und dich verbrennen.«
Amory richtete sich nicht ohne Erleichterung auf und murmelte: »Es tut mir schrecklich leid, Großmütterchen. Ich begreife nicht, wie das geschehen konnte.«
Wieder irritierte sie das Wort »Großmütterchen«, aber sie nahm sich noch immer zusammen. Sie dachte: Wenn das Ganze überhaupt zu etwas führen soll, muß er wenigstens einen halbwegs klaren Kopf haben, und laut sagte sie: »Ich denke, etwas Kaffee würde dir guttun«, und zündete die Flamme unter der silbernen Kaffeekanne an.
Er ging zu einem Stuhl, setzte sich und blieb eine Weile so, mit aufgestützten Ellbogen und den Kopf in den Händen. Als der Kaffee heiß war, schenkte sie ihm eine Tasse voll ein und brachte sie ihm. »Ohne Zucker und Milch wird er dir besser tun«, meinte sie.
Da sah er plötzlich zu ihr auf, als sähe er sie zum erstenmal, und sie merkte, daß er Angst hatte und daß er deswegen getrunken hatte. Der Ausdruck seiner Augen besänftigte sie und ließ sie blitzartig etwas verstehen. Es ist nicht einmal seine Schuld, dachte sie. Es ist ihm alles über den Kopf gewachsen. Von Natur ist er ein schwerfälliger, nicht sehr intelligenter Kerl, und dann ist ihm zu Hause und in der Schule eine Menge Blödsinn gelehrt worden, zum Beispiel, daß jeder Stilham von Haus aus ein höherer und bevorzugter Mensch sei und daß die Welt gewissermaßen nach seiner und seiner Freunde Pfeife zu tanzen habe. Es wurden Dinge von ihm erwartet, die seine Möglichkeiten bei weitem überstiegen. Sie versuchten, aus einem Schweinsohr einen seidenen Beutel zu machen. Und er selbst hatte das alles fest geglaubt ... bis heute, bis er sich selbst übernommen hatte,

in dem Bemühen, sich selbst zu überzeugen, daß er wirklich der war, für den man ihn hielt.
Er trank seinen Kaffee aus, und sie sagte sanft, als könnte sie ihm dadurch zu einiger Klarheit verhelfen: »Du wünschtest mich zu sprechen, Amory? Um was handelt es sich?«
»Um Geld«, antwortete er. »Du sagtest mir, du würdest eventuell eine Anleihe ins Auge fassen, wenn ich dir die näheren Umstände mitteilte.«
»Ja. Das stimmt.«
Er schwieg und starrte vor sich hin, in übermenschlicher Anstrengung, sich wieder in die Gewalt zu bekommen.
»Noch etwas Kaffee?« fragte sie.
»Ja, bitte.« Er kam zu ihr herüber, und sie goß ihm wieder ein.
Während er sich setzte, sagte er, ohne aufzublicken: »Du hast mich nie leiden mögen, nicht wahr?« Er sagte nun Dinge, die ihm in nüchternem Zustand nie in den Sinn gekommen wären.
»Ja, Amory. Obwohl ›nicht mögen‹ nicht ganz stimmt. Ich fand nur, daß du nicht der geeignete Mann seist für Helene und nicht in unsere Familie passest, und ich habe nie geglaubt, daß du und Helene euch lieb genug haben könntet, um das alles zu überwinden.«
»Vielleicht hattest du recht. Ich denke manchmal, daß du recht hattest.«
»Laß uns darüber nicht grübeln«, entgegnete sie, »das ist nicht mehr aktuell.«
Er seufzte, und sie ahnte wohl, was hinter dem Seufzer lag – der Wunsch, noch einmal von vorne zu beginnen, zurückzukehren in die früheste Jugend, da er, wie Harry, in einer verzauberten Welt gelebt hatte, die nur zu seinem Vergnügen erschaffen zu sein schien. Es gab viele Amerikaner, denen es genauso ging; sie hockten zusammen in ihren Klubs wie Flüchtlinge; sie lebten von Klassenzusammen-

künften und Klubdinners und versuchten, das wiederzufinden, was nicht mehr zu finden war, außer in der verschwommenen Illusion des Alkohols.
»Wozu brauchst du das Geld?« fragte sie, und ohne zu zögern antwortete er: »Um das zurückzuzahlen, was ich gestohlen habe.«
»Steht es so schlimm?«
»Ja.«
»Warum in aller Welt hast du das getan? Du hattest doch mehr als genug Geld. Du wußtest, daß noch ein Vermögen für euch im Hintergrund war. Du brauchtest nur zu warten, bis ich gestorben bin. Ich hätte Helene schon einen ansehnlichen Anteil gegeben.«
»Das alles hat nicht viel mit dem zu tun, was mich so weit gebracht hat. Ich wollte noch mehr Geld verdienen. Ich wollte erfolgreich sein.«
»Du hättest so manches tun, dich für so vieles interessieren können.«
Aber dafür hatte Amory kein Empfinden. Seine kostspielige Erziehung hatte ihn nichts gelehrt, am allerwenigsten, wie ein Mann die ihm zugemessene kurze Zeitspanne richtig zu leben hat. Er hatte noch mit fünfzig den Verstand eines Kindes, ohne des Kindes Wißbegierde oder Enthusiasmus. Es gab in Amerika so viele Männer wie diesen, so viele, daß wohl im Fundament des ganzen Gebäudes ein kolossaler Irrtum tief verwurzelt sein mußte.
»Was ich getan habe, war nicht unbedingt erlaubt«, sagte Amory. »Ich habe Wertpapiere meiner Klienten belehnt. Das haben Leute von Wall Street, die wir alle kennen, mehr als einmal getan. Wenn alles gegangen wäre, wie es sollte, hätte überhaupt niemand etwas davon gemerkt. Ich hätte alles zurückerstattet. Aber dann fing plötzlich die Regierung an, sich einzumischen und in den Büchern herumzuschnüffeln. Wir sind doch schließlich eine angesehene Firma. Das

ist doch nicht das gleiche wie irgendein hergelaufener Niemand. Man hätte mich ungeschoren lassen sollen. Aber man hat uns ja überhaupt keine Rechte mehr gelassen, nicht einmal in unserem Privatleben.«
Sie konnte ihm nicht sofort antworten. Sie versuchte, seinen Standpunkt zu verstehen – daß das, was er getan, vollkommen erlaubt war, da Amory Stilham es getan hatte. Ein merkwürdiger Standpunkt, den Amory, wie sie wußte, nicht als einziger vertrat. Sie waren alle dazu erzogen worden, so zu denken. Der Major hatte zeit seines Lebens alle möglichen Betrügereien und Schiebungen gemacht, Dinge wie diese und schlimmere, aber er war zu schlau gewesen, um jemals hängenzubleiben, und hatte nie besondere Privilegien beansprucht; auch hatte er nie behauptet, was er tat, sei etwas anderes als Schwindel. Sein Leitsatz war nur, daß der Zweck die Mittel heilige; hatte man Erfolg, dann war alles gut. Amory war ein Dummkopf.
»Nur die Einmischung der Regierung ist an allem schuld«, betonte er wieder. »Sie hat unser Geschäft lahmgelegt. Man kann überhaupt nichts mehr machen.« Ein merkwürdiger Standpunkt ohne Ausweg. Sie erkannte deutlich, daß er sich absolut nicht für schuldig hielt, weil er eben Amory Stilham war, ein Makler, der als solcher keinerlei Einmischung zu dulden hatte. So kam man nicht weiter.
»Wieviel sagtest du, müßtest du haben?« fragte sie schließlich.
»Ungefähr siebenhundertfünfzigtausend Dollar.«
Sie mußte tief Atem schöpfen. »Das ist eine enorme Summe, Amory. Wenn ich sie dir gäbe, müßte sie auf Helenes Anteil angerechnet werden. Ist sie damit einverstanden?«
Er rutschte beunruhigt auf seinem Stuhl hin und her. »Das weiß ich nicht. Sie hat keine Ahnung von der Sache.«
»Und noch etwas. Wenn ich dir das Geld zur Rückzahlung an deine Klienten gäbe, wäre dann die Angelegenheit bereinigt?«

»Ich weiß nicht.«
»Das solltest du erst einmal feststellen.«
Er gab keine Antwort.
»Und bis wann müßte die Sache erledigt werden?«
»Sofort ... so rasch wie möglich. Die Angelegenheit ist beim Untersuchungsgericht anhängig.«
»Warum hast du es mir nicht früher gesagt?«
»Ich hoffte von meinen Partnern und Freunden Geld zu bekommen und die ganze Sache niederzuschlagen.«
»Und die wollten es dir nicht geben?«
»Nein. Die meisten haben selber keins ... mit all den Steuern und Einschränkungen und diesem ganzen New-Deal-Blödsinn.«
»Und wenn du es nicht niederschlagen kannst?«
»Dann komme ich vor Gericht.«
»Und dann?«
»Wenn sie mich schuldig erklären...« Er sah weg, ohne den Satz zu vollenden, und sie fühlte, wie ihr ein kalter Schauder über den ganzen Körper rann. »Gefängnis« war das Wort, das er nicht ausgesprochen hatte. Den gleichen Schauder hatte sie vor vielen, vielen Jahren schon einmal empfunden; damals hatte eine staatliche Reform und neue Gesetzgebung um ein Haar auch Gus geschnappt; über ein Jahr hatten sie außerhalb des Staates New York leben müssen, bis es Gus gelang, die Gefahr durch Bestechung abzuwenden. Das war kurz nach Eddies Geburt. Darum war er in Wilmington und nicht in New York City geboren: der Schatten des Gefängnisses lag über seinem Vater. Bestechung! Damit hatte sich Gus gerettet. Er hatte sich seinen Weg in die Freiheit erkauft. Vielleicht wäre das auch jetzt in Amorys Fall, ein halbes Jahrhundert später, wieder möglich. Für sich selbst hatte sie keine Angst; ihr konnte kein Skandal mehr etwas anhaben. Und um Amory bangte sie auch nicht. Was mit ihm geschah, war ihr unwichtig. Nur

Janie und ihr junger Mann mußten geschont werden. »Ich werde mit Richter Everett sprechen müssen, bevor ich irgend etwas unternehme. Weiß er schon etwas davon?«
»Keine Ahnung.«
»Er hat Alice gegenüber eine Andeutung gemacht.«
Amorys Gesicht färbte sich rot. Der gegenseitige Haß zwischen ihm und der Herzogin währte seit Jahren. »Wie kommt er dazu, ausgerechnet zu *ihr* davon zu sprechen!«
»Das weiß ich nicht.«
»Wann kann ich eine Antwort haben? Es eilt, sonst ist es zu spät. Wenn die Zeitungen Wind davon bekommen, wird die ganze Meute auf mich losstürzen, nur weil ich Amory Stilham bin und in Wall Street arbeite.«
Sehr ruhig erwiderte sie: »Das hat gar nichts damit zu tun, Amory. Es wäre genau dasselbe, wenn du ein kleiner Angestellter wärest und das Geld aus der Portokasse genommen hättest, um beim Pferderennen zu wetten.«
Erstaunt sah er sie an. »Das ist doch kein Vergleich!« protestierte er, »ich bin ein achtbarer und vielversprechender Geschäftsmann mit realen Grundlagen und besten Beziehungen.« Aber plötzlich schien er ernüchtert. Dennoch war es aussichtslos, ihm begreiflich zu machen, was sie meinte.
»Wirst du es nun Helene und den Kindern sagen?«
»Wenn es sich einrenken läßt, braucht man doch niemand etwas davon zu sagen.« Bitterkeit lag in seiner Stimme. »Ich denke manchmal, es würde die Kinder nicht sonderlich berühren, wenn sie wüßten, was mir zugestoßen ist. Sie stehen mir wie Fremde gegenüber.«
Sie widersprach ihm nicht. Sie sagte nur: »Ich verlange nur eins: Wenn ich die Sache in Ordnung bringen kann, will ich persönlich es dann Janie sagen.«
»Das würde es mir erleichtern.«
Plötzlich war sie seiner müde und überdrüssig. »Das beste

wäre, du gingest jetzt nach Hause und versuchtest zu schlafen«, sagte sie.
»Ich kann nicht schlafen.«
»Und Helene?«
»Sie schläft auch nicht. Seit Monaten schläft sie nicht.«
Er stand auf und bat: »Kann ich noch ein Glas Kognak haben? Es ist das einzige, was mich aufrecht hält.«
»Bediene dich. Aber ich würde mich nicht darauf verlassen.«
Während er sich einschenkte, fügte sie hinzu: »Der Major hatte eine sehr weise Lebensregel. Ging alles gut, dann konnte er mehr als einen unter den Tisch trinken, und tat es mit Vergnügen. Aber wenn etwas schiefging, trank er keinen Tropfen.«
Amory goß das Glas hinunter und meinte: »Der Major war ein ganz außerordentlicher Mensch. Ich könnte mich niemals mit ihm messen.« Er sagte dies ohne Sarkasmus und sogar mit etwas wie Bewunderung in der Stimme. Sie sah ihn scharf an. »Der Major war ein außerordentlicher Mensch«, sagte sie, »aber in mancher Hinsicht nicht unbedingt bewundernswert. Ich möchte niemandem raten, heutzutage seinen moralischen Grundsätzen nachzuleben. Man könnte leicht sein ganzes Leben hinter schwedischen Gardinen zubringen.«
Erstaunt und durch ihre große Offenheit etwas unangenehm berührt, fragte Amory: »Und dennoch warst du ihm so ergeben?«
»Ich war nur einem Teil seines Wesens ergeben. Für alles übrige hatte ich nur Verachtung. Das habe ich, glaube ich, noch nie zuvor ausgesprochen. Aber du sollst es wissen. Sein Ehrgeiz hat viel Unglück und Tränen verursacht. Das kann man niemandem verzeihen. Ich habe ein langes Leben durchlebt, Amory, und ich sage dir, anderen Leid bringen, das ist das unverzeihlichste Verbrechen. Denke darüber nach.« Doch sie fühlte, daß er ihr nicht zu folgen vermochte,

und wandte sich ab. »Wenn du mich entschuldigen willst, möchte ich jetzt zu Bett gehen. Ich werde morgen meine ganzen Kräfte brauchen.«
Amory errötete. »Verzeih, es tut mir leid. Aber ehe ich gehe, möchte ich noch eines sagen.« Sie wartete wortlos, und er fuhr fort: »Es ist wegen Janie. Ich möchte, du könntest Janie dazu bringen, diesen Jungen laufen zu lassen. Du bist der einzige Mensch, der auf Janie Einfluß hat.«
»Was ist denn los mit dem jungen Mann? Er macht mir einen sehr guten Eindruck.«
»Er hat ihr nichts zu bieten.« Wieder schwieg sie, und Amory fuhr fort: »Und außerdem ist es sehr unangenehm für mich. Denn er hat die ganze Sache aufgedeckt.«
»Aber ich denke, sie hat ihn in deinem eigenen Haus kennengelernt.«
»Das stimmt. Er kam zum Wochenende.«
»Wozu?«
Amory zuckte bei dieser direkten Frage merklich zusammen und errötete. »Ich wollte versuchen, ihn von der Sache abzubringen, ehe er zuviel wußte.«
»Und?«
»Nichts zu machen. Er ist ein verdammter Fanatiker, ein Roter, voll umstürzlerischer Ideen.«
Ein leises Lächeln huschte über ihr Gesicht, während sie nach Taylor klingelte. Bevor der Diener eintrat, näherte Amory sich ihr und murmelte: »Du bist sehr gut und verständnisvoll gewesen. Ich danke dir.«
»Ich werde tun, was in meiner Macht steht, Amory.«
Als Taylor eintrat, verabschiedete sich Amory und ging.
Sie erhaschte Taylors erstaunten Blick auf die Scherben der Schäferin und sagte: »Mr. Stilham hat aus Versehen die Meißner Figur vom Kaminsims gestoßen.«
»Soll ich die Stücke zusammenlesen und sehen, ob sie sich flicken läßt, Madam?«

»Nein. Das lohnt sich nicht mehr. Werfen Sie sie fort.«
Es war ihr plötzlich, als sei sie froh, die Schäferin los zu sein. Über dem Meißner Schäferpaar hatte ein böses Omen gelegen. Jedes von ihnen war im Augenblick größter Not und tiefen Kummers zerschlagen worden. Taylor sagte: »Herr Richter Everett hat angerufen, Madam. Er sagte, er würde morgen früh wieder anläuten.«
»Danke, Taylor. Und gute Nacht.«
Im Hinausgehen dachte sie: Wenn er anruft, dann muß es schlimm stehen. Er wird seine Hilfe anbieten. Jedenfalls weiß er Bescheid. Gut, daß ich es ihm nicht erst erklären muß.

Sie legte sich nicht sofort schlafen. Nachdem Mattie sie verlassen hatte, versuchte sie zu lesen, aber immer schob sich Amorys großes, rotes, schönes Gesicht zwischen sie und die Buchseite. Vieles ging ihr durch den Kopf – all der Blödsinn, der Amory eingebleut worden war und den er noch glaubte, die ganze Dummheit und Hohlköpfigkeit jener Welt, der er entstammte.
Sie löschte das Licht, nachdem sie das Buch weggelegt hatte, aber der Schlaf wollte nicht kommen. In der Dunkelheit wurde alles noch schlimmer. Ihre Gedanken kreisten wie ein Karussell immer um den gleichen Punkt – diese häßliche Sache mit Amory. Voll Bitterkeit dachte sie, wie anmaßend er sei, in der Annahme, er könne einfach andere Leute betrügen und unbehelligt davonkommen; er war wirklich nicht klug genug. Der Major hatte sicher auch recht viele fragwürdige Geschäfte gemacht, aber es war alles großzügig erdacht und ausgeführt, und, sonderbar genug, viele Menschen und selbst das Land als solches hatten daraus Nutzen und großen Reichtum gezogen. Männer wie den Major schien es nicht mehr zu geben; schon lange nicht mehr. Aber das Gejammer von Amory, es gebe eben einfach keine

Möglichkeiten mehr, das stimmte nicht. Es gab auch heute noch große Möglichkeiten, andere als früher zu des Majors Zeiten. Aber die Männer waren anders geworden.
Sie machte nun ihren Plan für den nächsten Tag – sie würde Richter Everett sprechen und erfahren, was nun eigentlich geschehen war und wie schlimm die ganze Sache stand; danach wollte sie versuchen, Janies jungen Mann zu erreichen, um mit ihm zu sprechen. Sie wußte, das würde nicht leicht sein. Sie würde wohl mancherlei entdecken, vielleicht, ohne daß er es merkte, obwohl er sehr klug war.
Aber erst würde Richter Everett kommen. Vor dem Einschlafen dachte sie an ihre erste Begegnung mit ihm; er war damals als junger Anwalt nach Newport gekommen, um mit dem Major über die Vereinigten Mühlen und Erzbergwerke zu verhandeln. Sie erinnerte sich an ihn, beim Essen im großen Marmorspeisezimmer, während von fern her das Rauschen der Brandung kam. Zu jener Zeit hatte der Major schon erreicht, was er wollte. Es fiel keinem Menschen mehr ein, seine Einladungen zu mißachten. Er hatte ohne Konzessionen und rücksichtslos erreicht, was er wollte, und ihm zur Seite hatte seine Frau gestanden, die von Gott extra für ihn erschaffen schien. Er war derb und gewöhnlich und vollblütig geblieben, aber man nannte das nun exzentrisch und genial, denn man mußte doch einen Deckmantel für die eigene Schwäche und Eitelkeit haben. Das war wohl die Wurzel seines Erfolges und seiner Größe gewesen, dachte sie, nicht, daß er Riesenvermögen erworben und das Antlitz des ganzen Landes verändert hatte, sondern daß er selbst unverändert der gleiche geblieben war, bis zu seinem Ende der gleiche Mann, der vor Zeiten, angetan mit einem karierten Anzug, einer roten Krawatte und einer Diamantnadel, ins Grand Hotel von Leaping Rock gekommen war.
Und beim Einschlafen fiel ihr ein, daß Richter Everett der erste Mann gewesen war, der es gewagt hatte, dem Major die

Stirn zu bieten. Ohne Bedenken und voller Neugierde hatte sie, in einem Nebenzimmer, dem Gespräch der beiden Männer zugehört. Ihre Stimmen waren immer lauter und erregter geworden, und sie fühlte Bewunderung für diesen jungen Kerl, der es wagte, einem so mächtigen Mann wie dem Major entgegenzutreten. Gegen das Ende der stürmischen Unterredung hörte sie den jungen Anwalt ausrufen: »Ich will absolut nichts mit dieser Sache zu tun haben, und ich werde meiner Firma anraten, die Finger davon zu lassen. Es gibt Grenzen, und ich finde, daß Sie sie bei diesem Geschäft reichlich überschritten haben.«

Was der Major erwiderte, konnte sie nicht verstehen, aber dann hörte sie den jungen Mann sagen: »Der Tag der Abrechnung wird kommen. Vielleicht noch nicht zu Ihrer Zeit, aber er wird unfehlbar kommen, und dann wird es eine Revolution gegen Sie und Ihresgleichen geben. Die Menschen werden sich erheben und mit diesen Dingen und dieser Gesinnung aufräumen. Dann aber wehe Ihnen und den Menschen Ihrer Art!«

Dann hörte sie wieder den Major sprechen und entnahm dem Klang seiner Stimme, daß er sich erhoben hatte. Nun verstand sie seine Worte deutlich: »Sie reden wie ein Anarchist, junger Mann, aber mag sein, daß etwas Wahres daran ist.«

»Anarchist« war ein komisches, altmodisches Wort. Gus hatte es damals im gleichen Sinn angewendet, wie Amory heute jeden, der andrer Meinung war als er, »rot« nannte.

Sie war dann lautlos auf die Terrasse am Meer geschlüpft, und als die beiden Herren das Zimmer betraten, in welchem sie kurz zuvor gesessen hatte, kehrte auch sie mit der unschuldigsten Miene zurück, als wäre sie die ganze Zeit über auf der Terrasse gewesen. Aber der junge Anwalt erschien ihr in einem neuen Licht, und sie dachte: Wenn ich einen Menschen dieser Art geheiratet hätte, wäre es trotz allem

besser gewesen, und Alice müßte nicht in einer Woche einen liederlichen Lebemann heiraten, der auf ihr Geld ebensosehr versessen ist, wie sie darauf, Herzogin zu werden.
Sie merkte sich damals den jungen Mann und dachte: Sollte Gus vor mir sterben, werde ich diesen jungen Mann zu meinem Anwalt ernennen. Es wäre eine Art Ehrenrettung für mich. Und im Einschlafen dachte sie nun wieder an jenes Gespräch über die Reaktion der anständigen Menschen gegen Leute wie den Major. Die Reaktion war zu spät gekommen, um den Major noch zu berühren; statt seiner mußte nun sein angeheirateter Enkel dran glauben, der nur eine klägliche Nachahmung des alten Titanen war.

Als der Richter andern Morgens gegen zehn anrief und sagte, er habe etwas Ernstes mit ihr zu besprechen, antwortete sie ohne Zögern: »Ich weiß, worum es sich handelt. Amory war gestern abend hier. Ist es so schlimm, wie ich befürchte?«
»Es sieht bös aus. Wir müssen darüber sprechen, wenn ich zu Ihnen komme. Am Telefon möchte ich nicht reden.«
Sie legte den Hörer auf und blieb eine Weile in Gedanken versunken sitzen und starrte zum Fenster hinaus. Mattie kam nach kurzem Anklopfen ins »Buduwar«, aber Mrs. Parkington schien sie kaum zu bemerken. Doch sie fühlte Matties Blicke unablässig auf sich ruhen und fragte, wie aus dem Schlaf erwachend: »Was ist, Mattie?«
Matties ehrliches, frisches und offenes Gesicht zeigte Sorge und Neugierde. »Sie haben vergangene Nacht schlecht geschlafen«, bemerkte sie.
»Woher willst du das wissen?«
»Das sieht man am Bett. Wenn Sie gut schlafen, sieht das Bett morgens fast unberührt aus. Aber heute früh ist es ganz durcheinander ... schlimmer denn je.«
Sie fühlte, daß Mattie ihr gerne eine Andeutung abgerungen

hätte, was eigentlich los sei. Vielleicht hatte sie etwas von dem kurzen Telefongespräch mit dem Richter aufgeschnappt, obwohl die Verbindungstür geschlossen war.
»Das hat nichts zu bedeuten, Mattie. Je älter wir werden, desto weniger Schlaf brauchen wir.«
»Aber Sie sehen schlecht aus«, beharrte Mattie. »Sie haben Ringe unter den Augen, so groß wie Austern.«
»Das tut nichts!« wies Mrs. Parkington sie fast schroff zurecht. »Ich habe morgens immer Ringe unter den Augen. Geh nur an deine Arbeit.«
»Ich habe nur zu Ihrem Besten gesprochen, Madam«, sagte Mattie. Das Wort »Madam« brauchte sie sehr selten, und eigentlich nur, wenn sie erzürnt war. Unbeirrt fuhr sie fort: »Mr. Amory hatte nicht das Recht, Sie so lange aufzuhalten und Ihnen Dinge zu sagen, die Sie so beunruhigen.«
»Woher willst du denn wissen, was er mir erzählt hat?«
»Wissen? Ich kann es erraten.« Matties Stimme hatte einen leisen Unterton. Mrs. Parkington erinnerte sich, daß Amory Mattie nicht begrüßt hatte, als sie ins Zimmer gekommen war, die Hunde zu holen. Er hatte sie vollkommen ignoriert. Das war recht unklug von ihm, da er doch wußte, daß Mattie zur Familie gehörte, ja fast enger mit der Familie verbunden war als die andere Verwandtschaft.
»Ach, es ist gar nichts. Er hat mir nichts Beunruhigendes gesagt.«
Matties Räuspern sprach Bände; es war deutlicher, als wenn sie geäußert hätte, »mich können Sie nicht mit Lügen hinters Licht führen«.
Sie zog sich zurück, nicht ohne kunstvoll die Tür angelehnt zu lassen. Doch Mrs. Parkingtons Auge entging das kleine Manöver nicht. Das Horchen an der Tür betrachtete sie als Einbruch in ihre eigensten Angelegenheiten, obwohl sie selbst in der Vergangenheit nicht davor zurückgeschreckt war. Erbost rief sie daher: »Bitte, mach die Tür zu, Mattie«,

und die Tür wurde wortlos, aber mit gehörigem Nachdruck geschlossen. Mrs. Parkington nahm den Hörer wieder auf, rief bei Amory an und ließ sich mit Janie verbinden. Janies Stimme beglückte und erregte sie, als ströme ihr daraus eine geheimnisvolle Kraft zu. »Ich möchte mit Ned sprechen«, sagte sie. »Wo kann ich ihn erreichen?«

Janie gab ihr seine Nummer und meinte: »Vor elf wird er kaum dort sein. Er kommt von Washington zurück. Er hat wunderbare Nachrichten, Großmama. Er ist versetzt worden. Er geht im Herbst nach San Francisco.«

»Wird dir das gefallen?« – »O ja, ich freue mich!«

»Habt ihr schon beschlossen, wann die Hochzeit sein soll?«

»Im September, irgendwann.«

»Fein!« Es entstand eine Pause, weil Mrs. Parkington in Gedanken an das, was sie erfahren hatte, plötzlich nicht wußte, was sie sagen sollte. Sie raffte sich zusammen und erklärte: »Ich wollte mit Ned über ein paar geschäftliche Dinge reden ... gesetzliche Bestimmungen und gewisse Papiere, die ich habe.«

»Er wird dir über alles Auskunft geben können.«

»Das wird er sicher. Komm mich bald wieder besuchen.«

Um halb zwölf kam Richter Everett. Er war immer pünktlich. Vielbeschäftigte Leute pflegen pünktlich zu sein; nur Müßiggänger und Hohlköpfe können es sich leisten, die kurze Lebensspanne zu vertun.

Mr. Everett war groß und schlank; er hielt sich sehr gerade und hatte in seiner ganzen Haltung etwas Stolzes. Mit Recht, dachte Mrs. Parkington; nicht nur, weil er Gesandter gewesen war und hohe Ämter bekleidet hatte, sondern weil er ein untadeliges Leben geführt und sehr viel Gutes getan hatte. Von jeher, schon seit der Nacht, da sie sein Gespräch mit dem Major mitangehört hatte, war zwischen ihnen ein Funke, eine Art heimlichen Einvernehmens gewesen. Es war, als wüßten sie gemeinsam um etwas, das anderen ver-

borgen blieb; wenn sie beisammen waren, konnten sie ohne Umschweife auf den Kern der Sache kommen. Darum fürchtete sie auch seinen Besuch nicht, sondern fühlte sich eher etwas erleichtert. Sein Rat würde jedenfalls gut sein, und vermutlich würde er ihre Beurteilung der Dinge auch richtig finden.

Als er ihr gegenüberstand, sagte er: »Es ist lange her, seit Sie mich zuletzt rufen ließen, Susie. Sehr lange her.«

»Nichts hinderte Sie, ab und zu einfach zum Tee zu mir zu kommen. Ich lege keinen großen Wert mehr auf offizielle Dinners. Es gibt heutzutage so viel zu tun.«

Sie erkundigte sich nach seiner Gattin, der es, wie er sagte, soweit gut ging, abgesehen von etwas Gelenkrheumatismus. Es waren durchaus höfliche Fragen, die keinen von beiden täuschten; sie wußten, daß er viel zu jung und unklug geheiratet hatte. Seine Frau war ebenso nichtssagend wie frivol, aber er hatte es bei ihr ausgehalten, weil drei Kinder da waren; zuzeiten konnte sie ihn, selbst heute noch, in Zorn und Verzweiflung bringen. Mrs. Parkington kannte das alles, und er ahnte, daß sie Bescheid wußte, obwohl sie nie darüber gesprochen hatten. Sie wußte auch, daß sie selbst ihm näher war als jemals seine Frau. Nachdem sie seine ganze Familie erwähnt hatte, sagte sie: »Amorys Angelegenheit ist wohl sehr schlimm?« – »Ich fürchte, ja.«

»Ich weiß nicht, wie schlimm es ist und ob irgend etwas unternommen werden kann. Er ist ziemlich ungenau in der ganzen Sache. Vielleicht erkläre ich Ihnen am besten meinen Standpunkt.« Sie nahm einen der Hunde auf den Schoß und fuhr fort: »Ich will ganz offen sein. Ich habe Amory nie bewundert. Wir sind, selbst im Anfang, nie sehr gut miteinander ausgekommen.«

»Ich glaube«, sagte Everett lächelnd, »das war der Umwelt kein Geheimnis. Mir jedenfalls nicht.«

»Er war immer arrogant, ohne die geringste Ursache oder

Berechtigung dazu zu haben. Aber das hat nichts mit der gegenwärtigen Lage zu tun, oder nur sehr wenig. Tatsache ist, daß ich tun will, was in meiner Macht liegt, um zu helfen. Ich möchte vor allen Dingen die ganze Angelegenheit niederschlagen, bevor sie an die Öffentlichkeit dringt. Ich weiß, daß es nicht nur eine Geldfrage ist. Wenn durch sofortige Rückzahlung der ganzen Summe etwas erreicht werden kann, bin ich dazu bereit.«

Sie brauchte nicht in Einzelheiten zu gehen. Er war ihr Rechtsberater. Er wußte, wie unermeßlich reich sie war und daß selbst der Verlust von siebenhundertfünfzigtausend Dollar kaum einen Unterschied machte. Der Richter sagte: »Ich weiß nicht, wie weit die Sache schon gekommen ist und ob noch etwas gutgemacht werden kann. Bis jetzt ist sie noch nicht amtlich in meine Hände gelangt. Was ich weiß, habe ich durch nicht gerade öffentliche Vermittler erfahren. Aber es ist nicht mehr zu leugnen, daß es sich herumspricht.« Er zog seine Brieftasche hervor, der er einen Zeitungsausschnitt entnahm. »Sie sehen, es ist angestrichen«, sagte er, indem er ihn ihr gab.

Sie setzte ihre Lesebrille auf und fand den angestrichenen Satz in der Spalte des Gesellschaftsklatsches:

Es steht ein Skandal bevor! Ein Geldskandal, in den einer der reichsten Klubherren von New York verwickelt ist. Wenn es zum Schlimmsten kommt, wird er sich zu einigen unserer anderen Finanzmänner gesellen!

Es wurde ihr übel, während sie las. Sie versuchte sich zu beherrschen. »Diese verdammten Zeitungsschmierer!« sagte sie. »Wenn es herauskommt, wird nichts sie aufhalten. Die öffentliche Meinung ist nicht mehr wie früher.« Er fügte nicht hinzu: »zu Zeiten des Majors«, aber das brauchte er nicht zu erwähnen.

»Lesen Sie die Klatschspalte regelmäßig?« fragte sie.
»Ich lese alles. Ich habe schon lange gemerkt, daß es die beste Art und Weise ist, unser phantastisches Land richtig verstehen zu lernen.«
»Wessen Wertpapiere hat er unterschlagen?«
»Ich kenne nicht alle Namen. Viele von ihnen sind Ihnen bekannt. Es sind Freunde von Ihnen.«
»Das macht die Sache in gewissem Sinne noch schlimmer.«
Sie hörte das Telefon schrillen und dachte in Bitterkeit: Das wird auch wieder nichts Gutes bedeuten.
»Und was raten Sie mir zu tun, John?« fragte sie.
»Abwarten. Ich will die Sache in die Hand nehmen. Wenn überhaupt etwas zu machen ist, sollte ich damit fertig werden.«
Jemand klopfte an die Tür, und auf Mrs. Parkingtons »Herein« erschien Taylor.
»Mrs. Sandersons Mädchen ist am Apparat, Madam, und wünscht Sie zu sprechen. Es sei dringend, sagte sie.«
Mrs. Parkington nahm den Hörer auf; das Zimmermädchen sprach rasch und aufgeregt. »Es stimmt etwas nicht mit Mrs. Sanderson, Madam. Ich kann sie nicht wach kriegen. Sie liegt einfach da. Sie will nicht sprechen und macht die Augen nicht auf.«
Dann ist sie nicht tot, schoß es Mrs. Parkington durch den Kopf. Zum Mädchen sagte sie: »Rufen Sie sofort Dr. Thursby. Ich gebe Ihnen seine Nummer.« Sie suchte die Nummer im Telefonbuch, das neben dem Apparat lag, während das Mädchen unaufhaltsam in den Apparat hineinsprach. Sie verstand kein Wort von dem, was sie sagte. »Seien Sie mal einen Augenblick still und hören Sie mir zu«, sagte Mrs. Parkington in den Apparat. »Rufen Sie Dr. Thursby an und bitten Sie ihn, sofort zu kommen. Ich komme auch gleich.« Sie nannte die Nummer des Arztes und befahl: »Wiederholen, bitte.« Das Mädchen wiederholte

die Telefonnummer des Arztes, und Mrs. Parkington fuhr fort: »Wenn Dr. Thursby nicht erreichbar ist, sagen Sie, man soll sofort seinen Stellvertreter benachrichtigen. Legen Sie ihr Wärmflaschen an die Füße und wickeln Sie sie in warme Decken ein. Ich werde gleich dort sein.«

Sie legte den Hörer nieder und sagte, zu Everett gewandt: »Es betrifft Alice. Das Mädchen kann sie nicht wach kriegen. Sie nimmt immer Schlafmittel und hat wahrscheinlich zuviel davon genommen.«

Mr. Everett erhob sich. »Ich kann Sie hinfahren. Mein Wagen steht draußen.«

Sie klingelte nach Mattie, und Mattie drang hartnäckig darauf, sie zu begleiten. Sie ließ sich nicht abweisen. »Und wenn Sie mich nicht mitnehmen«, sagte sie, »dann renne ich einfach nebenher. Paßt Ihnen das?«

Im Auto bestand Mattie darauf, vorne beim Chauffeur zu sitzen. Mr. Everett und Mrs. Parkington saßen stumm nebeneinander, keiner von ihnen war zum Plaudern aufgelegt. Der Richter, dem die ganze Geschichte der Herzogin und ihre Manie für Betäubungsmittel bekannt war, dachte: Es ist erstaunlich, wie viele Schwierigkeiten und Tragödien Susie schon hat mitmachen müssen. Noch erstaunlicher, daß sie das alles überlebt hat.

Und Mrs. Parkington in ihrer Wagenecke dachte an ihre Tochter Alice, nicht so, wie sie jetzt bewußtlos auf ihrem Bett lag, eine müde Frau von fünfundsechzig Jahren, sondern wie sie damals war, vor so unendlich langer Zeit, ehe sie geheiratet hatte und nach Frankreich gezogen war.

Es schien ihr, als hätte über Alice von jeher ein Schatten gelegen, schon damals, in Long Branch, als sie sich Sorgen machte, weil Alice nicht so anziehend war wie ihr Bruder Herbert. Manchmal fühlte sich Mrs. Parkington geneigt, an astrologische Zusammenhänge zu glauben; wie sollte man sonst die eigentümliche Verschiedenheit der Menschen

gleichen Schlages erklären? Wie konnte sonst ein Leben so trüb und nichtssagend dahingehen wie Alices, während ihr eigenes eine ununterbrochene Folge außergewöhnlicher Erlebnisse war? Sicher nicht, weil sie selbst so große Neigung für das Außergewöhnliche gehabt hatte! Eigentlich hatte sie zeitlebens nichts sehnlicher gewünscht, als still und zurückgezogen in einem gemütlichen Heim leben zu dürfen. Wenn sie jetzt so darüber nachdachte, schien es ihr, als habe das ganze Elend damals mit Mrs. Ogden angefangen, die sich in den Kopf gesetzt hatte, Alice müsse anziehend wirken und eine gute Partie machen. Es begann alles mit Malwina Ogdens Idee, einen großen Ball zu Alices achtzehntem Geburtstag zu geben; sie wollte das junge Mädchen gewaltsam herausstreichen und etwas aus ihr machen, obwohl dazu gar kein Material vorhanden war. Hätte Malwina sie nur in Ruhe gelassen, vielleicht wäre sie eine friedliche alte Jungfer geworden oder hätte neben einem langweiligen, aber ehrbaren Gatten still dahingelebt, wie es ihr die Natur offenkundig zugedacht hatte.

Das schlimmste war, daß Alice selbst von jeher gewußt hatte, wie unscheinbar sie war; schon damals, als die Leute neben dem Kinderwagen stehenblieben, um das kleine, goldgelockte Brüderchen überschwenglich zu bewundern. Auch als die Schuljahre sie von ihrem Bruder getrennt hatten, war es nicht besser geworden. Es lag nicht nur daran, daß ihre Haut mißfarben war und zu Pickeln neigte, sondern daran, daß kein inneres Feuer diese mißlichen Äußerlichkeiten überstrahlen konnte. Von all den Dingen, die ihr im Überfluß gegeben wurden, hatte sie nichts gewünscht; weder die teuren Schulen noch die schönen Kleider, noch die Bälle und Vergnügungen aller Art; sie hatte eigentlich nur den Wunsch gehabt, in Ruhe gelassen und dann Krankenschwester zu werden. Den Anfang zu dem ganzen Elend hatte der Major gemacht. Für seinen Egoismus und seine

Überschwenglichkeit waren Frau und Kinder nur Mittel und später Aushängeschilder seines Erfolges. Wie konnte man denken, seine Tochter dürfe etwas so Unscheinbares werden! Krankenschwester! *Seine* Tochter mußte eine große Partie machen und ein fabelhaft erfolgreiches Leben haben. Daß die besagte Tochter keine der dazu notwendigen Eigenschaften besaß, tat nichts zur Sache – sie war weder schön noch geistvoll, noch hart genug. Sie war nur ein gewöhnliches, langweiliges, sentimentales Mädchen, das trotz seines phantastischen Reichtums nichts sehnlicher wünschte, als unbeachtet leben zu dürfen.

Die unzähligen, lebhaften Auseinandersetzungen jener Zeit waren Mrs. Parkington noch ganz gegenwärtig. Es war der einzige heftige Streitpunkt ihres Lebens mit dem Major gewesen, um so leidenschaftlicher, als sie uneingeschränkt Alices Partei ergriffen hatte. Aber immer stand nicht nur Gus, sondern auch Mrs. Ogden gegen sie, denn Mrs. Ogden hatte Alice zu einem »Fall« erhoben, für den sie sich rücksichtslos einsetzte. Und plötzlich war Alice aus unerklärlichen Gründen ins andere Lager gegangen. Eines Tages hatte sie erklärt: »Schön! Dann werde ich also zu Bällen und Empfängen gehen, feine Kleider tragen und so leben, wie Vater es wünscht.« Mit dem Tage verwandelte sich ihre natürliche Trägheit in eine bewußte kühle Gleichgültigkeit. Gus und Mrs. Ogden bekamen ihren Willen; zu Mrs. Ogdens großem Ball trug Alice eine Robe von Worth und die überlange Perlenkette, die ihr Vater ihr geschenkt hatte; sie erhielt die schönsten Blumen, und ihre Tanzkarte war lange vor dem Ball voll besetzt. Aber Alice selbst hatte nie an ihren Erfolg geglaubt. Sie wußte genau, daß sie Blumen und Einladungen nur dem Umstand verdankte, daß sie Major Parkingtons Tochter und Mrs. Ogdens ausgesprochener Schützling war und daß kein Mensch es gewagt hätte, sich einer so machtvollen Kombination zu wider-

setzen. Und dann ... weil sie selber sehr reich war ... So kam es, daß, als der Herzog – Malwina Ogdens Gast – in New York auftauchte und offensichtlich nach einer reichen Frau ausschaute, Alice das vorbestimmte Opfer sein mußte. Mit Worth-Roben und Perlen geschmückt, wartete das Opferlamm darauf, Herzogin de Brantès zu werden. Mrs. Parkington war vollkommen machtlos, denn das junge Mädchen wollte es nicht anders haben; vielleicht hoffte sie, als Herzogin ihre Langeweile und Traurigkeit beherrschen zu können und manche vergangene Demütigung wieder wettzumachen.

Mrs. Parkington, in die Polster von Richter Everetts Wagen zurückgelehnt, seufzte schwer, so schwer, daß ihr Begleiter sie rasch und unbemerkt ansehen mußte. Sie erkannte, welch böses Schicksal von Anfang an ihre Tochter verfolgt hatte; ihre Tochter, die nun vielleicht im Sterben lag, nach einem Leben voller Unglück und unzähliger Demütigungen. Der Wagen hielt vor dem Hause der Herzogin, und der Richter sowie Mattie stiegen aus, um Mrs. Parkington behilflich zu sein. Sie fühlte sich plötzlich erschöpft und verzweifelt. So ging das nun seit Jahren. Sie kamen alle zu ihr, wenn sie krank oder in Not waren, und dabei waren sie alle so hoffnungslos langweilig und ermüdend und kaum der Mühe wert. Nach Gus' Tod hatte sie gedacht, fortan nach Belieben leben zu können, aber es war alles noch schlimmer gekommen als zu seinen Lebzeiten. Wären nur Herbert oder Eddie am Leben geblieben, dachte sie, dann hätte ich doch wenigstens Menschen gehabt ... Ihnen hätte man vieles vergeben können, weil sie schön und fröhlich, geistvoll und leidenschaftlich waren. Aber diese anderen, Janie ausgenommen, waren alle geistlos und tot; sie hatten nicht das Recht, sie immer in Anspruch zu nehmen.

Sie raffte sich zusammen und verabschiedete sich dankend von ihrem Begleiter. Dann betrat sie an Matties Arm das

Haus. Und ganz unvermutet mußte sie an den Cowboy Al denken und fühlte plötzlich ein dringendes Verlangen, ihn wiederzusehen, als könnte etwas von seiner ruhigen Unbeschwertheit ihr die Kraft verleihen, deren sie bedurfte.

Der Arzt, ein dürres altes Männchen mit einem Ziegenbart und großen Brillengläsern, war schon da. Zwischen ihm und Mrs. Parkington waren keine Umschweife nötig. Die Herzogin war ihm seit Jahren anvertraut, und Mrs. Parkington zahlte ihm ein jährliches Gehalt für diese Pflege. Nach der kurzen Begrüßung sagte er sachlich: »Sie hat eine zu starke Dosis von dem Schlafmittel genommen. Aber ich glaube, es geht schon wieder. Das Herz ist sehr kräftig und der Körper noch widerstandsfähig.«
Wie widersinnig konnte doch die Natur sein! Daß ausgerechnet Alice, der nichts am Leben lag, eine fast unverwüstliche Konstitution mitbekommen hatte!
»Haben Sie eine Krankenschwester gerufen?« fragte Mrs. Parkington. – »Ja. Sie wird in einer halben Stunde hier sein.« – »Sollte man jetzt nicht eine dauernde Pflegerin haben?«
Der Arzt sah sie an. »Um eine Wiederholung zu vermeiden, meinen Sie?» – »Ja.«
»Es wäre sicher gut, wenn Mrs. Sanderson damit einverstanden ist.«
»Ich denke wohl«, entgegnete Mrs. Parkington, »meine Tochter ist ziemlich gleichgültig. Wollen Sie die Angelegenheit in Ordnung bringen?«
»Wie Sie wünschen.«
»Ich glaube, so eine Frau mittleren Alters und ziemlich gesprächig, das wäre das beste. Vielleicht könnte sie Mrs. Sanderson Ablenkung bringen.«
»Ich habe vermutlich genau das, was Sie wünschen.«
»Gut. Ich gehe jetzt zu meiner Tochter hinein.«
»Ich werde noch warten, bis die Pflegerin da ist.«

Mrs. Parkington ging durch den Korridor, der zum Schlafgemach ihrer Tochter führte. An der Tür wandte sie sich um und sagte: »Ich danke Ihnen, Doktor. Vielen Dank für alles.«

Er verneigte sich wortlos.

Es war erstaunlich, wie sie sich hatten unterhalten können, ohne mit einem Wort an die Wurzel des Übels zu rühren, an die eigentliche Ursache des Unglücks – daß nämlich Alice nicht in Selbstmordabsicht eine zu große Dosis Schlafmittel genommen hatte, sondern weil sie wieder einmal ganz allein in ihrer Wohnung getrunken und zuviel getrunken hatte. Sie hatte nicht das Temperament, das versucht ist, Selbstmord zu begehen. Das kommt bei Trinkern selten vor. Wenn sie trinken, ist es jedesmal, als entrönnen sie dem Leben in einen kleinen Tod.

Die Zofe Emily saß bolzengerade auf einem Stuhl neben dem Bett, als wollte sie damit beweisen, wie gut sie über ihre Herrin wachte. Emily war eine hagere, hysterische und berechnende Jungfer. Mrs. Parkington war eine schwerreiche alte Dame; wer weiß, vielleicht würde sie sterben und ihre Tochter der Obhut der Jungfrau Emily überlassen, und die Zofe wünschte, daß ihre Ergebenheit gebührend zur Kenntnis genommen würde. Vielleicht gab es Legate und letztwillige Verfügungen zugunsten treuer Dienstboten, wie Emily das aus der Zeitung kannte, wo die Testamente reicher und berühmter Leute wie Mrs. Parkington eingehend erörtert wurden. Sie hätte geradesogut in einem bequemen Armstuhl Wache halten können, aber ein harter Stuhl unterstrich Emilys hingebungsvolle Wachsamkeit.

Doch Mrs. Parkington war nicht so leicht zu täuschen. »Guten Morgen«, sagte sie kurz und fügte nach einem Blick auf die schwer atmende Alice hinzu: »Wie ist das geschehen, Emily?«

Emily hatte sich sofort erhoben. »Ich weiß es nicht, Madam.

Mrs. Sanderson hat mich ins Kino geschickt. Sie war allein zu Hause und schlief, als ich heimkam.«
Hätten die Dinge einen anderen Verlauf genommen und wäre etwas mehr Zusammenhang zwischen ihnen gewesen, so hätte Alice bei ihrer Mutter zu Abend essen können, anstatt in ihrer Wohnung allein zu sitzen und zu trinken. Mrs. Parkington seufzte tief. Wie gelb sah Alices Haut auf dem weißen Kissen aus!
»Sie brauchen nicht hier zu warten«, sagte Mrs. Parkington zu Emily, »ich werde hierbleiben, bis sie wieder zu sich kommt. Fragen Sie die Köchin, ob sie ein Beefsteak oder zwei Eier hat.«
Emily entfernte sich und ließ Mrs. Parkington mit ihrer Tochter allein. Nachdem sie gegangen war, öffnete die alte Dame das Fenster, um die sanfte Frühlingsluft einzulassen; dann ließ sie sich in einem bequemen Lehnstuhl nieder, von wo aus sie ihre Tochter beobachten konnte. Müdigkeit und Trostlosigkeit schienen aus dem Antlitz gewichen, fast als wäre Alice schon gestorben und hätte endlich den Frieden gefunden, der vielen Menschen erst im Tode gewährt wird. Unter den erschlafften Zügen erschienen in Mrs. Parkingtons Erinnerung deutlich die anderen Gesichter – Alices Gesicht als junge Braut, damals, als sie für kurze Zeit glücklich war, weil sie als reiche Frau eines Herzogs mit großem Namen wirklich einmal den Mittelpunkt des Interesses und des Neides für ihre viel schöneren und anziehenderen Altersgenossinnen bildete. Solche Dinge waren Alice wichtig gewesen.
Alices Gesicht, nachdem alles vorbei war und sie aus Frankreich heimkehrte, mit tiefen Falten der Bitterkeit an den Mundwinkeln und dem erloschenen Blick ihrer etwas hervortretenden Augen. Dann Alices Gesicht, als sie diesen unwürdigen Engländer geheiratet hatte, der mit ihrem Geld andere Weiber unterhielt. Und das Gesicht dieser alternden

Frau, die zum dritten Male heiratete, diesmal einen farblosen Witwer in mittleren Jahren namens Sanderson aus Pasadena. Er hatte nichts Anziehendes, sammelte buntes Glas und spielte Orgel und war nicht gesund. Jedesmal war Geld der Kuppler gewesen; ihres Geldes wegen wurde Alice geheiratet und versank immer wieder in eine unglückliche Ehe. Die Qualität der Ehemänner nahm von einem zum anderen ab. Der Herzog war, trotz all seiner Fehler, noch der beste von allen gewesen. Und alle drei Ehen hatten mit Unglück und Demütigung geendet.

Während sie wachend am Bett ihrer Tochter saß, entsann sich Mrs. Parkington des Herzogs. Sie hatte wohl in all den Jahren nie mehr an ihn gedacht, außer damals, als die Zeitungen seinen Tod auf dem Schlachtfeld von Verdun meldeten. Er war fünfzig geworden. Bis dahin hatte er jedes Jahr ein- oder zweimal geschrieben, als hätte seine unglückliche Ehe mit Alice überhaupt nicht existiert. Hin und wieder hatte sie ihm mit ein paar kurzen formellen Zeilen gedankt, meistens aber überhaupt nicht geantwortet. Das schien ihn nicht zu stören. Er fuhr fort, ihr die gleichen charmanten Briefe voller Witz und Schmeicheleien zu schreiben. Es waren echt gallische Briefe, leicht frivol und manchmal fast werbend. Einmal schrieb er: »Für eine nicht sehr anziehende Tochter kann es geradezu tragisch sein, eine hübsche, bezaubernde Mutter zu haben. Es ist auch in mehr als einem Leben zur Tragödie geworden.« Der Brief hatte sie unglücklich gemacht, weil er ihr plötzlich etwas enthüllte, das ihr bisher verborgen geblieben war – daß nämlich Alice eifersüchtig auf sie gewesen war, weil Gus sie so leidenschaftlich liebte, eifersüchtig, weil ihre Brüder die Mutter anbeteten und weil sie so viel schöner und strahlender waren als sie selbst. Plötzlich wurde ihr vieles klar, Alices mürrisches, mißtrauisches Wesen als junges Mädchen und ihre fast freudige Zustimmung zu Mrs. Morton Ogdens Plänen.

8

Während Mrs. Parkington sich noch wunderte, weshalb die Pflegerin noch nicht gekommen sei, verfiel sie in einen Halbschlaf, worin sich Gegenwart und Vergangenheit völlig vermischten. Sie war wieder in Newport in dem großen Marmorpalast, im Juni, wenn es in Newport am schönsten war, das Haus und die Terrassen voller Blumen prangten und Dekorateure mit dem Aufhängen von Girlanden und Lampions beschäftigt waren, denn Gus wollte wieder ein typisches Parkington-Fest geben. Seine Tochter stand im Begriff, einen Pair de France zu heiraten und Herzogin zu werden, und das sollte die großartigste Hochzeit werden, die jemals gefeiert worden war.

Herbert und Eddie waren begeistert dabei, wenn auch Eddie, der damals siebzehn war, sich nicht scheute, das alles als Kitsch zu bezeichnen. Amelie, die junge Blair, war auch im Hause, weil Herbert nicht ohne sie leben konnte. Sie war neunzehn Jahre alt wie Herbert, groß und schlank und ein bißchen verrückt wie alle Blairs – niemand konnte vorher sagen, wie sich die Blairsche Exzentrizität nun wieder äußern würde. Bisher hatte Amelie noch nichts Schlimmeres getan, als sich wie ein Botticelli-Engel zu kleiden und frische Blumen im Haar zu tragen, wobei sie zuzeiten eher einer Ophelia als einem Botticelli-Frühling glich. Mrs. Parkington hoffte, es handle sich für Herbert nur um eine kindische Liebelei, denn eine Blair zu heiraten war für niemanden ratsam. Sie versuchte nicht, offen dagegen Stellung zu nehmen, aus Angst, Herbert könnte sich gegen sie auflehnen –

und Herbert bedeutete ihr mehr als alle anderen, obwohl sie diese Tatsache tief in ihrem Innersten verschloß. In gewissem Sinne war er immer noch das strahlend schöne Baby, an dessen Kinderwagen alle Leute bewundernd stehenblieben. Er war eine blendende, gewinnende Erscheinung mit seinem blonden Haar, den blauen Augen und der kräftigen Männlichkeit seines Vaters. Diese Vitalität war es, die ihn ruhelos umhertrieb und ihn immer Neues suchen ließ, besonders da er, anders als sein Vater in seinem Alter, bereits alles kannte und alles besaß, was er wünschen konnte. So füllte er sein Leben mit Mädchen und Vergnügungen aus, und gegenwärtig war es das Blair-Mädchen mit seiner affektierten Sprache und Gebärde. Merkwürdig, dachte Mrs. Parkington, wie das Leben mit einem spielt: Amelie Blair war die Enkelin jenes Goodhue Blair, den Gus vor dem Ruin gerettet hatte, weil Harriette damals an dem glutheißen Nachmittag nach Long Branch gefahren war, um für ihn zu bitten.

Eddie, der bald nach jenem Besuch zur Welt kam, war wild, frühreif und hübsch. Er war vom St. Bart College relegiert worden, weil er Bier in den Schlafsaal geschmuggelt hatte. Sein Vater beabsichtigte, ihn in den Westen zu schicken, in eines der Bergwerke, um ihn zu bändigen, aber heimlich bewunderte Gus seinen unbändigen Sohn, weil er sich selbst in ihm erkannte. »Ich war kaum sechzehn, als ich ein Mädel ins Unglück brachte«, rühmte er sich einmal Susie gegenüber. Nie würde er einsehen, daß sein eigener Fall nicht mit dem Leben seiner Söhne zu vergleichen war. Ein völlig unbemittelter, aber unerhört ehrgeiziger junger Mann konnte so wild und ausschweifend sein, wie er wollte, ohne zugrunde zu gehen, weil ihn sein Ehrgeiz immer wieder festhalten würde. Für zwei junge Leute, denen von vornherein alles kampflos zugefallen war, lag die Sache ganz anders. Selbst ihre Schönheit trug zu ihrem Untergang bei.

Doch Gus wollte das niemals wahrhaben. Er wollte, daß seinen Söhnen all das zuteil würde, was er in seiner Jugend entbehrt hatte, und seine Söhne waren im Grunde genommen nur eine erweiterte Form seines Egoismus; sie mußten glänzend und hervorragend sein, weil sie seine Söhne waren. Ihre Erfolge, ihre Schönheit, ihre Heiraten waren nur ein Teil seines eigenen riesigen und verwickelten Erfolgsprogramms. Gus wollte die ganze Welt schlucken; daß er sich nicht daran verschluckte, hatte er nur seiner geradezu mythischen Vitalität, Härte und Unbeugsamkeit zu verdanken.

Jener Hochzeitstag war kein glücklicher Tag. Susie kämpfte die ganze Zeit mit Sorgen und Gedanken, nicht wegen der Hochzeit an sich, deren Einzelheiten sie ohne weiteres Aspasies Takt und Geschicklichkeit überließ, sondern wegen ihrer eigenen Familie und dieser Heirat, die sie als Unglück betrachtete.

Gegen Mittag tauchte der Herzog auf, um sich dieses Durcheinander der Vorbereitungen einmal anzusehen. Er war ein netter junger Mann von neunundzwanzig Jahren, etwas überzüchtet, etwas zart, mit leidenschaftlichen Augen und etwas verweichlichten Manieren, fröhlich und angenehm, aber ganz entschieden nicht, was Susie sich als Schwiegersohn gewünscht hätte. Wenn er mit Gus zusammen war, mußte sich Susie immer das Lachen verbeißen, weil die beiden so gar nicht zueinander paßten. Alles schien unsinnig und unmöglich.

Nun war der Herzog gekommen, einen Pflichtbesuch vor der Hochzeit zu absolvieren. Nur widerwillig schickte sich Susie an, die Fragen zu erörtern, die zu besprechen sie sich vorgenommen hatte; es mußte sein, bevor der Herzog mit Alice auf der »Carpathia« nach London abreiste. Dies war ihre Aufgabe, weil zwischen Gus und seinem zukünftigen Schwiegersohn keine Verständigungsbasis bestand, die es

ermöglichte, die Fragen, die sie beunruhigten, zur Sprache zu bringen.
Sie führte ihn in ihren kleinen Salon mit der Aussicht auf das Meer, bestellte Sherry, und nachdem sie bedient waren, sagte sie ohne Umschweife: »Jacques, wir sehen uns zum letztenmal vor der Hochzeit. Ich habe Ihnen einiges zu sagen.«
»Gerne, *belle-mère*«, antwortete er lächelnd.
»Alice ist kein schönes Mädchen.«
Er runzelte die Stirn. »Sie ist keine Schönheit, aber sie ist angenehm, *une jolie laide*.«
Susie ließ sich nicht täuschen. Das war nur Schmeichelei und vielleicht ein Versuch, sich selber zu überzeugen, daß seine Braut letzten Endes nicht ganz so hoffnungslos häßlich und geistlos sei. Der Begriff *jolie laide* setzte Geist und Intelligenz voraus. Aspasie zum Beispiel war noch heute, mit über fünfzig, eine *jolie laide*.
»Aus diesem Grunde wünsche ich sicher zu sein, daß Sie gut zu ihr sein werden.«
»Selbstverständlich werde ich gut zu ihr sein, *belle-mère*.« Er bestätigte es, ohne zu zögern. Für ihren Geschmack war er zu aalglatt und zu zynisch.
»Ich nehme an, ich weiß, worauf diese Heirat beruht«, sagte sie; und ohne zu erröten, bestätigte er: »Ja.«
Die Bedingungen waren gut, dachte Susie. Dafür hatte Gus schon gesorgt. Ein Kapital war hinterlegt worden, das dem Herzog lebenslänglich Einhunderttausend sicherstellte, wovon die Hälfte zum Unterhalt der Besitztümer verwendet werden sollte, während die andere Hälfte für seine persönlichen Bedürfnisse bestimmt war.
»Was ich sagen möchte, ist ziemlich schmerzlich«, fuhr sie mühsam fort. »Wenn ich ehrlich sein darf, ich war immer gegen diese Heirat, aber Alice wollte es durchsetzen, und mein Mann und Mrs. Ogden waren dafür. Ich selbst habe kein Vertrauen in solche Verbindungen.«

Er wollte etwas erwidern, aber sie erhob die Hand. »Lassen Sie mich ausreden«, sagte sie, »so wird es leichter gehen.« Er sank in seinen Sessel zurück, und sein spöttischer Blick wurde kühl.

»Ich bitte Sie nicht, Alice zu lieben. Auch das Unmögliche kann ich nicht von Ihnen verlangen – Treue. Ich bitte Sie nur, freundlich und rücksichtsvoll zu ihr zu sein und sie nicht unglücklicher zu machen, als sie ohnehin schon ist. Wenn Sie ihr untreu sind, bitte ich Sie nur, dafür zu sorgen, daß sie es nicht erfährt, und ihr die Demütigung zu ersparen, zu merken, daß andere es wissen. Behandeln Sie sie mit Achtung, als Ihre Gattin und womöglich als die Mutter Ihrer Kinder. Sie ist nicht anspruchsvoll. Seien Sie nur gut und rücksichtsvoll.«

Noch während sie sprach, fühlte sie, wie ihre Kräfte sie verließen und wie die letzten Worte nur schwach wirkten. Sie hatte das Gefühl, er höre überhaupt nicht zu, oder, wenn er zuhörte, höchstens spöttisch und zynisch, als fände er sie sehr naiv und kleinbürgerlich.

Sie war daher sehr überrascht, als er lebhaft erwiderte: »Ich werde Ihre Tochter sehr sorgsam behandeln, *belle-mère*. Sie brauchen sich nicht zu sorgen. Sie scheinen eine sehr weise und sehr aufrichtige Frau zu sein. Manchmal wünschte ich, ich könnte Sie heiraten anstatt Alice. Ihr Gatte kann sich glücklich preisen.«

Das waren etwas eigentümliche Worte, aber sie dankte ihm dafür. Es kam ihr plötzlich merkwürdig vor, daß sie wie eine alte Frau zu diesem Mann sprach, der nur acht Jahre jünger war als sie und innerlich so unendlich viel älter und verbrauchter, als sie es jemals sein würde.

Sie sprachen noch von anderen Dingen, und dann kam Aspasie und meldete, Alice wünsche ihre Mutter zu sprechen. Der Herzog entfernte sich, und Aspasie blickte ihm nach; ihr scharfes Profil hob sich vom tiefblauen Hinter-

grund des Meeres ab. Susie beobachtete sie und fragte nach einem Augenblick: »Woran denkst du?«
Aspasie, in ihrem Zorn fast schön werdend, sagte hart: »Warum sollte ich dich anlügen? Ich dachte, welch großer *voyou* das ist!«
Es gab sicher keinen Grund, daß nicht restlose Offenheit zwischen ihr und Aspasie herrschte, wenn man bedachte, wie dauerhaft und innig ihre Freundschaft war und unter welch merkwürdigen Umständen sie entstanden war.
»Alice ist hysterisch«, sagte Aspasie, »jetzt will sie auf einmal nichts mehr von der Heirat wissen. Du wirst sie zwingen müssen.«
»Ich weiß nicht, ob sie nicht im Recht ist!«
»Mag sein, daß sie recht hat, aber man kann sich trotzdem nicht so aufführen«, meinte Aspasie sachlich. »Laß sie ruhig heiraten. Es kommt alles auf dasselbe hinaus. Wenn es nicht dieser Mann ist, wird es über kurz oder lang ein andrer gleichen Schlages sein. Sie hat ja keine Wahl.«
Susie ging zu ihrer Tochter und versuchte sie zu beruhigen. Alice hatte einen plötzlichen, unvernünftigen, leidenschaftlichen Widerwillen gegen den Herzog. Durch das offene Fenster sah man Malwina Ogden und ihre Zofe in einer Viktoria angefahren kommen. Mrs. Ogden saß kerzengerade und triumphierend im Hintersitz. Sie war so schwer, daß der Wagen sich auf ihrer Seite senkte. Sie trug ein grünes Reisekostüm, das ihre Pferdeähnlichkeit noch unterstrich. Sie sieht aus, als sei dies ihr Tag – dachte Susie –, als sei es ihre Tochter, die den Herzog heiratet. Sie hatte die Parkingtons in den Sattel gehoben. Kein Mensch würde dieses Fest versäumen. Es gab sogar Leute, die durch Harriette und Aspasie um eine Einladung gebeten hatten. Gus und Mrs. Ogden, beide hatten ihr Ziel erreicht. Komisch, daß sie selbst nach jahrelanger scheinbarer Intimität es nicht über

sich brachte, auch in ihrem Innersten nicht, diese Frau »Malwina« zu nennen statt »Mrs. Ogden«.
Dann kam Harriette in einem zweiten Wagen. Sie sah gut und frisch aus, trug aber, trotz ihrer rundlichen Figur, ein viel zu jugendliches, rüschenbesetztes Kleid. Ihr »armer Papa« war nun schon sieben Jahre tot, und sie hatte mit Gus' Geld ein Heim für herrenlose Katzen und Hunde gegründet, was ihr augenscheinlich sehr gut bekam. Wie verschieden sind doch die Ansprüche der Menschen an das, was sie Glück nennen, dachte Susie.
Den ganzen Rest des Tages verbrachte Harriette damit, übereifrig im Haus herumzuhuschen, sich als Freundin der reichen Mrs. Parkington sehr wichtig zu fühlen und überall zu stören und Unordnung zu schaffen. Sie hatte sich sehr verändert seit dem ersten Abend im Brevoort, da sie errötete, weil man sie öffentlich mit diesem Major Parkington und seiner jungen Frau speisen sah!
Und Henry Parkington war auch von Genesee Valley gekommen, mit seiner jungen Frau, der Gärtnerstochter. Sie waren beide unsorgfältig und bäurisch gekleidet. Gus war nicht entzückt über ihr Erscheinen, aber für Susie war es, inmitten all dem unwirklichen, lauten Getue, wie ein Stück Wirklichkeit. Henrys Frau erwartete ihr erstes Kind; man sah es deutlich, aber das schien weder sie noch Henry zu stören. Manche Leute munkelten bereits, Henry sei verrückt, aber Susie war anderer Ansicht; ihr wollte vielmehr scheinen, als seien er und seine Frau von einer altmodischen, bodenständigen Art Vernunft, etwas, das, ohne daß sie es zu verhindern vermochte, mehr und mehr aus ihrem und Gus' Leben verschwand.
Sie nahm Henrys junge Frau, Ida, unter ihre Fittiche und sorgte dafür, daß sie in all der Betriebsamkeit Ruhe und Schonung fand – Dinge, für die Ida nicht das geringste Bedürfnis zu haben schien. Aber so war Henry frei, herum-

zuwandern, Gäste und Dekorationen in Augenschein zu nehmen und sehr offenherzige Bemerkungen zu machen. Er war unbezähmbar, wie ein schönes Füllen auf der Weide. Herberts Freundin, Amelie Blair, schwärmte für ihn, und gegen Ende des Tages fand sogar Aspasie Geschmack an ihm. Wenn Aspasie ihn anerkannte, sagte sich Susie, dann konnte er nicht so verrückt sein. Aspasie irrte sich nie. Und während Mrs. Parkington Aspasie und Henry beobachtete, die in einer Nische zusammen plauderten, vernahm sie plötzlich das Hupen eines Taxis, zu einer Zeit, da es noch gar keine Taxis gab, und als sie die Augen öffnete, sah sie sich in Alices Zimmer sitzen; zum offenen Fenster drang das Hupen der Taxis von Park Avenue herauf, und Alice, eine alte Frau, lag bewußtlos auf dem Bett. Vor Mrs. Parkington stand Emily und meldete, die Pflegerin sei eingetroffen und das Essen aufgetragen.

9

Mrs. Dodsworth, die Pflegerin, war eine kräftige, freundliche Vierzigerin. Mrs. Parkington fand, sie eigne sich vorzüglich für die ihr zugedachte Aufgabe als dauernde Gesellschafterin von Alice. Die Zukunft würde es zeigen.

Die Erinnerung an Newport und die Hochzeit begleitete Mrs. Parkington, wie das bei alten Leuten häufig der Fall ist, und erst gegen Ende der Mahlzeit fielen ihr Amory und seine Geschichte wieder ein und daß sie vergessen hatte, Ned Talbot anzurufen, der doch so wichtig war in dieser Angelegenheit. Sie hieß Emily die Verbindung herstellen, und Ned meldete sich am anderen Ende, obwohl es Mittagszeit war.

Der Klang seiner Stimme gab ihr wieder etwas Ruhe und Sicherheit. »Ich bin eben von Washington zurück«, sagte er. Sie fragte, ob er zum Tee bei ihr vorbeikommen könne, sie müsse ihn in einer wichtigen Angelegenheit sprechen.

»Darf ich Janie mitbringen? Ich habe mich mit ihr verabredet.«

»Nein. Lieber nicht. Wir müssen uns allein sprechen können.«

»Gut. Ich werde es ihr sagen. Sie wird das sicher verstehen.«

Gegen drei Uhr nachmittags öffnete die Herzogin die Augen; Mrs. Parkington saß lesend im Salon, als die Pflegerin es melden kam.

»Ich möchte sie allein sehen«, sagte Mrs. Parkington.

»Selbstverständlich«, erwiderte Mrs. Dodsworth, und Mrs. Parkington dachte: Die ist richtig und nicht so ein Huhn wie Emily.

Eine Weile starrte die Herzogin mit kurzsichtigen Augen auf ihre Mutter, ohne sie zu erkennen. Dann, als sie ihre Stimme hörte, sagte sie leise: »Es tut mir leid, dich bemüht zu haben, Mutter. Wie lange bist du schon hier?«

»Das ist keine Mühe, meine Liebe. Ich bin nur froh, daß es nichts Ernstliches ist. Ich bin seit heute morgen hier.«

Mrs. Parkington zog einen Stuhl an das Bett heran, und die Herzogin machte einen schwachen Versuch, sich aufzusetzen, gab es aber gleich wieder auf und legte sich in die Kissen zurück.

»Wie lange habe ich geschlafen?« fragte sie.

»Seit gestern abend. Wie fühlst du dich?«

»Etwas benommen. Ich kann nicht begreifen, was vorgefallen ist. Die Pflegerin sagte, ich hätte zuviel Schlafmittel genommen.«

»Ja; der Doktor kommt um vier Uhr nochmals vorbei.«

Die Herzogin schloß die Augen wieder, seufzte tief und sagte: »Es war so schön. Ich kann mich an gar nichts erinnern.«

Ihre Mutter dachte: Sie darf sich das nicht in den Kopf setzen, sonst wird sie versuchen, sich das Leben zu nehmen. Laut sagte sie: »Das ist sehr schädlich für dich. Du solltest jetzt noch ein wenig schlafen und dann leicht und ausgeruht aufwachen.« Von der Pflegerin sagte sie vorerst nichts; das hatte Zeit. Es hätte sie beunruhigen können. »Ich muß jetzt gehen, und du schläfst noch ein bißchen. Ich habe eine geschäftliche Besprechung um fünf und will versuchen, später noch einmal vorbeizukommen.«

Sie erhob sich, und Alice schien nichts mehr zu merken; sie war zurückgesunken in die friedliche Welt des Vergessens, wo es weder Erinnerungen noch Trostlosigkeit gab.

Um vier Uhr kam der Arzt und meinte, es würde jetzt alles wieder gut werden; Mrs. Parkington ging nach Hause und konnte sich des Gefühls nicht erwehren, daß ihre Tochter

gegen ihren Willen dem Tode entrissen worden war. Manchmal war es grausam, jemanden zum Weiterleben zu zwingen. So war es auch für Alice. Alice war eigentlich schon tot. Sie ging aus und ein und lebte ein Scheinleben, aber in Wirklichkeit war sie schon lange gestorben. Es gab wohl wenige Erinnerungen, zu denen sie gerne zurückgekehrt wäre.

Taylor hatte Ned in den kleinen Salon eingelassen mit der Bemerkung, Mrs. Parkington werde sicher bald kommen, da sie jede Abmachung immer pünktlich einzuhalten pflege. Ned sah auf die Uhr und bemerkte: »Ich bin zu früh gekommen, ich werde warten.«
Er war so früh erschienen, weil ihn den ganzen Nachmittag die Gedanken quälten, warum sie ihn hatte rufen lassen und weshalb sie ihn allein zu sprechen wünschte. Seine Phantasie, die Quelle manch schwerer Stunde, hatte ihm keine Ruhe gelassen – vielleicht war die alte Dame gegen diese Heirat mit Janie, sie hatte vielleicht seine Beteiligung an der Aufdeckung von Amorys Verbrechen erfahren und war ihm böse; oder sie verlangte irgend etwas Unklares von ihm. Aus all diesen Mutmaßungen entsprangen wieder andere, geringfügigere, und als er endlich bei Mrs. Parkington anlangte, war er erregt und unsicher wie noch nie. Er saß auf einer Stuhlkante und horchte auf ein Geräusch, das ihr Kommen anzeigte. Endlich, endlich, nach zermürbender Wartezeit vernahm er Motorengeräusch. Gleich darauf hörte man Taylor zur Tür eilen und sie öffnen, und dann schien es wieder Stunden zu dauern, bis Mrs. Parkington lächelnd ins Zimmer trat. Es war das gleiche liebe und wissende Lächeln, das ihn beim ersten Zusammentreffen schon für sie eingenommen hatte, und er wußte sofort: Es ist nicht, was ich befürchtet hatte. Sie ist nicht gegen mich. Mit ausgestreckter Hand kam sie ihm entgegen und sagte: »Es tut mir leid, daß

ich mich verspätet habe. Heute ist alles schiefgegangen und anders gekommen als vorgesehen.« Sie wandte sich an Taylor und bestellte den Tee. »Es sei denn«, sagte sie zu Ned gewandt, »Sie ziehen etwas Kräftigeres vor.«

»Nein, danke. Ich nehme gerne Tee.«

Sie nahm am Kamin Platz und sagte: »Lieb von Ihnen, Ihre Pläne zu ändern und gleich zu mir zu kommen. Hoffentlich war Janie nicht enttäuscht?«

»Nein. Das ging ganz gut. Wir werden jedenfalls zusammen essen. Und ich hatte gute Nachrichten für sie. Ich bin befördert worden. Man schickt mich nach San Francisco.«

»Wie mich das freut!« sagte Mrs. Parkington, und bei sich dachte sie: Das ist gut. So kommt das Kind weg von New York, aus allem heraus und in eine ganz neue Umgebung.

Nachdem Taylor den Tee abgestellt hatte, bat sie ihn, die Tür zu schließen. Es entstand eine kleine Pause, während der sie mit den zarten, beringten, blaugeäderten Händen mit Silber und Porzellan hantierte. Ned, der sie dabei beobachtete, dachte bei sich: Sie sieht schwach und zerbrechlich aus, aber sie ist weder schwach noch zerbrechlich. Sie ist klug wie eine Schlange und stark wie ein Löwe. Diese Art Kraft, dachte er, kommt aus der Erfahrung und der Weisheit und einer realen Einstellung zum Leben. Man spürte die Ausstrahlung dieser Kraft in ihrer Nähe; und darum kamen sie alle zu ihr, wenn sie in Not waren.

Er hörte sie sagen: »Ich vergaß, wie Sie den Tee gerne haben. Für diese Dinge habe ich gar kein Gedächtnis.«

»Etwas Milch und ein Stück Zucker, bitte.«

Er stand auf, um ihr die Tasse abzunehmen, und fühlte sich plötzlich ohne ersichtlichen Grund schrecklich jung und ungeschickt. Als junge Frau muß sie bezaubernd gewesen sein, dachte er unvermittelt, lieb und hübsch, aber klug und stark. Es war erstaunlich, welch tiefen Eindruck ihr weib-

licher Charme auch jetzt noch machte. Und plötzlich wurde ihm bewußt, daß sie als junges Mädchen Janie sehr ähnlich gewesen sein mußte ... Janie ohne die tiefe Traurigkeit, die sie, selbst wenn sie lachte, überschattete.

Als er wieder Platz genommen hatte, sagte sie unvermittelt: »Ich vermute, Sie haben sich gefragt, warum ich so darauf drang, daß wir uns heute allein sähen. Das ist, weil ich mit Ihnen über meinen angeheirateten Enkel Amory zu sprechen habe.«

Also das war es! Jemand hatte es ihr erzählt.

»Er war gestern abend hier. Er hat mir die ganze Geschichte erzählt. Sie wissen vermutlich genauso viel davon wie er selber.«

»Ja«, sagte Ned ernst. Sie machte es ihm leichter, als er zu hoffen gewagt hatte. Ihre Stimme klang ruhig, sicher und vor allem sachlich.

»Er hat eine merkwürdige Ansicht über die Sache ... so, als ob das, was er tat, kein Unrecht wäre, nur weil er es ist. Ich kann mir vorstellen, daß Sie eine solche Denkweise mißbilligen. Sie entstammt seiner Erziehung und seinem etwas merkwürdigen Milieu.«

Er wußte nicht recht, was er darauf antworten sollte. »Es ist allerdings eine sonderbare Einstellung. Ich bin ihr bedeutend öfter begegnet, als Sie glauben. Es ist eine gewisse Klassen-Mentalität.«

»Mein Mann hatte die gleiche Einstellung, aber bei ihm war es etwas anderes, es war eine Art grotesker Egoismus, Persönlichkeit ... rücksichtsloser Individualismus ... so nannte man das seinerzeit. Er war immer allein – eine einzelne Persönlichkeit. Er gehörte nie irgendeiner Klasse an. Andererseits hat er eine ganze Reihe wirklich großer Dinge geleistet.« Sie macht sich auch da nichts vor, dachte Ned. Sie weiß genau, daß er ein Schwindler und ein Räuber war.

»Man darf über einen Mann wie Major Parkington nicht zu

kleinlich urteilen. Er war ein Charakter. Es gab deren viele, dazumal.«

Sie schraubte die Flamme unter dem Teekessel herunter. »Klassenunterschiede und Klassenempfindungen bilden eine Gefahr in der Demokratie«, fügte sie hinzu. »Wenn unser Volk sich in einzelne Klassen aufteilt und darin erstarrt, dann ist unsere Demokratie verloren. Einzelne Individuen können, ohne großen Schaden anzurichten, so schlimm sein, wie sie wollen. Erst wenn sie sich zusammenschließen, werden sie gefährlich. Amory zum Beispiel ist weit davon entfernt, eine Persönlichkeit zu sein wie der Major. Er ist von Kindheit an in eine bestimmte Klasse eingeteilt und lebt in einer bestimmten Sippschaft – da sind seine alte Schule, seine alte Universität, sein Klub, seine Freunde von der Börse, seine geschäftlichen Mitarbeiter. Die hängen alle zusammen, aus einem Bedürfnis, sich gegenseitig den Rücken zu stärken, weil keiner von ihnen stark genug ist, um auf eigenen Füßen zu stehen. Sie reden sich dauernd ein, sie hätten größere Vorrechte als andere Leute, sie wären auserwählte Helden, weil sie dieses oder jenes Geschäft machen, sie stünden über Gesetz und Kontrolle, weil sie verstehen, etwas Geld zu machen, und sie wüßten alles besser als alle anderen. Und so bewegen sie sich die meiste Zeit knapp an der Grenze des Erlaubten, sehr nahe an Unehrlichkeit und Verbrechen, und leisten nicht einmal etwas dafür – wie zum Beispiel Eisenbahnen bauen und den Westen erschließen. Es ist zweifellos ein merkwürdiger, heuchlerischer, korrupter Standpunkt, aber Amory glaubt daran. In seinem Herzen ist er überzeugt, daß er im Recht ist und das Gesetz im Unrecht.« Sie lächelte über sich selbst und meinte: »Du liebe Zeit, ich halte da einen Vortrag über etwas, das Sie vermutlich längst selbst herausgefunden haben. Ich gestatte mir nur deshalb, darüber zu sprechen, weil mich mein Leben mit so vielen in engsten Zusammenhang gebracht hat.

Die meisten jener sagenhaften Riesen habe ich persönlich gekannt – und ich kenne eine Menge dieser Nachkommen, die sich wie schutzsuchende Tiere zusammenrotten. Das ist es auch, was England zugrunde richtet. Es hat Männer wie Chamberlain und Sam Hoare und John Simon hervorgebracht, eine Brahmanensippschaft, die sich zusammentut, um die Welt für ihre eigene, enge Kaste in der Gewalt zu behalten. Königin Elisabeth hat als erste von Englands Größe geträumt – so auch Pitt und Melbourne und Gladstone und Disraeli . . . Nein, ein Standpunkt wie der Amorys beunruhigt mich. Es gibt deren zu viele. Sie haben auch zu Frankreichs Ruin beigetragen – diese kleinen Männer, die alles preisgeben, nur um ihren eigenen Besitz zu schützen.«

Wieder lachte sie kurz auf: »Ich rede und rede, als wollte ich nie aufhören. Ich habe eben nicht oft Gelegenheit, mit einem Menschen wie Sie zu sprechen. Die meisten Leute, die ich sehe, sind alt und gehören einer vergangenen Welt an, oder sie gehören zu Amorys engstirniger Welt, die blind und verderbt ist. Ich habe da nicht viel Gelegenheit, meinen Geist beweglich zu erhalten.«

Der junge Mann saß ihr, still und aufmerksam zuhörend, gegenüber. Nun wußte er, was Janie meinte, wenn sie sagte, daß es schwer sei, Mrs. Parkington über anderes als über oberflächliche Dinge zum Sprechen zu bringen, aber daß eine Unterhaltung mit ihr außerordentlich fesselnd würde, wenn sie einmal ihre Reserve abstreifte. Sie hatte so vieles mitzuteilen, wenn sie nur einmal mitteilsam wurde; sie wußte so unendlich viel. Er fand es bewundernswert, daß ihr Geist in diesem hohen Alter nicht nur frisch und lebendig blieb, sondern immer noch wuchs und sich anpaßte, anstatt starr und verbittert zu werden, wie das oft bei reichen alten Leuten der Fall ist.

Um seine Aufmerksamkeit zu bekunden, sagte er: »Ich habe versucht, manchen von diesen Fragen auf den Grund zu

kommen, aber mir fehlt die Erfahrung. Man liest dies und jenes über Leute wie Major Parkington, aber es ist nicht dasselbe, als wenn man sie persönlich gekannt hat. Die Leute, die darüber schreiben, bringen es immer fertig, ihre eigene Persönlichkeit in das Bild der anderen zu projizieren. Entweder sind es Moralisten, die keinen guten Faden an ihnen lassen, oder es sind von der Familie bezahlte Federfuchser, die versuchen, den Betreffenden weißzuwaschen und ihn womöglich zum Heiligen zu stempeln.«

Mrs. Parkington lachte. »Heilige waren sie bestimmt nicht, aber auch nicht so schwarze Teufel, wie die Reformisten behaupten. Über Major Parkington existiert auch so ein Buch – ich habe es nicht in Auftrag gegeben, sondern einige seiner Freunde, vermutlich in der Hoffnung, etwas von dieser großartigen Rehabilitation könnte auch ihnen zugute kommen. Nur darauf kam es ihnen an.«

Sie schenkte ihm nochmals Tee ein und sagte etwas bedrückt: »Ja, ich wollte über Amory mit Ihnen sprechen. Sie müssen vor allem genau wissen, wie ich darüber denke. Ich interessiere mich nicht speziell für Amory selbst. Ich habe ihn nie gemocht, aber das tut nichts zur Sache. Wenn man so alt wird wie ich und seine fünf Sinne beieinander hat, dann erlangt man eine gewisse Objektivität, auch der eigenen Familie gegenüber. Wenn die Lebensgeister ermüden, neigt man mehr zur Weisheit als zu Erlebnissen. Im Grunde ist es mir ziemlich einerlei, was mit Amory geschieht. Er verdient seine Strafe; aber ich muß ihm trotzdem helfen, wenn ich kann, und zwar ausschließlich um Janies willen. Vielleicht haben Sie das bereits vermutet.«

Ned konnte nicht sofort antworten. Seine Augen wurden feucht, und sein Hals schien ihm zugeschnürt. Das nenne ich Lebensgeister! dachte er. »Ich danke Ihnen«, preßte er schließlich hervor, »denn Janie bedeutet alles für mich.«

»Sie können Janie helfen«, fuhr sie fort. »Sie können sie mit

fortnehmen. Sie können sie aus dem ganzen Sumpf herausreißen. Wenn Sie es nicht tun, wird sie schließlich wer weiß wen heiraten und vielleicht doch noch so werden wie all die anderen. Gott helfe ihr. Und ich glaube, Sie sollten es am besten sehr bald tun.«

Plötzlich fühlte er sich scheu und verlegen. Nicht, daß sie ihm in Worten zu große Komplimente gemacht hätte, aber es lag so großes Vertrauen dahinter. Er konnte die tiefe Zuneigung, ja die fast mütterliche Liebe nicht begreifen, die ihm hier, vom ersten Augenblick an, entgegenkam; er konnte nicht wissen, daß Mrs. Parkington im stillen mehr als einmal Vergleiche gezogen hatte und dachte, wenn alles anders gekommen wäre, hätten ihre eigenen, nun schon so lange verstorbenen Söhne diesem jungen Mann ähnlich sein können.

»Ich will Ihnen genau sagen, wie ich darüber denke«, sagte sie nun. »Ich beabsichtige, alles, was Amory veruntreut hat, zurückzuzahlen. Können wir ihn nicht vor dem Zuchthaus retten, so können wir wenigstens vermeiden, daß jemand sagen dürfte, Janies Vater hätte ihn bestohlen. Ich möchte allerdings alles aufbieten, um ihn vor dem Gefängnis zu retten, ja womöglich sogar vor der Anklage. Glauben Sie, daß es dazu zu spät ist?«

Er schwieg eine Weile. »Ich weiß es nicht«, sagte er dann. »Ich habe keinen engen Kontakt mehr mit der Angelegenheit. Ich hatte, außer den ersten Erhebungen, nicht viel damit zu schaffen. Mit der weiteren Bearbeitung des Falles habe ich nichts zu tun. Aber ich fürchte doch, daß die ganze Sache schon zu sehr ins Rollen gekommen ist, als daß man sie jetzt noch aufhalten könnte. Die Sachlage ist völlig klar – hoffnungslos klar und einfach.« Er stellte seine Tasse ab und sagte: »Sie waren so offen zu mir. Darf ich Ihnen gegenüber auch offen sein?«

»Ich bitte darum, wenn wir überhaupt etwas erreichen wollen.«

»Mr. Stilham muß wirklich sehr dumm sein, wenn er sich eingebildet hat, heutzutage mit solchen Mätzchen durchzukommen.«

Sie seufzte und meinte: »Ich fürchte, er ist sehr dumm.«

»Sehen Sie, er hat sogar versucht, mich zu bestechen. So kam es zu jener Wochenend-Einladung, bei der ich Janie kennenlernte. Er bot mir zehntausend Dollar, wenn ich meinen Bericht so abfaßte, daß er dadurch gedeckt würde. Auch das war denkbar dumm von ihm. Er bewies nur, daß er überhaupt keine Ahnung hat von dem, was in der Welt vorgeht. Mein Bericht war damals schon sozusagen beendet. Es wußten auch im Amt schon zu viele Leute davon. Selbst wenn ich bereit gewesen wäre, mich bestechen zu lassen, hätte ich es nicht tun können. Es war bereits zu spät.«

Er stockte und sah auf seine Hände nieder, als überlegte er, ob er wohl alles sagen dürfe, was zu sagen war. Mrs. Parkington beobachtete ihn schweigend; seine Klarheit und Sachlichkeit gefielen ihr immer mehr und die Schlichtheit, mit der er, ohne seine saubere Haltung als Tugend hervorzuheben, einfach feststellte, daß es auf alle Fälle zu spät gewesen wäre, um ein solches Angebot anzunehmen. Sie wußte genau, daß kein Amory diesen jungen Mann hätte bestechen können. Das hätte Amory, wenn er nur einen Funken Verstand und Menschenkenntnis besaß, sich selber sagen müssen.

Ned fuhr fort: »Er war sehr ungehalten, ja wütend auf mich, als hätte ich ein Unrecht begangen. Er redete von Einmischung in persönliche Rechte, von Schnüffelei und Verfolgung. Es schien seine fixe Idee zu sein, daß es sich um eine Verfolgung seiner Person und seiner Gesellschaftsklasse handle.«

»Genau dasselbe hat er mir auch gesagt.«

»Etwas Wahres ist an dieser Idee der Verfolgung – ein

Funke – aber es ist etwas, das Mr. Stilham überhaupt nicht fassen konnte. Er versteht nicht, daß ihm und seinesgleichen heute die Zwangsjacke angelegt wird, weil eine oder zwei Generationen vor ihm Rechtlosigkeit und Betrug so stark überhandnahmen, daß es schließlich unerträglich wurde und zur Revolution kommen mußte. Darum kann ihm auch nicht geholfen werden. Das Ganze ist jetzt eine politische Angelegenheit, nicht mehr nur eine Frage der Bestechlichkeit oder Ehrlichkeit. Kein Mensch würde sich heute mehr getrauen, ihm gegen die öffentliche Meinung beizustehen. In gewissem Sinne sind er und eine Anzahl seinesgleichen Sühneopfer für die Sünden derer, die längst tot sind.«

»Major Parkington und seine Freunde«, warf sie ein.

»So ist es.«

Mrs. Parkington sah auf ihre Uhr. »Um wieviel Uhr sollten Sie Janie treffen?«

»Ungefähr um halb sieben, aber es tut nichts. Sie wird warten.«

»Nein. Lassen Sie sie nicht warten. Aber ehe Sie gehen, möchte ich Ihnen noch etwas sagen . . .« Er wartete und sah die Röte in Mrs. Parkingtons Antlitz steigen. Sie runzelte die Stirn und sagte dann: »Es ist nur dies . . . Wenn es jemanden gibt, der Amory loskaufen kann . . . Wenn Sie jemand wissen, der zugänglich wäre . . . Sie könnten mir den Namen beiläufig nennen. Geld spielt keine Rolle.«

»Ich sehe keinen Ausweg. Ich würde so ziemlich alles versuchen, um Janie aus dieser Lage zu helfen, Mrs. Parkington. Ich hoffe, Sie verstehen mich.«

»Ich verstehe.«

»Es ist zu spät, und ich bezweifle sehr, daß überhaupt jemand bereit wäre, sich kaufen zu lassen.«

»Ja, es ist nicht mehr wie zu Lebzeiten meines Mannes. Das sehe ich ein. Er hat sich alles erkauft und von allem losgekauft. Es war jedesmal eine gute Kapitalanlage.« Dann

fügte sie sehr ruhig hinzu: »Für ihn selbst war es von Vorteil. Aber er hat die Seelen einiger Männer auf dem Gewissen, die ohne ihn als ehrliche Menschen hätten sterben können, und einige kamen seinetwegen ins Gefängnis. Und viele Frauen und Kinder mußten leiden. Merkwürdig ist nur, daß es für ihn keine Vergeltung gegeben hat.«
»Nein. Die ist auf die zweite und dritte Generation gekommen. Das ganze Land mußte dafür büßen.«
Sie erhob sich und sagte: »Nun schicke ich Sie aber schleunigst zu Janie.«
Er stand auf und ging auf sie zu, während sie fortfuhr: »Hat sie eine Ahnung von dem, was vorliegt?«
»Nein. Noch nicht. Sie hätte sicher mir gegenüber davon gesprochen.«
Sie legte ihm die Hand auf die Schulter und sah zu ihm auf: »Ich muß Sie noch etwas fragen, und zwar, ob Sie es mir überlassen wollen, mit Janie zu sprechen, wenn es notwendig wird. Ich bin alt genug, um unendlich vieles zu verstehen. Ich bin überzeugt, daß ich es am schonendsten sagen könnte.«
»Manchmal«, erwiderte er, »denke ich, ich müßte es ihr sagen.«
»Nein. Solche Dinge hinterlassen Narben, die man nie mehr wegbringt, sosehr man sich auch bemüht, glauben Sie mir. Janie könnte sich auch einbilden, sie dürfte Sie nicht heiraten, weil sie Ihrer Karriere schade. Sie ist in mancher Beziehung unberechenbar. Wollen Sie mir versprechen, es mir zu überlassen? Bitte, versprechen Sie es mir. Glauben Sie mir, ich weiß, was ich sage. Es darf keinen Schatten zwischen euch beide werfen. Das ist das einzige, was gerettet werden muß. Alles andere, all die anderen sind unwichtig.«
Er sah gedankenvoll vor sich hin, dann sagte er zögernd: »Schön. Ich überlasse es Ihnen...«

Sie wandte sich der Tür zu, und während sie Seite an Seite hinausgingen, eine sehr alte Frau und ein sehr junger Mann, sagte sie: »Heute nachmittag habe ich zum erstenmal in vierundachtzig Jahren versucht, jemanden zu bestechen. Es ist mir entsetzlich schwer geworden, das zu sagen, was ich sagte. Aber es kommt nicht mehr darauf an, was es mich kostet!«

In der Tür fügte sie noch hinzu: »Merkwürdig, daß Sie fortfuhren, Janie zu treffen, nachdem Sie alles wußten. Ich habe mich gefragt, warum Sie es taten.«

Sie standen allein in der Halle. Sie läutete nicht nach Taylor. Sie wollte ihr Einvernehmen nicht durch die Anwesenheit eines wenn auch stummen Dieners stören lassen.

»Janie tat mir leid«, sagte er. »An jenem Wochenende machten wir einen langen Spaziergang, und während wir so zusammen waren, fing ich an, Janie zu verstehen und zu begreifen, was in ihr vorging; es war etwas zwischen uns, das ich noch bei keinem anderen Mädchen empfunden hatte. Wir schienen uns wortlos zu verstehen, als gehörten wir einer zum anderen. Und nachdem ich weggegangen war, konnte ich sie nicht vergessen, und so rief ich eines Tages an und lud sie ein, mit mir zu Abend zu essen. Und als wir uns trafen, sagte sie: ›Ich fürchtete schon, Sie hätten mich ganz vergessen. Und hoffte doch, es sei nicht so.‹ Ich wußte, was ich tat. Es gab eine Zwischenzeit, da ich mich noch hätte zurückziehen können, aber ich tat es nicht. Und wir werden schon fertig werden mit allem – ganz egal, was noch kommt.«

Nie zuvor hatte er so gesprochen, nicht einmal zu Janie. Mrs. Parkington, zart und hoch aufgerichtet vor ihm stehend, machte es ihm leicht.

»Es wird schwer sein für Janie. Sie werden mir helfen müssen.«

»Auf mich können Sie zählen, Ned.« Sie nahm seine Hand

in ihre beringten Hände. »Sie sind ein guter Junge. Auf Wiedersehen und alles Gute!«
Nachdem er gegangen war, blieb sie in Gedanken versunken stehen; sie dachte an ihre eigenen Söhne und daran, daß sie vielleicht jetzt, als sehr alte Frau, endlich jemand gefunden hatte, der sie ersetzen könnte. Sie dachte an Gus, an alles, was zwischen sie und ihre Kinder getreten war, trotz all ihrer Bemühungen...
Dann ging sie zum Lift. Es war nun zu spät, um noch darüber nachzugrübeln, vierzig Jahre zu spät ...

Sie hatte vorgehabt, nach dem Abendessen wieder zur Herzogin zu gehen, doch als sie ihr Zimmer betrat, um sich ein wenig zu erfrischen, stellte sich ihr Mattie in den Weg. Mattie hatte das Bett gerichtet, und als sie Mrs. Parkington an ihren Hutschrank treten sah, sagte sie scharf: »Ich will nicht hoffen, daß Sie noch ausgehen wollen, Madam.«
Dieses »Madam« statt »Mrs. Parkington« war bezeichnend. »Ich gehe zu Mrs. Sanderson«, erwiderte sie so fest wie möglich.
»Haben Sie sich im Spiegel gesehen?« gab Mattie zurück. »Wie ein Gespenst sehen Sie aus.«
Mrs. Parkington wählte einen Hut, ohne zu antworten, aber Mattie fuhr unbeirrt fort: »Ringe unter den Augen, Madam, und ganz gelb im Gesicht. Sie sollten früh zu Bett und nicht mehr ausgehen. Mrs. Sanderson geht es wahrscheinlich ganz gut. Ich werde mal eben die Pflegerin anrufen. Und wenn Sie dann wirklich gehen müssen, komme ich mit.«
Als Mrs. Parkington, einen Hut in der Hand, den Schrank schloß und sich umwandte, stellte Mattie bereits die Nummer ein. Sie wurde böse bei diesem Anblick, so böse, als sie es Mattie gegenüber sein konnte. »Laß das Telefon, Mattie«, befahl sie. »Ich kann immer noch selber entscheiden, was ich zu tun habe.«

Aber Mattie ignorierte sie. Sie stellte die Zahl fertig ein und bekam die Verbindung. Das dumme Mädchen Emily antwortete, aber Mattie wollte nichts von ihr wissen. Sie verlangte die Pflegerin.
Während sie wartete, ließ sich Mrs. Parkington vor dem Spiegel nieder und setzte den Hut auf, was ihr gleichzeitig ermöglichte, Matties Angaben im Spiegel zu kontrollieren. Sie sah wirklich verfallen, müde und gelb aus. Das war nicht zu leugnen. Dann hörte sie Mattie ins Telefon sagen: »Einen Augenblick, bitte. Mrs. Parkington bat mich, Sie anzurufen. Ich verbinde Sie.« Und damit trug sie den Apparat auf den Toilettentisch und stellte ihn vor Mrs. Parkington hin.
Die warme und tröstliche Stimme der Pflegerin schlug angenehm an Mrs. Parkingtons Ohr. Das ist sicher der richtige Mensch, dachte Mrs. Parkington, während sie zuhörte. Man muß nur Alice dazu bringen, daß sie sie behält.
Mrs. Sanderson schlafe, sagte die Pflegerin. Der Arzt meinte, sie sei wieder ganz wohlauf. »Sie brauchen wirklich nicht noch einmal herüberzukommen, Mrs. Parkington. Morgen früh wird Mrs. Sanderson Sie empfangen können.«
Während sie den Hörer niederlegte, bemerkte sie, daß Mattie dicht hinter ihr stand, so nah, daß sie bestimmt die Worte der Pflegerin mit angehört hatte. Es gab keine Möglichkeit zu mogeln.
»Sehen Sie wohl«, sagte Mattie, »es hat gar keinen Sinn, daß Sie sich für nichts und wieder nichts umbringen.«
Mrs. Parkington fühlte sich leicht irritiert durch ihre Niederlage und Matties überragende Taktik. Sie nahm ihren Hut ab und sagte: »Bitte geh deiner Arbeit nach, Mattie, und laß mich in Ruhe.«
Mattie entgegnete nur: »Nun ziehen Sie sich aus, und gehen Sie zu Bett. Ich bringe Ihnen in der Thermosflasche etwas heiße Milch, und dann können Sie sich wunderschön ausruhen.«

Aber die Sticheleien waren noch nicht beendet. Mattie ging ins Schlafzimmer, während Mrs. Parkington sich auszog, doch kam sie gleich wieder, um die Kleider aufzuhängen; und während sie den Hut weglegte, sagte sie: »Ich finde es schandbar, wie die Familie sich Ihnen aufdrängt. Sie sind doch weiß Gott alle alt genug, für sich selber zu sorgen, auch wenn sie's mal schwer haben. Was soll dieses ewige Gerenne ... und immer alle Lasten Ihnen aufbürden!«

Mrs. Parkington betrachtete Mattie im Zweifel, ob Mattie etwas über Amory wüßte, aber Matties rundes Gesicht war völlig ausdruckslos, mit Ausnahme der Falten um Mund und Augen, die jetzt von der Erregung verschärft schienen. Sie redete immer weiter: »Manchmal kann ich fast nicht mehr an mich halten und möchte einmal allen meine Meinung sagen. Ich finde es einfach schrecklich, wie alle an Ihnen herumzerren.«

Sie brachte ein Nachthemd und einen Schlafrock und legte sie über die Sessellehne neben ihre Herrin, indem sie vor sich hin brummte. Mrs. Parkington antwortete nicht und fühlte sich von der Drohung nicht beunruhigt. Seit zwanzig Jahren drohte Mattie periodisch, all denen, die ihre Herrin belästigten, »ihre Meinung zu sagen«, aber sie tat es nie.

»Das Bett ist bereit«, sagte sie jetzt. »Ich gehe die Milch holen.«

Während Mattie fort war, legte sich Mrs. Parkington zu Bett und richtete die Leselampe. Sie war jetzt ganz froh, daß Mattie sie ins Bett gezwungen hatte, durfte sie nun doch den ganzen Abend allein sein, ohne Familie, ohne Unterredungen, ohne all die Leute, die ewig etwas von ihr verlangten. Einsamkeit ist das herrlichste Ding der Welt, wenn man sie richtig zu verwerten versteht. Man kann sich beruhigen, klar sehen bei sich selbst und bei den anderen, Distanz gewinnen. Man kann daraus die Kraft schöpfen, Dingen zu begegnen, die man sonst nicht ertragen könnte. Und in der

Einsamkeit sein Leid ertragen erspart so viel Demütigung und Beschämung.

Einsamkeit war etwas, das Gus nie begriffen hatte. Er mußte immer Menschen, viele Menschen um sich haben. Seine herausfordernde Vitalität war unermüdlich, ja, sie schien förmlich neu belebt zu werden, je mehr lärmende Menschen um ihn waren. Einige hatte er zeitweilig zugrunde gerichtet; ein paar, darunter die Leute, die für ihn arbeiteten, hatte er gänzlich zerstört. Selbst wenn er ganz allein war, unbeschwert durch tieferes Nachdenken, war all sein Sinnen nur auf neue Pläne zur Erfüllung seines unermeßlichen Ehrgeizes, seiner unersättlichen Selbstsucht gerichtet.

Nie hatte er ihren eigenen Hunger nach gelegentlicher Einsamkeit verstanden; ihm war unfaßlich, daß sie zuweilen aus dem komplizierten und künstlichen Leben, in dessen Wirbel er sie geschleudert hatte, verschwinden und in Einsamkeit versinken mußte, wenn sie überhaupt weiterleben sollte. Es hatte ihn tief verletzt, daß sie, als sie ihr erstes Heim mit dem entsetzlichen Palast neben Mrs. Ogdens Haus vertauschten, darauf gedrungen hatte, ihr eigenes, getrenntes Schlafzimmer zu haben, worin sie hin und wieder in die Einsamkeit flüchten konnte. Bis an sein Lebensende hatte er dies nicht verwinden können, weil er glaubte, sie sei durch die Entdeckung eines seiner Ehebrüche so tief gekränkt, daß sie deswegen ihr eigenes Zimmer verlangt habe.

Nie hatte er begriffen, warum sie nach dem »schrecklichen Sommer« darauf bestanden hatte, im Hotel Rockingham in Portsmouth eine Zeitlang allein und unter falschem Namen zu leben. Er konnte nicht verstehen, daß diese Flucht aus jeder menschlichen Verpflichtung und Bindung für sie die einzige Möglichkeit war, nach Eddies und Herberts Tod überhaupt weiterzuleben.

Der Roman lag ungeöffnet neben ihrem Bett; vielleicht, weil die ganze Geschichte, die Helden, die Situationen darin weit weniger spannend waren als ihr eigenes Leben, die Menschen, die sie gekannt hatte, die eigentümlich melodramatische Atmosphäre, die sie zeitlebens umgeben hatte; eigentlich von dem Tage an, da das Bergwerk explodiert und Gus überrumpelt worden war, sie zu heiraten; denn sie wußte genau, seit bald vierzig Jahren wußte sie es, daß Gus nie die Absicht gehabt hatte, um ihre Hand anzuhalten. Er hatte sie eigentlich nur als Geliebte mitnehmen wollen; ihre eigene Naivität und Unschuld hatten ihm eine Falle gestellt, und vielleicht hatten sein Verlangen nach ihrem Besitz und sein Spielertemperament ihm gesagt: »Eigentlich kann ich geradesogut dieses Kind heiraten wie irgendein anderes. Man kann etwas aus ihm machen.« Das hatte Gus damals, nach der häßlichen Angelegenheit mit Mrs. Ebbsworth, am Anfang des »schrecklichen Sommers« selber zugegeben.

Die Tür öffnete sich, und Mattie kam mit der heißen Milch und einigem Backwerk herein. Wortlos durchquerte sie das Zimmer und stellte das Tablett auf den Nachttisch.

»Danke, Mattie«, sagte Mrs. Parkington. »Das ist alles, was ich brauche.« Aber Mattie ging nicht fort. Sie blieb am Fußende des Bettes stehen und sah Mrs. Parkington respektvoll, aber fest an. Die alte Dame lächelte. »Nun, leg schon los, Mattie. Was hast du noch auf dem Herzen? Wir brauchen uns wirklich nichts vorzumachen.«

Mattie räusperte sich und sah zu Boden. »Es ist wegen Mr. Amory, Mrs. Parkington. Ich habe merkwürdige Dinge gehört. Ich dachte, vielleicht hat er Sie damit belästigt ... vielleicht ist er deswegen gekommen.« Ehe Mrs. Parkington antworten konnte, fuhr sie fort: »Ich dachte, Sie sollten irgendwohin gehen, fort – eine Reise machen oder so.«

»Kein schlechter Gedanke, Mattie, aber in diesem Moment

könnte ich nicht weg ... nicht eher, als bis dies überstanden ist. Das siehst du doch ein?«
Mattie schien einen Augenblick zu überlegen. »Nein, Mrs. Parkington«, sagte sie dann bestimmt. »Nein, das sehe ich nicht ein. Ich lebe jetzt schon so lange mit Ihnen. Ich hoffe, ich darf sagen, daß wir uns näher stehen, als es im allgemeinen bei Dienerin und Herrin üblich ist ... obwohl es nicht an mir ist, dies auszusprechen. Ich habe nun so lange Jahre mit Ihnen gelebt und habe all die Jahre mit ansehen müssen, wie alle Leute Sie in Anspruch nehmen. Ich finde, jetzt ist's genug. Sie haben auch endlich das Recht, in Ruhe gelassen zu werden. Gott weiß, daß Sie es redlich verdient haben. Ich kann nicht einsehen, warum Sie hier bleiben müssen, um Mr. Amorys Schwierigkeiten auszufressen. Sie haben doch bestimmt nicht danach verlangt. Sie haben nichts damit zu tun. Er ist ja überhaupt kein Blutsverwandter. Ich glaube, Sie mögen ihn nicht einmal leiden. Ich finde, Sie sollten ganz einfach weggehen, irgendwohin, fort von hier.«
Mrs. Parkington hörte ihr zu und versuchte, die Tränen zurückzudrängen, die ihr heiß in den Augen brannten. Sie fühlte, daß ihr Blick trüb wurde, nicht nur weil sie müde war, sondern weil ihr Matties Liebe mehr das Herz rührte als jemals zuvor. Mattie war eine ganz außergewöhnliche Person; es war unfaßlich, daß eine Frau mit diesem starken Charakter es über sich gebracht hatte, jahrelang dienend neben einer so eigenwilligen Persönlichkeit wie Mrs. Parkington auszuharren.
Irgendwohin auf Reisen zu gehen war ein guter Gedanke; für sie selbst wie für Mattie – denn Mattie kam fast nie an die Luft, nicht einmal für einen kurzen Spaziergang um den Block herum. Matties Leben war in letzter Zeit immer eintöniger geworden. Sie verdiente wirklich etwas Abwechslung. Aber nicht jetzt.
»Was du über unsere Freundschaft sagst, freut mich, Mattie«,

sagte sie. »Ich glaube, wir brauchen gar nicht darüber zu sprechen. Und verreisen ist auch ein guter Gedanke, aber ich kann wirklich nicht fort, bevor dies alles geordnet ist. Hast du dir überlegt, wie viele Menschen dadurch in Not kommen werden ... plötzlich unsicher in ihrer ganzen Lebensstellung ... und unfähig, sich zurechtzufinden – Janie und Mrs. Stilham oder Jack oder ... Mr. Amory selber. Sie sind eben nicht dazu befähigt.«

Mattie sah sie unverwandt an, die blauen Augen noch voller Empörung. Sie war nicht zu überzeugen. Wenn Mattie sich etwas in den Kopf gesetzt hatte, konnte sie geradezu eisern sein. Ganz und gar Schwedin in dieser Hinsicht. Mrs. Parkington griff zu ihrer letzten, fast unwiderstehlichen Waffe. »Komm, Mattie«, sagte sie mit ihrem bezauberndsten Lächeln, »setz dich hier auf meine Bettkante.«

Sie konnte es nicht ertragen, daß Mattie nun verstimmt und böse weggehen sollte; sie ließ ihren ganzen Charme spielen, obwohl sie wußte, daß Mattie sie durchschaute. Nun, sie würde sie durchschauen, aber es würde ihr dennoch wohltun. Sie kannte ihre Herrin so gut, daß sie sich stillschweigend und willig überlisten ließ; darin war Mattie manchmal fast wie ein Mann. Sie ließ sich mit reservierter Miene auf der Bettkante nieder, und Mrs. Parkington sah sich genötigt, noch weiter zu werben. Sie streckte die Hand aus und nahm Matties Hand in die ihre. Bei der Berührung wurde die treue Dienerin etwas weicher.

»Schau, Mattie. Das ist auch etwas, das ich erst in letzter Zeit begriffen habe. Ich habe lange dazu gebraucht ... Jahre und Jahre. Es ist dies ... Es gibt Menschen, die von Gott selbst mit Verstand und Kraft ausgerüstet werden. In gewisser Hinsicht sind das die glücklicheren. Die meisten Menschen sind Narren, sie fürchten sich, sie rennen vor der Wirklichkeit davon. Die laufen immer zu den Wohlausgerüsteten und laden ihnen ihre Lasten auf. Ich bin zu dem Schluß

gekommen, daß ich wohl zu der zähen Sorte gehören muß, die nahezu alles zu tragen imstande ist. Das ist der Preis, den ich für all das Große, das Gott mir gegeben hat, zahlen muß ... und Er hat mir sehr vieles gegeben. Vergiß das nie ... trotz allem, was mir zugestoßen ist. Siehst du, wenn ein Mensch wie ich davonläuft, dann ist er ein feiger Drückeberger, und Feigheit rächt sich immer, so oder so, und meistens sehr schwer. Man verliert seine ganze Kraft, wenn man sich drückt. Feigheit bringt Unglück, bis zur Selbstzerstörung; das ist ein göttliches oder naturgewolltes Gesetz. Siehst du nicht ein, daß ich, selbst wenn ich jetzt davonliefe, niemals zur Ruhe käme? Unglücklich würde ich sein, die ganze Zeit; immer nur denken, was passiert jetzt, und was wird aus Janie und Jack und Mrs. Stilham ... und auch aus Amory. Janie und Jack sind noch nicht alt genug, um zu wissen, wie sie sich zu benehmen hätten, wenn Mr. Amory etwa ins Gefängnis müßte, und weder er noch Mrs. Stilham wissen sich zu helfen. Sie haben einfach den Verstand nicht dazu. Gott oder die Natur hat sie da benachteiligt. Es ist nicht ihre Schuld. Ich versuche schon gar nicht, ihnen zu sagen, was sie tun sollen, aber sie werden zu mir gerannt kommen, wie sie es immer getan haben, alle, und noch eine Menge andere Leute, sobald etwas schiefgeht. Das ist eine Art Gesetz. Das muß so sein. Da kannst du gar nichts machen.«

Mattie blickte zu Boden, aber sie hörte aufmerksam zu. Mrs. Parkington schloß es aus der Unbeweglichkeit der ineinandergeschlungenen plumpen Finger. Da Mattie nichts erwiderte, fuhr sie fort: »Und du darfst noch etwas nicht vergessen, Mattie ... wenn du zu den starken Menschen gehörst, wächst deine Kraft, je mehr sie beansprucht wird, und je älter du wirst, desto weiser wirst du auch. Es kommt so weit, daß man nahezu alles auf sich zu nehmen vermag. Man wird so, daß man, wie Janie sagt, ›alle Antworten weiß‹.«

Sie drückte Matties Hand und sagte: »Du grämst dich und sorgst dich, wie ich dieses Unglück von Mr. Amory tragen werde. Ich will dir etwas sagen, Mattie, das ich niemandem sonst sagen würde. Was Mr. Amory passiert, läßt mich ganz kalt. Das gehört mit zu einem Roman, den ich nun schon ein Leben lang erlebe, ein Roman, in dem mich nichts mehr sonderlich aufzuregen vermag. Es ist, als läse ich etwas, das sich weit entfernt von mir abspielt. Nichts davon berührt mich in Wirklichkeit. Aber es berührt Mrs. Stilham und die Kinder um so mehr, weil sie ja völlig hilflos sind, und darum könnte ich nicht einfach weggehen und wissen, daß sie verwirrt und geängstigt sind. Sie brauchen jemand, der sie leitet, der sie aufmuntert, der sie lehrt, die Dinge richtig zu betrachten. Verstehst du, was ich meine, Mattie? Begreifst du jetzt? Das solltest du eigentlich, denn du bist ja selber so ein Mensch, zu dem andauernd andere um Hilfe kommen. Wenn du nicht auch so wärst, hättest du deiner Schwester nicht das Geld geschickt, damit sie nach Amerika kommen könnte, nachdem ihr Mann getötet wurde. Du würdest dich nicht verpflichtet haben, für das uneheliche Kind deiner Kusine Helga aufzukommen. Du würdest dich nicht um mich alte Frau bekümmern, dir Sorgen machen, ob ich müde bin oder nicht. Du würdest dir nicht die Mühe nehmen, jeden Abend der Köchin den Rücken zu massieren; und nicht jeden Donnerstag das gräßliche Kind von Hicks betreuen, wenn seine Mutter die Großmutter besuchen geht. Du weißt ganz genau, was ich meine, Mattie. Daß du körperlich müde bist, macht dir gar nichts aus. Sich selber untreu werden ist schlimmer als Ermüdung und Überdruß... das ist Vernichtung. Und das ist etwas, das du genausowenig fertigbringst wie ich selber. Gott fragt uns nicht, ob uns die Last gefällt. Er bürdet sie uns einfach auf ... uns beiden. Das siehst du doch ein, Mattie, nicht?«

Zum erstenmal blickte Mattie auf; sie blickte Mrs. Parkington an, drückte ihre Hand und sagte: »Ja, Mrs. Parkington, ich sehe es ein ... ich muß wohl. Aber manchmal finde ich es nicht sehr gerecht vom lieben Gott.«

»Ich habe das manchmal auch gefunden, Mattie. Besonders damals, als so schrecklich viel Schweres über mich kam. Aber nach und nach lernte ich in allem Geschehen einen Plan erkennen ... vorläufig noch ein etwas konfuser Plan, will mir manchmal scheinen, aber irgendwie macht er das Leben doch lebenswerter für uns. Wenn wir das Fazit ziehen, müssen wir einsehen, daß du und ich vieles mitbekommen haben, was anderen nie zuteil wurde. Wir haben eine Art Liebe und Achtung unserer Mitmenschen geschenkt bekommen, welche die anderen nie erfahren werden; und, was das beste ist, wir haben ein ziemlich reines Gewissen. Wenn es ans Sterben geht, werden wir willig dahingehen, weil wir so reich waren; wir werden nicht mit dem Gefühl sterben, unerfüllt ... gewissermaßen unfertig geblieben zu sein. Gott hat den Starken etwas Großes gegeben. Seine Großmut hat uns diese Stärke verliehen; ich darf das jetzt sagen, ohne überheblich zu scheinen, denn ich habe allmählich sogar mir selber gegenüber eine gewisse Objektivität errungen. Und es käme mir nicht in den Sinn, so etwas zu irgend jemand anderem auf der ganzen Welt zu sagen.«

Sie ließ Matties Hand los. »Sobald diese Angelegenheit erledigt ist, wollen wir eine Reise machen, du und ich. Wohin möchtest du denn gehen?«

Mattie schneuzte sich mit Nachdruck und meinte: »Viel Auswahl ist da nicht mehr. Wir können weder nach Europa noch nach dem Osten.«

»Ich habe Sehnsucht nach dem Westen, Mattie. Du kennst den Westen gar nicht, nur was man auf dem Weg nach Kalifornien von der Bahn aus sieht. Wenn du den Westen

nicht gesehen hast, hast du gewissermaßen überhaupt nichts gesehen.«
»Das würde mir gefallen«, sagte Mattie einfach.
»Wir werden im Auto reisen, mit Hicks; und in komischen Hotels absteigen, vielleicht auf Zeltplätzen übernachten und in den sogenannten Motels.«
Mattie erhob sich schwerfällig vom Bettrand, und Mrs. Parkington sagte: »Etwas möchte ich dich noch fragen, Mattie. Woher hast du diese ganze Geschichte über Mr. Amory?«
»Die Köchin hat es von einer anderen Köchin beim Einkaufen gehört ... wissen Sie, in dem Laden, der *pâté de foie gras* verkauft und so. Es war Mrs. Everetts Köchin.«
So war das! Richter Everett hatte bei Tisch vor den Dienstboten darüber gesprochen. Es war erstaunlich, wieviel Dienstboten wußten und was sie alles erzählten. Nun, bald würde es vermutlich nichts mehr ausmachen. Die Spatzen würden es von den Dächern pfeifen.
Ohne Mattie Zeit zu geben, weiter in sie zu dringen, sagte sie: »Ich denke, ich will jetzt versuchen zu schlafen, Mattie. Weck mich um Viertel vor acht.«
Mattie sah sie wieder mißbilligend an. »Das ist sehr unvernünftig, Madam. Sie wissen, daß Sie morgen zwei Sitzungen haben und dann Mrs. Sanderson und diese schlimme Geschichte mit Mr. Amory...«
Mrs. Parkington unterbrach die Aufzählung. »Und wie soll ich das alles in den Tag hineinbringen, wenn ich nicht früh aufstehe?«
»Das ist aber zu früh, Madam.«
»Es ist viel weniger ermüdend, etwas früher aufzustehen, als den ganzen Tag hetzen zu müssen. Und außerdem hat es eine Zeit gegeben, da ich vor Tagesanbruch auf war und das Frühstück für achtunddreißig Leute richtete.«
»Das war vor etwa fünfundsiebzig Jahren, Madam«, bemerkte Mattie trocken.

»Und ich wünsche trotzdem um Viertel vor acht geweckt zu werden. Gute Nacht, Mattie.«
»Gute Nacht, Mrs. Parkington.«
Sie ging hinaus und schloß die Tür sehr leise hinter sich. Mrs. Parkington war froh, daß Mattie sie bei ihrem Namen und nicht »Madam« genannt hatte.
Als Mrs. Parkington allein war, löschte sie das Licht, teils, weil sie wußte, daß Mattie immer wieder nach dem Verschwinden des verräterischen Lichtstreifens unter der Tür ausspähen würde, und teils, weil sie fühlte, daß es ihr unmöglich sein würde, nach dieser Unterhaltung mit Mattie zu lesen. Sie würde Seite um Seite wenden und doch nicht erfassen, was in dem Buch stand, denn ihre Erinnerungen waren in gewissem Sinne weit spannender als die meisten Bücher.
Irgendwoher tauchte immer wieder die Erinnerung an den »schrecklichen Sommer« in ihr auf. Zuerst Amorys Geschichte und dann die Erkrankung der Herzogin hatten sie wieder wachgerufen. Sie war im Unterbewußtsein durch ihre ganze Unterhaltung mit Mattie gegangen.
Zu müde, um schlafen zu können, lag sie im Dunkeln und ließ den »schrecklichen Sommer« lebendig werden; unbewegt wie eine ferne, in Winternebel gehüllte Landschaft, aus der sich die Gestalten von Gus und Norah Ebbsworth abhoben, wie sie von den Pferdeställen bei den Libanonzedern in Oriander kamen und über die große Rasenfläche schritten.

10

Es war in der Woche, da der Prinz von Wales auf Besuch kam. Der Prinz und Mrs. Keppner und Baron Rothschild und Harry Haxton waren mit ihr auf der Terrasse. Sie sprachen von einem Pferd namens Arreau, das einem Monsieur Blanc von Monte Carlo gehörte und soeben den Grand Prix gewonnen hatte, und sie beobachtete die ganze Zeit Gus' und Norah Ebbsworths Gestalten, die über den Rasen schritten; sie haßte Norah. Sie war nicht eigentlich eifersüchtig auf Norah; sie neigte nicht zur Eifersucht. Sie haßte Norah ganz einfach, weil sie, obwohl sie vornehmen, bevorzugten Kreisen entstammte, nichts war als eine skrupellose Hure – ohne die innere Anständigkeit und die Tapferkeit einer wirklichen Hure. Norah war groß und dunkelhaarig, mit blauen Augen und weißem Teint, eine Schönheit, deren Lieblichkeit durch die Härte der Augen und des Mundes beeinträchtigt wurde. Sie war eine tüchtige Spielerin und hatte eine Art herber Fröhlichkeit.

Nun, da sie, in der Dunkelheit liegend, daran zurückdachte, wollte ihr scheinen, Norah sei der einzige Mensch auf der Welt, den sie jemals wirklich gehaßt hatte, weil Norah der einzige durch und durch schlechte Mensch war, den sie je kennengelernt hatte. Norah hatte nicht genug an ihrer eigenen, inneren Schlechtigkeit; sie versuchte, alle um sie her anzustecken und in ihre Schlechtigkeit mitzureißen. Mit Norah, dachte sie nun, begann Gus' Geschmack für Weiber sich merklich zu verschlechtern. Nach jener Episode war es immer schlimmer geworden, bis zu dem gemeinen Ende in

Cannes. Norah verführte und verdarb ihn, wie sie so viele andere verführt hatte. Es war kein Trost zu wissen, daß sie vor langer Zeit alt und verlassen in einer elenden Pension in Genua gestorben war. Sie haßte Norah Ebbsworth immer noch, weil sie Norah Ebbsworth war, eine Frau, die weder Wärme noch Anständigkeit, noch Güte kannte.

Und während sie sich auf der Terrasse über Arreau unterhielten, folgten ihre Blicke dem Paar, das über den Rasen geschritten kam; Norah, laut lachend, schien Gus irgendeine pikante Geschichte zu erzählen. Als sie sich der Terrasse näherten, nahm Norah Gus' Arm, winkte ihnen zu und warf lachend den Kopf in den Nacken. Es sah aus wie eine Herausforderung, als wollte sie sagen: »Seht! Ich habe ihn Susie weggeschnappt! Ich hab' ihn! Er gehört mir!«

Susie vermochte der Unterhaltung nicht länger zu folgen. Leise erhob sie sich und schlüpfte in das große Haus und in ihr Zimmer hinauf. Dort saß sie starr aufgerichtet auf einem Stuhl und versuchte zu überlegen, was sie nun tun sollte.

Es hatte schon andere Frauen vor Norah gegeben. Damit hatte sie sich schon lange abgefunden; sie sah ein, daß Gus nicht anders konnte, weil er so geschaffen war, mit einem so unersättlichen Trieb, daß keine Frau ihn jemals für sich allein würde halten können. Er paßte einfach nicht in eine gemäßigte, heimische Atmosphäre. Sie hatte sich, vielleicht um ihre Eitelkeit zu schützen, eingeredet, was sie nicht wisse, könne sie nicht kränken.

Aber diese Angelegenheit mit Norah Ebbsworth war anders. Sie hatte sich in ihrem eigenen Hause, vor ihren Augen, im Beisein ihrer Gäste zugetragen. Susie erinnerte sich, daß Gus einmal gesagt hatte, kein kluger Mann dürfe jemals Beziehungen zu einer Frau haben, die der Zufall an einen Tisch mit seiner Gattin führen könnte. Nun hatte er diese Anstandsregel gebrochen. Sie warf es ihm nicht vor; Norah

hatte ihn zweifellos überlistet und war gegen seinen Wunsch in dieses Haus gekommen.

Sie konnte zurückschlagen; unten, auf der Terrasse, saß Harry Haxton und wartete nur darauf, daß sie seine beharrliche Werbung annähme; aber sie brachte es nicht über sich. Gleiches mit Gleichem vergelten war ihr schon immer nicht nur häßlich, sondern sinnlos vorgekommen; um so mehr, seit sie sich klar darüber war, daß sie keine tieferen Gefühle für Harry hegte: Er unterhielt und amüsierte sie, sonst nichts. Sie versuchte, ruhig zu überlegen, was zu tun sei, um einer unhaltbaren Situation ein Ende zu bereiten. Es war ihr unmöglich, im gleichen Hause mit Norah zu bleiben, die ihren Triumph in jedem Blick, in jedem Wort, in jeder Bewegung zur Schau trug: Seht, ich habe erreicht, was ich wollte, ich habe den schönen, großartigen Amerikaner eingefangen! Das mit Norah war nicht nur eine belanglose Wochenend-Affäre. Ihre durchtriebene Schlechtigkeit würde es nicht dabei bewenden lassen. Sie würde Geld fordern ... mehr und mehr Geld. Zu diesem Zweck hatte sie Gus eingefangen. Ohne seinen Reichtum wäre das alles gar nicht passiert. Es schwärmten immer Scharen von Weibern um Gus herum, nicht nur weil er großartig und anziehend, sondern hauptsächlich, weil er reich und freigebig war. Er war gewissermaßen ein Opfer, aber er gefiel sich leider nur zu gut in der Rolle des Opfers. Und es war ein Glück, daß sein Portemonnaie sich das leisten konnte.

Während sie so dasaß und überlegte, in diesem schönen Haus, das sie den ganzen Sommer gemietet hatten, dachte sie: Vielleicht wird es von nun an schlimmer werden. Vielleicht sollte ich ihn jetzt verlassen. Vielleicht sollte ich nach Amerika zurückkehren und mir mein eigenes Leben zimmern. Vielleicht ist es nicht zu spät, mir noch einiges von dem, was ich immer erträumt habe, zu retten. Meine Söhne sind erwachsen, Herbert ist verheiratet und hat zwei eigene

Kinder. Ich bin erst dreiundvierzig Jahre alt und immer noch anziehend.

Aber sie konnte sich nicht entschließen, fortzugehen. Nein, dachte sie, ich kann jetzt nicht weg, nicht eher, als bis ich Norah geschlagen habe. Wäre sie ein Weib gewesen wie alle anderen, diese Norah, so hätte Susie sich nichts daraus gemacht, sie bei Gus zu lassen und wegzugehen. Diese Bindungen dauerten nicht lange; er kehrte immer sehr bald wieder zu ihr zurück. Aber Norah war anders. Sie war von einer so abgrundtiefen Schlechtigkeit, daß sie ihm überallhin folgen und versuchen würde, ihn zu erpressen. Sie würde überall mit ihm paradieren und auftrumpfen. Als Susie sich nach langem Nachdenken ein wenig gefaßt hatte, klingelte sie der Zofe. Sie war ein wohlerzogenes, schwedisches Mädchen, von einer robusten, etwas bäurischen Schönheit. Susie hatte sie liebgewonnen, aber ein stärkeres Band war noch zwischen ihnen: Mattie war der einzige Mensch auf der Welt, der wußte, was sich in Salzburg zugetragen hatte. Nur Mattie wußte von den zehn Tagen im Hotel in Badgastein. Und Mattie hatte sie nie auch nur durch einen Blick verraten. Sie hatte sich immer so benommen, als wüßte sie überhaupt nicht, daß etwas vorgefallen war. Der Anblick von Mattie, die auf ihr Klingeln erschien, brachte alle Erinnerungen zurück und linderte den Schmerz und die Demütigung der jüngsten Ereignisse ein wenig. Manchmal dünkte es sie, als habe nicht wirklich sie selbst jene zehn Tage erlebt, als sei alles nur ein Traum; aber plötzlich kam ihr die ganze Wirklichkeit mit einem neuen, tiefen Gefühl der Genugtuung zum Bewußtsein. Das war etwas, was Gus nie erfahren hatte, was er nie erfahren würde, denn sie würde es ihm verschweigen. Die Genugtuung lag in der Tatsache, daß er nichts wußte. Sie konnte ihn über den Tisch beobachten, wie er neben Norah saß, und sich sagen: Du bist nicht der einzige!

Die schwedische Zofe fragte, was sie zum Essen anzuziehen gedenke, und als Susie ein einfaches Kleid vorschlug, meinte Mattie: »Entschuldigen Sie, Madam, wenn ich mir erlaube, Ihnen etwas anderes vorzuschlagen: Sie sollten das neue Schwarze von Worth und Ihre Diamanten tragen.«

Susie wandte sich, erstaunt über diesen Vorschlag, nach dem Mädchen um. Matties Gesichtsausdruck war so völlig ausdruckslos, daß Susie erriet, sie müsse etwas über Gus und Norah Ebbsworth wissen. Sie begriff, daß Mattie, obwohl in durchaus diskreter Weise, auf ihrer Seite stand. Sie begriff, was Matties Anregung bezweckte. Sie wollte, daß ihre Herrin glänzend und bezaubernd erschien und Norah Ebbsworth überstrahlte; das würde ihr ein leichtes sein, nicht nur, weil sie viel jünger war, sondern weil sie noch jung genug schien, um Schwarz und Diamanten zu tragen, und dabei sanfter und jünger aussah als Norah mit dem harten Mund und den kalten Augen.

Sie antwortete nach kurzem Nachdenken: »Gut, Mattie, obwohl es mir als Sommerkleid ein wenig zu großartig scheint.«

»In England gibt es keinen Sommer, Madam«, erwiderte Mattie. »Und überdies ist es ein großes Dinner, und der Prinz ist hier. Er wird sich geschmeichelt fühlen.«

Während sie sich umkleidete, trat Gus ein. Er blieb hinter ihr stehen und betrachtete sie im Spiegel, während sie und Mattie ihr Haar ordneten. Sie konnte ihn beobachten, ohne ihn direkt anzusehen.

»Nun, Spatz, wir haben dich vermißt auf der Terrasse«, sagte er leichthin. Sie wußte genau, daß er sich einzureden versuchte, sie habe nichts bemerkt.

»Ich kam herauf, um mich ein wenig auszuruhen. Ich fühlte mich plötzlich so müde. Du solltest dich jetzt umziehen. Es ist nicht mehr viel Zeit.« Er bückte sich plötzlich und küßte sie auf den Nacken. Mattie stand steif beiseite, um die Zärt-

lichkeit nicht zu behindern. Er nahm gar keine Notiz von Mattie; er kannte keine Scheu.
»Ich werde zur Zeit fertig sein«, sagte er im Hinausgehen. Als er gegangen war, merkte Susie, wie ihr Herz rascher schlug und die Röte ihr ins Gesicht stieg. Wie schön war er doch, dachte sie, und welch ein außerordentlicher Mann mit seinen neunundfünfzig Jahren. Sie war sich klar, daß die unerwartete Zärtlichkeit nicht nur ein belangloser Kuß im Vorbeigehen sein sollte. Er hatte ihr damit etwas gesagt. »Ich weiß«, hatte er gesagt, »daß ich im Unrecht bin. Ich schäme mich auch, weil Norah eine Hure ist. Verzeih mir. Sie hat neben dir nichts zu bedeuten . . . Kein Mensch hat mir je mehr bedeutet oder wird mir so viel bedeuten wie du.«
Der Kuß nahm ihr alle Kraft und allen Groll, denn sie mußte plötzlich an den Abend im Brevoort denken, bevor sie zu Delmonico gingen, als er, hinter ihr stehend, ihr das Perlenhalsband umgelegt und sie geküßt hatte. Die schwedische Jungfer fuhr fort, die komplizierte modische Frisur aufzustecken, und Susie dachte, sie würde Gus niemals aufgeben können; was in Badgastein geschehen war, war völlig unwichtig, so beglückend es damals auch gewesen sein mochte.
Als sie den großen Empfangssalon betrat, wartete Harry bereits auf sie; sie wußte sofort, daß er absichtlich vor den anderen heruntergekommen war, um mit ihr zu sprechen. Seine Anwesenheit machte sie nervös und unglücklich. Sie mochte ihn sehr gut leiden und wollte ihn nicht verletzen, aber sie wußte auch, daß sie nichts daran ändern konnte, denn jener Kuß hatte ihre ganze Liebe zu Gus neu entfacht; und mit Gus im Blut fand sie Harry geistlos, blaß und dekadent.
»Blendend sehen Sie heute abend wieder aus!« sagte Harry.
»Danke.« Sie ging von Vase zu Vase, lockerte die Blumen auf, gab ihnen Luft und Freiheit, und Harry hinter ihr bemerkte: »Sie haben Feenhände.«

»Blumen sollen wie Blumen aussehen und nicht wie Friedhofsornamente.«
Sie fühlte, wie er sie beobachtete, und zweifelte nicht daran, daß er die ganze Angelegenheit mit Gus und Norah durchschaute. Harry hatte eine etwas feminine Art, die ihn zum leichten Schwätzer, zum ungefährlichen Intriganten und gelegentlich zum Dichter machte. Auch Vorahnungen konnte er haben.
Jetzt sagte er unvermittelt: »Ich kann es nicht ertragen, daß man Sie kränkt, Susie.«
»Was führt Sie zu der Annahme, daß ich gekränkt bin?« wollte sie erwidern, doch sie wußte, wie töricht die Frage wäre und daß sie ihn auf keinen Fall täuschen könnte. Darum schwieg sie.
»Norah ist eine gemeine Hure. Ich habe auch noch einige Hühnchen mit ihr zu rupfen.«
»Ach, das ist gar nicht so wichtig. In Wirklichkeit gehört Gus ja doch mir. So ist er eben. Aber das hat nichts zu bedeuten.«
»Ich bin im Begriff, mich zu verheiraten.«
Sie hatte die letzten Blumen geordnet und wandte sich ihm zu. »Das freut mich«, sagte sie. »Ich glaube, es ist viel besser so.«
»Ich habe es noch niemandem gesagt.«
»Wer ist das Mädchen?«
»Ich glaube kaum, daß Sie sie kennen. Sie ist jung und sehr reich, und ich glaube, sie hat mich lieb. Ihr Vater ist ein reicher Baumeister, einer der reichsten in London.«
»Also eine gute Partie?«
»Ja. Sie würden ihr kein Unrecht tun. Sie würde nie etwas davon erfahren. Es ist unsere letzte Gelegenheit, Susie. Sie kehren nach Amerika zurück, und ich heirate.« Er sah zum Fenster hinaus. »Sie haben mir nie glauben wollen, daß ich Sie ernstlich liebe. Sie werden es niemals glauben, weil ich

Sie nicht überzeugen kann. Ich weiß nicht, warum. Aber Sie sind eine außerordentliche Frau, meine Liebe. Wenn wirklich nichts zwischen uns sein sollte, werde ich sterben, in dem Gefühl, das Wunderbarste, was mir je hätte begegnen können, versäumt zu haben.«

»Danke, Harry.«

»Ich könnte es einrichten. Ich könnte es so einrichten, daß Gus mit Norah bliebe, während Sie zu mir kämen.«

Das ist meine Gelegenheit, wenn ich mich an Gus rächen will, dachte Susie. Aber sie hatte nicht das Verlangen danach. Sie nahm Harrys Hand und sagte: »Es würde gar nichts nützen, Harry. Für Sie würde es eine Enttäuschung, und in mir würde es etwas vergewaltigen. Ich mag Sie sehr gerne, Harry, aber doch nicht genug, um das zu tun. Ich bin nicht wie Norah und so manche andere Frau hier. Für mich ist so etwas nicht so belanglos wie ein freundschaftlicher Händedruck. Meine Antwort ist nein. Heiraten Sie Ihr reiches junges Mädchen. Das wird viel besser sein.«

Es kamen immer noch keine anderen Gäste die große Treppe herunter. Harry schaute zum Fenster hinaus und sagte: »Komisch, wie dieses Nein Sie noch begehrenswerter macht. Mir haben herzlich wenig Frauen nein gesagt. Ich bin an Frauen wie Sie nicht gewöhnt. Sie müßte man erobern und besitzen und behalten. Ich glaube, das habe ich von Anfang an gewußt. Sollte ich Ihnen jemals in etwas dienlich sein können, und sei es das Geringste, dann rufen Sie mich. Ich weiß wohl, das klingt wie schlechter Tennyson und fällt mir daher nicht leicht zu sagen, aber es ist wahr.« Er wandte sich ihr wieder zu und sagte mit Nachdruck: »Ich werde nie mehr davon sprechen, aber vergessen Sie das nicht – ich werde immer irgendwo noch auf Sie warten, bis zu meinem Tod.«

Sie wollte etwas erwidern, fand nicht die richtigen Worte und schwieg.

»Sie müssen Gus von Norah abbringen. Sie ist eine Betrügerin und Erpresserin.«
Nicht ohne Stolz sagte Susie: »Da müßte sie aber schon sehr klug sein, um sich mit Gus messen zu können!«
Dann erschien der Baron, gefolgt von Lady Woolsey, und von draußen drang das Motorengeräusch von Lord Hinchcombes de Launay-Belleville herein; und plötzlich war der Saal belebt mit all jenen glänzenden, vornehmen Leuten, über deren Tun und Lassen die ganze Welt begierig in den Zeitungen liest, um sie zu beneiden, zu bewundern, zu hassen oder nachzuahmen. Es war eine glanzvolle, witzige und vor allem sichere Welt, aber Susie hatte sich darin nie glücklich gefühlt.
Bei Tisch saß der Prinz zu ihrer Linken und Harry auf der anderen Seite. Sie hatte Norah absichtlich neben Gus gesetzt. Norah trug ein schreiend giftgrünes, sehr tief ausgeschnittenes Kleid; Susie sah sofort, daß dieses Kleid ein Mißgriff war. So etwas wählte eine Frau, die darauf ausging, ihre Jugend zu unterstreichen, aber es ließ sie nur noch härter erscheinen. Während Susie sich mit Harry oder dem Prinzen unterhielt, ließ sie absichtlich ihren ganzen Charme spielen, die ganze Weichheit und Liebenswürdigkeit, die sie anzuwenden verstand, wenn sie sehr müde war oder etwas zu erreichen wünschte. Der Prinz war ein wenig verliebt in sie, und sie wußte, daß seine etwas deutlichen Aufmerksamkeiten Gus nicht beunruhigten, hingegen Norahs echt englischen Snobismus reizten. Mit dem Prinzen gut zu stehen, von ihm »Norah« statt formell »Mrs. Ebbsworth« genannt zu werden – dafür hätte sie sogar Gus aufgegeben. Susie wußte genau, daß es jedesmal, wenn der Prinz sie »Susie« nannte, wie ein Messerstich in Norahs Rücken war. Susie war scharfsinnig genug, um das zu merken und auszunutzen. Für Norah gab es keine Gnade.
Die Szene spielte sich im kleinen Salon ab, gleich nachdem

die Herren sich wieder zu den Damen gesellt hatten. Der Abend war kühl, und die Gesellschaft hatte sich um das Feuer versammelt – Harry und Norah, Lord Hinchcombe, der Baron, Mrs. Keppner und Mrs. Pulsifer, die amerikanische Gattin eines Londoner Bankiers – und alles wartete darauf, daß der Prinz das Zeichen zum Spielbeginn gab. Er saß bereits am Spieltisch und legte Patiencen, während er sich mit Gus über gewisse amerikanische Papiere unterhielt. Susie hatte gerade dem Diener die letzten Anordnungen gegeben und schloß noch das eine der großen Fenster, die auf die Terrasse gingen, als sie hinter sich Harry sagen hörte: »In Biarritz wird es bedeutend wärmer sein. Um diese Zeit ist es dort wundervoll, und der Prinz liebt es sehr. Er war begeistert von dem Vorschlag.«

»Wer geht denn alles?« fragte Norah herausfordernd.

»Alle Herren«, antwortete Harry, »und Susie und vielleicht Anne.«

»Na, und ich?«

»Nein, meine Liebe, Sie gehen nicht mit. Diese Ferienreise soll eine Erholungsreise sein. Die Gesellschaft umfaßt nur ruhige, vernünftige Leute.«

In Harrys Stimme war ein spöttischer Unterton, den Susie nur zu gut kannte. Nie war er gegen sie gerichtet worden, aber sie hatte erlebt, wie der Spott manchmal herausfordernd wuchs und zu einem schrecklichen Ausbruch wurde. Es bedeutete jedesmal, daß Harry jemandem eine Falle stellte. Der bloße Klang seiner Stimme hätte Norah warnen sollen. Sobald sie aber Norah wieder sprechen hörte, wußte sie, daß diese in die Falle gegangen war. Susie wandte sich ab, nahm ein Buch vom Bücherbord und gab vor, sich darin zu vertiefen; in Wirklichkeit aber war sie mit all ihren Sinnen auf das Kommende gespannt.

Norah sagte: »Das ist sehr unhöflich von Ihnen, Harry. Ich hatte sowieso nicht vor, mitzugehen.«

»Ich hatte nicht die Absicht, unhöflich zu sein. Nur eine Vorsichtsmaßnahme, Norah. Sie sind ein störendes, zersetzendes Element, wo immer Sie auftauchen.«
»Ich bezweifle, daß Gus die Absicht hat, mit euch zu gehen«, gab Norah zurück. »Er wollte nach Southampton, um zu segeln.«
Wieder erklang Harrys kalte, beherrschte Stimme: »Ach! Tatsächlich hat nämlich Gus die Ferienfahrt vorgeschlagen.«
Norahs Stimme bebte vor Zorn, als sie wieder sprach. Harry stellte sie vor all diesen Leuten bloß, indem er ihnen bewies, daß sie Gus gar nicht besaß, und damit all ihr Tun Lügen strafte. Klopfenden Herzens lauschte Susie und wartete.
»Ich wundere mich, daß Sie Gus dabei haben wollen. Ich hätte eher gedacht, er sei im Wege.«
Susie, mit dem Rücken zur Gruppe der Streitenden gewandt, blätterte in ihrem Buch und dachte: Jetzt, jetzt gleich wird es geschehen. Sie ist ja verrückt, daß sie so ihre Selbstbeherrschung verliert. Zum erstenmal verstand Susie, wie verzweifelt Norah war und wie nötig es für sie war, Gus zu behalten, und etwas wie Mitleid schlich sich für ein paar Sekunden in ihr Herz.
»Ich verstehe nicht recht, was Sie damit meinen«, sagte Harry.
»Norah denkt, Sie wollen sie von etwas ausschließen«, warf der Baron ein.
»Absolut nicht!« rief Norah erbost. »Wenn ihr wissen wollt, was ich meine: Ich wundere mich, daß Harry und Susie es nicht vorziehen, Gus los zu sein.«
In diesem Augenblick hörte Susie Gus' Stimme und wußte, daß sein Jähzorn gefährlich aufgeflammt war. Sie hätte ihn zurückhalten mögen, aber sie mußte immer noch so tun, als wäre sie nur in ihr Buch vertieft und hätte nichts gehört.
»Was meintest du damit, Norah?« fragte Gus drohend. Susie wußte, auch ohne sich umzudrehen, wie er nun aussah, das Gesicht hochrot, die Stirnader geschwollen.

Norah war von Sinnen, wenn sie jetzt nicht Angst bekam; aber sie besaß die harte Kaltschnäuzigkeit einer Straßendirne.
»Nichts anderes, als was alle Welt bereits weiß«, gab sie kühl zurück.
Susie brachte es nicht über sich, länger die Unbeteiligte zu spielen. Sie wandte sich der Gruppe zu und sah, daß Gus in seinem Zorn sich von dem Tisch erhoben hatte, an welchem er zuvor mit dem Prinzen gesessen hatte. Der Prinz hatte seine Patience aufgegeben. Er hielt die Karten in einer Hand und fuhr sich mit der anderen durch den Bart. Gus stand jetzt Norah gegenüber. Er zitterte vor Erregung und war einen Moment unfähig, ein Wort hervorzubringen. Susie hörte sich rufen: »Gus! Bitte! Gus!«
Ohne sich umzuwenden, sagte er: »Überlaß das mir.« Dann, zu Norah gewandt, sagte er: »Was du über meine Frau angedeutet hast, ist unwahr. Gib zu, daß es unwahr ist.«
Norahs überroter Mund war hart und häßlich. »Du bist ein Narr, Gus, wenn du's nicht glaubst«, entgegnete sie.
Dann geschah das Erstaunliche. Der Prinz erhob sich und sagte: »Regen Sie sich nicht auf, Gus. Kein Mensch glaubt so etwas. Kein Mensch könnte von Susie anderes als nur Gutes glauben.«
Gus hatte sich ebenso schnell wieder in der Gewalt, wie er aufgebraust war. »Ich bitte Sie, zu verzeihen, Königliche Hoheit, daß ich in meinem Hause und in Ihrer Gegenwart eine Szene gemacht habe.«
»Wenn jemand um Entschuldigung zu bitten ist, so ist das Susie«, entgegnete der Prinz.
Dann wandte er sich zu Norah: »Ich fürchte, Mrs. Ebbsworth ist übermüdet. Sie sollte sich in ihrem Zimmer noch ein wenig ausruhen, ehe sie nach London zurückkehrt.«
Die Demütigung war vollständig. Es blieb Norah nichts anderes übrig, als von der Bildfläche zu verschwinden. Sie

wollte etwas erwidern, besann sich aber eines Besseren und schritt rasch durch das ganze Spielzimmer und zur Tür hinaus. Sie hatte mit einem Schlag beide verscherzt, Gus und den Prinzen. Sie würde nie wieder zu einer Gesellschaft geladen werden, wo er zugegen war.

Susie fühlte sich merkwürdig gedemütigt und triumphierend zugleich; sie wäre Norah gern gefolgt, sah aber ein, daß dies jetzt unmöglich sei. Sie konnte sich später nicht einmal mehr von ihr verabschieden.

»So, nun wollen wir unseren Poker aufnehmen«, sagte der Prinz und setzte sich am Spieltisch nieder. Als sie alle Platz genommen hatten, wandte sich Susie an Mrs. Pulsifer und bat sie, zu Norah zu gehen und womöglich ihre Pläne auszukundschaften. Als Mrs. Pulsifer sich entfernt hatte, sagte sie leise zu Harry: »Danke!«

»Es gibt nichts Gemeineres als so ein liederliches Frauenzimmer, das es doch eigentlich besser wissen sollte«, entgegnete Harry. Dann wandte er sich rasch wieder den Spielern zu, während Susie zum Fenster schritt und mit einem ihr selbst unbegreiflichen Glücksgefühl in die Flammen starrte.

An diesem Abend kam Gus nicht in ihr Zimmer, obwohl sie lange wach lag und auf ihn wartete. Er konnte manchmal so ganz unerwartete Anfälle von Takt und feinerem Empfinden haben; sie erriet, daß er direkt in sein Zimmer gegangen war, weil ihm eine große Versöhnungsszene, unmittelbar nach Norahs ruhmlosem Abgang, zu vulgär und zu billig vorgekommen wäre. Susie wußte, daß nun alles erledigt war. Sehr wahrscheinlich würde Gus die Szene nie wieder erwähnen; vermutlich würde er sogar Norahs Namen nie mehr aussprechen. So war Gus.

Als Mattie in ihr Zimmer trat, sagte sie: »Ich soll Ihnen etwas ausrichten, Madam. Die Haushälterin trug mir auf, Ihnen zu sagen, Mrs. Ebbsworth sei aus London angerufen

worden und müsse morgen in der Frühe schon fort.« Während Mattie ihr beim Auskleiden behilflich war, fragte Susie: »Ist es bis zu den Dienstboten durchgesickert, was im Spielsalon vorgefallen ist?«

»Ja«, entgegnete das Mädchen, »etwas schon. Es hat sogar deswegen eine Auseinandersetzung gegeben zwischen der Haushälterin und Mrs. Ebbsworths Zofe.«

»Sprechen Sie draußen nicht davon, Mattie. Diese Sorte Klatsch hat leider ein langes Leben und findet willige Ohren. Um Seiner Hoheit willen müssen Sie den Mund halten, Mattie.«

»Das versteht sich von selbst, Madam«, sagte Mattie, »es würde mir nicht einfallen, darüber zu sprechen.«

»Morgen früh will ich mir sofort die Haushälterin und das übrige Personal vornehmen.«

Susie legte sich zu Bett; erst nachdem die Kleider weggehängt und der Ankleideraum wieder aufgeräumt waren, sprach Mattie wieder.

»Kann ich noch irgend etwas für Sie tun?« fragte sie.

»Nein, Mattie. Ich danke Ihnen. Gute Nacht.«

»Gute Nacht, Madam. Ich bin so froh, daß Sie so großen Erfolg hatten. Ich wußte ja, daß das schwarze Kleid richtig war!« Es war das erstemal, daß Mattie sich »etwas herausnahm« – das erste von unzähligen Malen. Sie schloß die Tür, bevor Susie antworten konnte, und ließ ihre Herrin im Dunkeln vor sich hinlächelnd zurück. Es tat gut, solche Freunde zu haben wie Harry und den Prinzen und Mattie.

Als Susie die Augen öffnete, war das Zimmer von Morgensonne durchflutet, und Gus stand neben ihrem Bett. Sie war sofort hellwach und wußte im gleichen Moment, daß etwas Entsetzliches passiert sein mußte. Sie merkte es aus Gus' Blick und aus der Art, wie er ihren Kopf zart und behutsam streichelte. In der anderen Hand hielt er ein Blatt Papier, in dem sie sogleich ein Telegramm erkannte.

»Nur ruhig, Spatz. Laß dir Zeit, aufzuwachen.«
Aber sie war schon ganz wach, wie immer, kaum daß sie die Augen geöffnet hatte. »Was ist, Gus? Ist es etwas Schlimmes?«
Er ließ sich auf der Bettkante nieder, hörte auf, sie zu streicheln, und nahm ihre Hand. »Schlimme Nachrichten«, sagte er, »von Herbert.«
Sie spürte aus seiner Stimme seine innere Erregung und wußte auch, daß die Nachricht das Schlimmste bedeutete. Sie sprach den ersten Gedanken aus, der ihr durch den Kopf ging: »Es kann doch nicht Herbert sein...«, nicht Herbert, ihr strahlend schöner Herbert, das Baby im Kinderwagen, das alle Welt bewunderte. Menschen wie Herbert können doch nicht jung sterben. Sie geben der Welt so viel. Ihre Schönheit und ihr Charme sind zu groß, um sinnlos zerstört zu werden.
»Es ist Herbert«, sagte Gus ruhig. »Ein Unfall auf der Landstraße von Newport nach Narragansett. Er verlor die Führung, und der Wagen durchbrach ein Brückenwehr.«
Sie dachte nur: Das verdammte Automobil! Und ich wollte nie, daß er eines kaufe, bevor sie bessere bauen würden. Das verdammte Automobil! Sie fühlte sich wie vor den Kopf geschlagen und vermochte nichts mehr zu denken.
»Aspasie hat das Telegramm gesandt«, fuhr Gus fort. »Es ist sehr lang. Sie berichtet alle Einzelheiten. Die Beerdigung soll Dienstag stattfinden. Eine Trauerfeier findet nach unserer Rückkehr statt.«
Aber Susie hatte keinen Sinn mehr für Begräbnisse und Gedächtnisgottesdienste. Herbert war tot. »Die armen Kinder«, murmelte sie vor sich hin, »niemand, der für sie sorgt als dieses verrückte Blair-Mädchen.«
»Ja«, antwortete Gus. »Das ist schlimm.« Dann beugte er sich plötzlich über sie, nahm sie in seine Arme und sagte: »Weine, mein Spatz! Los! Du mußt jetzt weinen. Ich halte dich fest. Ich sorge für dich.«

Wild brachen endlich die Tränen hervor; im ersten Augenblick fast mehr wegen Gus' plötzlicher Zartheit als wegen Herberts Tod. Die Tränen um Herbert kamen später. Sie erfüllten ihr Herz ein Leben lang, und so würde es bis zum Tod bleiben.

Merkwürdig, wie Aspasie in allen schlimmen Augenblicken des Lebens zur Hand war. Aspasie war von einer menschlichen Tüchtigkeit, die nur wenige Amerikaner überhaupt verstehen konnten. Amerikaner denken an Leistungsfähigkeit nur in bezug auf Maschinen; Franzosen halten sie für nicht leistungsfähig, für untüchtig, und darum konnten nur wenige einen Menschen wie Aspasie verstehen, deren Leben auf den Verstand und auf ewige menschliche Werte begründet war. Aspasie bewahrte in jeder Lebenslage Haltung, den Chinesen ähnlich, die Klageweiber mieten, um den Trauernden im Totenzug das Bloßlegen ihrer Gefühle vor aller Augen zu ersparen. Bei Geburt, Tod oder Hochzeit hat sowohl der Franzose als auch der Chinese gedruckte Karten und vorgeschriebene Glückwunsch- oder Kondolenz-Phrasen, die der Situation gerecht werden und den nicht besonders Interessierten gestatten, sich anderen, interessanteren Gesprächsthemen zuzuwenden. Eine Förmlichkeit, die der Aufrichtigkeit keinen Abbruch tut, im Gegenteil. Das alles gehört mit zu jenen Leistungen, die diese seelenlose mechanische Leistung der Wasserspülung und der Automobile lange überdauern werden.
So war Aspasie. In Zeiten der Not oder des Unglücks war sie stets zur Hand, ruhig, mitfühlend, alles mit Takt und ohne Aufdringlichkeit erledigend. Sie nahm nicht ostentativ Besitz von dem Verletzten oder Trauernden, um ihre Großherzigkeit öffentlich zu dokumentieren. Sie handelte, sie erledigte die langweiligen, schmerzlichen Dinge, die getan werden mußten.

Als Mrs. Parkington älter wurde, erkannte sie, daß ihr in ihrem Leben nur zwei Frauen wirklich nahegekommen waren, nur zwei Frauen hatte sie wirklich geliebt und sich mit ihnen auch ohne viele Worte restlos verstanden. Von diesen beiden Frauen war die eine ihre Zofe und die andere die ehemalige Geliebte ihres Mannes.

Auch in dieser heiklen Rolle war Aspasie von einer wunderbar menschlichen Tüchtigkeit gewesen. Was auch immer zwischen ihr und dem Major gewesen sein mochte, vom Tage seiner Verheiratung an war eine ganz neue Beziehung aufgebaut worden. Keinerlei sentimentale Rückblicke, keine Anspielungen, nichts, was an Vergangenes gemahnte. Was beendet war, war abgeschlossen. Aspasie war dankbar für das Glück, das darin gelegen hatte, denn sie wußte nur zu gut, wie wenig Glück der armen Menschheit beschieden ist. Trotz der prachtvollen Szene in Rot und Gold, damals, in Susies Salon im Brevoort, sah sie absolut keine Veranlassung dafür, daß die Vergangenheit ihre Freundschaft zu einer Frau wie Susie Parkington beeinträchtigen sollte, für welche sie eine tiefe Zuneigung und große Achtung empfand. Ihr Herz hatte gar nicht mitgesprochen in jener Szene, denn sie glaubte kein einziges jener konventionellen Worte und mißachtete auch die gesellschaftliche Voreingenommenheit, aus der diese stammten. Das war echt französisch und auch sehr kultiviert. Um dieser Haltung willen achtete sie der Major mehr als irgendeine andere Frau, außer seiner eigenen, und es gab sogar Zeiten, da Aspasie die tüchtigere und vernünftigere zu sein schien.

Lange nach jener Szene zwischen den beiden Frauen hatte Susie noch empfunden, wieviel Klugheit, Führung, Verständnis und Großzügigkeit ihr entgangen wären, wenn sie damals so dumm gewesen wäre, zu sagen: »Nein, wenn Sie meines Mannes Geliebte gewesen sind, können wir nie mehr etwas miteinander zu tun haben.« Susie hatte noch nicht die

menschliche Tüchtigkeit, die Aspasie eigen war, auch nicht die große, zivilisierte Weisheit, aber sie war mit einem gesunden, sicheren Instinkt begabt, dem sie vertrauen konnte; zudem hatte ihre Jugend in Leaping Rock sie vor jener Sentimentalität bewahrt, die sie in einer halbzivilisierten Gemeinschaft wahrscheinlich angenommen hätte. Am einen Ende ihrer Erfahrung lag Leaping Rock, eine primitive, fast barbarische, in rauher Wirklichkeit verwurzelte Gemeinschaft; am anderen Ende stand Aspasie, die Verkörperung vollkommenster Zivilisation. Beides war gut; nie hatte sie das üble, halbkultivierte Land betreten, das dazwischenlag. Und dafür war sie dankbar.

So war es also Aspasie, die ihnen am Pier entgegenkam; Aspasie in dunklem Kostüm und mit sechzig Jahren schöner, als sie mit zwanzig gewesen war. Sie hatte alles angeordnet. Das Haus war geöffnet, und die Dienerschaft erwartete sie. Es waren keine Zeitungsleute bei ihrer Ankunft da, denn Aspasie hatte sie auf bezaubernde Weise irregeführt und erreicht, daß sie den großen Major Parkington nicht eher zu sehen bekämen, als bis er in seinem Palast angelangt wäre. Und der Gedächtnisgottesdienst in St. Bart war auch vorbereitet.

Sie rannte nicht weinend und händeringend auf »meine arme Susie« los. Es gab nur einen leichten Kuß auf die Wange, einen warmen Händedruck, und schon stellte sie unbefangen Fragen über die Reise, erzählte dies und jenes, gab dem Sekretär des Majors Anordnungen wegen des Gepäcks. Was sie wortlos sagte, war ungefähr folgendes: »Was geschehen ist, liegt so tief, daß wir hier nicht davon sprechen dürfen. Das kommt später. Vor allem müssen wir die zerrissenen Fäden wiederaufnehmen und weiterleben. Nur das kann uns über den Schmerz hinweghelfen und uns zur Erkenntnis bringen, daß alles Leid, das wir zu ertragen haben, eingereiht werden muß in das ganze Geschehen un-

seres Lebens, wo wir es später in der richtigen Perspektive erkennen werden. In allen Dingen, in aller menschlichen Erfahrung, im Leid wie im Unglück, ist ein Reichtum verborgen, den wir nicht mißachten dürfen, wenn das Leid uns nicht zum verzehrenden Geschwür werden soll.«

Als in jenem »schrecklichen Sommer« die Nachricht kam, Alice könne die Demütigungen ihrer Ehe nicht länger ertragen und wolle sich scheiden lassen, war es wiederum Aspasie, die kurz und sachlich sagte: »Liebste Susie, ich denke, ich begleite dich am besten nach Paris. Ich kenne mich mit den Franzosen besser aus als du.« Der Major konnte nicht mitkommen, aber er und Eddie begleiteten Susie, Mattie und Aspasie ans Schiff. Der Major ließ seine Beziehungen spielen und vertraute die Damen einem amerikanischen internationalen Anwalt in Paris namens Bates an.

Vor der Abfahrt nahm sie Eddie beiseite und sagte: »Treib es nicht arg, Eddie. Du siehst schlecht aus. Du hast abgenommen. Versuche nicht, die ganze Nacht aufzubleiben. Versuche, weniger zu trinken.« Von Weibern sagte sie nichts, obwohl sie das am meisten beunruhigte. Aber es hätte höchstens seinen Widerspruch gereizt.

Er lachte sie an und meinte: »Aber sicher, Mama. Ich werde mich zusammennehmen. Ich verspreche es. Im Herbst gehe ich ja ins Bergwerk. Bis dahin genieße ich mein Leben ein bißchen. Denn dort werde ich vermutlich nicht mehr viel Vergnügen haben.«

Sie konnte gut verstehen, daß er bei Frauen Erfolg hatte. Mit seinem roten Haar, seinen Sommersprossen und seinen blauen Augen hatte er etwas Anziehendes, fast Knabenhaftes; in Wirklichkeit war jedoch nichts Knabenhaftes mehr an ihm. Er war viel zu frühreif und wissend; in seinem jungen Körper war die ganze Gewalttätigkeit, Vitalität und Begehrlichkeit der Parkingtons, aber ungezügelt und nur

seinem eigenen Vergnügen dienend. Frauen fanden nur selten all diese Dinge in einem jungen Mann vereinigt, der außerdem noch über enorme Geldmittel verfügte, mit denen sein Vater ihn in extravaganter Großzügigkeit überschüttete.

Gus zügelte seinen Sohn in keiner Weise, auch nicht mit guten Ratschlägen. Gus, dessen Jugend wild und hart gewesen war, behauptete, ein junger Mann müsse sich austoben. Er war gewissermaßen stolz darauf, daß sein Sohn eine so berühmte Schönheit wie Shirley Seagram als Mätresse hatte; als Gus so alt war wie Eddie, hatte er sich mit Kellnerinnen begnügen müssen. Wenn es sich nur um Shirley gehandelt hätte, würde Susie sich nicht so sehr gesorgt haben, aber es waren noch andere da. Man konnte mit Eddie nicht darüber reden; Susie hätte es manchmal gerne getan, aber sie wußte, daß weder Gus noch Eddie es geduldet hätten. Für sie war das ein Kapitel, das eine Frau und Mutter niemals berühren durfte; eine gute Frau hatte diese Dinge zu ignorieren oder wenigstens so zu tun. Die beiden Männer, Gatte und Sohn, standen am Pier, bis das große Schiff den Strom hinuntergeglitten war, und schwenkten ihre Strohhüte, bis sie in der Menge nicht mehr zu unterscheiden waren. Susie fühlte einen Stich im Herzen bei diesem Abschied, und gleichzeitig war sie stolz, daß zwei solche Prachtexemplare ihr gehörten.

Als der Abend sank, spazierte sie schweigend Arm in Arm mit Aspasie auf dem Deck hin und her und versuchte, Herr zu werden über das Angstgefühl, das sie immer stärker befiel, je weiter sie sich von Amerika entfernte. Ihre Niedergeschlagenheit war voller Selbstanklage, in der Erkenntnis, daß sie als Mutter versagt hatte. Nun war sie unterwegs nach Paris, um dort die Scheidung ihrer Tochter durchzuführen, deren Ehe ein Mißerfolg gewesen war. Ihr einer Sohn hatte eine schlechte Heirat gemacht, er war ums Leben

gekommen und hatte zwei kleine Mädchen hinterlassen, und der zweite war, trotz seines Charmes und seiner Schönheit, ein Tunichtgut.

Sie versuchte zu erkennen, worin sie gefehlt hatte. Sie war nach besten Kräften eine gute und vernünftige Mutter gewesen, aber sie war machtlos gewesen gegenüber den übermächtigen Kräften, die außerhalb ihres eigenen Reiches gegen sie arbeiteten. Da war vor allem Gus mit seiner ungezügelten Freigebigkeit, seinem Egoismus, seinem Stolz auf Frau und Kinder; da war Mrs. Ogden, und da waren das Riesenvermögen, die großen Häuser in Newport und New York; da waren die Jachten und die Reporter, die Gus selbst immer ermutigte. Gerade die Schulen, in die Gus seine Kinder unbedingt hatte schicken wollen, hatten die Kinder verdorben durch ihren besonders vulgären Snobismus, ihre Überschätzung von Reichtum, Familie und Stellung. Ungeachtet all ihrer eigenen Bemühungen, hatten die Schulen eine schlimme Überheblichkeit in den Jungen gezüchtet, als stünden sie kraft ihres Reichtums über den Gesetzen, welche den gewöhnlichen Sterblichen regieren. Zwar waren weder Eddie noch Herbert wirkliche Snobs geworden; dazu waren sie zu robust, zu sehr Parkingtons, aber sie waren doch überzeugt, zu einer besonders bevorzugten Kaste zu gehören. In gewissem Sinne war dies das verborgene Ergebnis, wenn nicht sogar der Zweck von St. Bart und ähnlichen Schulen, die, noch traditionslos, sich krampfhaft bemühten, alles Englische nachzuahmen.

Alle diese Dinge hatten sich verschworen, um gegen sie zu wirken; dazu kam ihre tiefe Leidenschaft für Gus, die sie immer wieder gegen ihr besseres Urteil und gegen ihren Instinkt nachgeben und handeln ließ. Es schien ihr, daß es eine Zeit gegeben hatte, in der sie einen ganz anderen Kurs hätte einschlagen können, wenn sie die Kraft und den Mut gehabt hätte, sich zu behaupten. Das war im Sommer in

Long Branch gewesen, nach der schrecklichen Sache mit dem Ball.
Damals hätte sie sich das Recht zu diesem stillen, gesunden, einfachen Leben mit den Kindern erkämpfen müssen. Dann hätte aus den Kindern etwas werden können. Sie hätte sie den bösen Mächten entziehen können, welche späterhin ihr Leben unterminiert und verdorben hatten.
Aber je mehr sie darüber nachdachte, desto klarer erkannte sie, daß ein solcher Kurswechsel unmöglich gewesen wäre, solange sie mit einem Mann wie Gus verheiratet war, für den ein ruhiges, geachtetes Familienleben unerträglich gewesen wäre. Er mußte zwangsläufig alles, was er besaß, auch seine Frau und seine Kinder, mit sich schleppen, oder er hätte sie für immer verlassen müssen. Gus hatte gewünscht, was er bekommen hatte; er war glücklich dabei. Es kam ihr vor, als habe er nach dem ersten Schock sogar Herbert vergessen. Er lebte niemals in der Vergangenheit, sondern ausschließlich in der Gegenwart und in der Zukunft. Was vorbei war, war vorbei. Sie zweifelte keineswegs an seiner tiefen Liebe zu ihr, aber sie machte sich keinerlei Illusionen über das, was geschehen würde, wenn sie sterben sollte. Er würde eine kurze Zeit trauern, aber nur kurze Zeit; dann würde eine andere Frau in sein Leben treten, und bald würde er überhaupt nicht mehr an sie denken, außer vielleicht wenn er ihr Bild sah oder wenn jemand ihren Namen erwähnte.
Gus erschien ihr immer wie ein Wunder; er war ein natürlicher Mann und vielleicht ein Mann, wie ihn die Natur ursprünglich gewollt hatte – ein Schöpfer, ein Erzeuger, gewalttätig, gesund und gedankenlos. Manchmal wollte ihr scheinen, daß dieser Mann sein eigenes Wesen dadurch kompliziert und entstellt habe, daß er an die Zivilisation geglaubt hatte.
Und sie wußte, daß Gus und Eddie, sobald sie den Pier ver-

lassen hatten, einträchtig, Vater und Sohn, zu Delmonico oder woandershin zum Essen und Trinken gehen würden; dann würden zwei Mädchen dazukommen, Shirley Seagram vielleicht mit einer Freundin, und schließlich würde Gus ihr vielleicht treu sein und vielleicht auch nicht. Das merkwürdigste war, daß sie trotz allen Kummers diese beiden heimlich gerade um ihrer unbezähmbaren Lebensfreude willen liebte. Vielleicht war tief in ihrem Innersten sogar etwas wie Neid auf diese beiden, weil sie als Männer das Leben so voll auskosten durften. In Badgastein hatte sie sie verstanden. Und das hatte merkwürdigerweise ihre Liebe zu ihnen vertieft.
Das Schiff glitt aus der Flußmündung in die offene See, der Wind fegte übers Deck, und Aspasie, die vielleicht Susies Gedankengänge erraten hatte und daher schwieg, meinte nun: »Wir sollten uns jetzt zum Essen umkleiden, das wird dir guttun.«
Das war wieder die Französin, die aus ihr sprach, die sie in den Alltag zurückführte, welcher allein in Zeiten des Unglücks das Leben erträglich machte.

Alice hatte des Herzogs großes Haus in der Rue de Varenne verlassen und war ins Hotel Meurice übergesiedelt. Es war ein berühmtes, von Gabriel entworfenes Gebäude mit einem großen Hintergarten. Zur Zeit, da der Herzog Alice heiratete, stand der Palast leer, denn der Herzog hatte, wie vor ihm sein Vater, die ganze Inneneinrichtung, Möbel, Gemälde, Bildwerke, Gobelins, Stück um Stück verkauft, alles, was Generationen seit dem ersten Herzog de Brantès, Pair de France und Schatzmeister Franz des Ersten, zusammengetragen hatten. Der Palast war wieder instand gesetzt worden mit dem Gelde, das Major Parkington in Eisenbahnen, Bergwerken und Öl gewonnen hatte, in einem Land, das ungefähr zu der Zeit entdeckt wurde, da der erste

Brantès den Herzogstitel erhielt. Doch sein Glanz vermochte des Majors Tochter nicht zu beglücken. Susie wußte, wie sehr Alice sich eingeschüchtert fühlte inmitten eines solchen Aufwandes, Alice, die zu Einfachheit, ja zu Gewöhnlichkeit neigte. Alice hatte Susies Anpassungsfähigkeit nicht geerbt, sie vermochte nicht instinktmäßig das Richtige zu tun oder gar eine Rolle zu spielen, wie sie Susie zum Beispiel in der großen Szene mit Aspasie gespielt hatte. Alice fühlte sich einfach unglücklich und wurde immer ungeschickter. Erst gegen Ende ihres Lebens brachten sie die vielen Enttäuschungen, die Bitterkeit und die lange Gewohnheit des gesellschaftlichen Lebens zu einer Art witziger, boshafter Gelassenheit. Im Jahre ihrer Scheidung war sie nur eine linkische, eigensinnige, gewöhnliche junge Frau, die erstaunlicherweise das klassische Französisch des *Théâtre Français* sprach, wie Aspasie es sie als Kind gelehrt hatte.

Dieses farblose junge Wesen, in teuren Kleidern von Worth, die sie nicht zu tragen wußte, erwartete nun Susie und Aspasie an der Gare du Nord. Alice hatte etwas von einem aus dem Wasser gezogenen, geschlagenen Hündchen. Ihre aufgeregte Freude beim Wiedersehen mit ihrer Mutter und Aspasie war noch unerträglicher als die Verzweiflung in ihren Augen.

Susie mußte an das denken, was Aspasie am Tage der Hochzeit gesagt hatte – daß Alice ruhig den Herzog heiraten sollte, denn wenn es nicht der Herzog sei, würde sie vielleicht einen ebenso Schlimmen heiraten. – Vielleicht, dachte sie nun, wäre es besser, sie bliebe beim Herzog, so arg es auch sein mochte. Aber sie sah die Unhaltbarkeit dieses Gedankens sofort ein. Sie ging von der Voraussetzung aus, Alice gleiche ihr und habe die Fähigkeit, sich außerhalb der Sphäre ihres Mannes ein eigenes Leben zu schaffen. Aber Alice war weder klug noch erfinderisch; sie war dumm, abhängig und ohne eigene Initiative. Zudem erwies sich die

ganze Sachlage bei näherem Zusehen als bedeutend schlimmer, als Susie angenommen hatte.

Gegen Ende des Sommers wimmelte es im Meurice von Amerikanern und Engländern, die auf der Heimreise von den Jagdpartien in Ungarn und Österreich hier haltmachten, um Pariser Kleider einzukaufen. Überall, in den großen Hallen, in den Restaurants, im Lift, würde Susie Bekannte treffen; sie machte sich klar, daß sie unter so demütigenden Umständen unmöglich in diesem Hotel bleiben konnte. Schon auf der Fahrt im Taxi hatte Alice ihr mitgeteilt, daß ihr Mann die Scheidungsklage anfechten würde. Susie wußte, was das bedeutete – schmutzige Wäsche, Auseinandersetzungen, Vorwürfe, das ganze Grauen eines Skandals zu einer Zeit und in einem Lande, da eine Scheidung die größte Sensation überhaupt bedeutete.

»Bist du immer noch entschlossen, es durchzufechten?« hatte Susie gefragt, und Alice hatte mit ungewohnter Erregung geantwortet: »Ich will befreit werden von diesem Mann! Ich muß frei werden! Ich werde mich nie mehr sauber fühlen, wenn das nicht restlos und endgültig erledigt wird!« Über Alice hinweg begegneten Susies Augen dem dunklen Blick von Aspasie. Es war viel schlimmer, als sie jemals erwartet hatten.

Sobald sie im Hotel ihre Zimmer bezogen hatten und Mattie mit Einräumen beschäftigt war, sagte Aspasie, sie wolle einige Bekannte aufsuchen und würde nicht vor dem Abendessen zurück sein. Aspasie hatte Freunde und Bekannte, die sie gelegentlich besuchen wollte, aber das war nicht der Grund, weshalb sie jetzt ausging. Susie erkannte später, daß sie nur ausging, um Mutter und Tochter allein zu lassen und auch, um einiges auszukundschaften. Sie ging alle Zeitungen, Zeitschriften und *revues mondaines* kaufen, um sich ein Bild von der Stimmung zu machen – vom französischen und vom internationalen Paris.

Nachdem Aspasie gegangen war, bestellte Susie den Lunch; sie aßen, und Susie erzählte von zu Hause und versuchte, die Spannung zu lösen, damit Alice endlich alles aussprechen könnte, was augenscheinlich ihr Herz belastete. Sie hatte nicht viel Erfolg mit ihren Bemühungen; immer noch lag zwischen ihnen die gleiche Fremdheit, die wie ein undefinierbarer Nebel zwischen ihnen gewesen war, seit Alice sprechen gelernt hatte. Es schien, als wären sie gar nicht verwandt, als wäre Alice irgendein fremdes Findelkind. Beschämt und voller Reue erkannte Susie, daß wohl alles einen andern Verlauf genommen hätte, wenn Alice ein hübsches, lebhaftes und amüsantes Kind gewesen wäre. Wie hätte sie eine solche Tochter geliebt! Weil dem nicht so war, hatte Susie sich ihr Leben lang krampfhaft bemüht, etwas zu schaffen, das zu schaffen nicht möglich war; all ihre Bemühungen vertieften eigentlich nur die Kluft zwischen ihr und der Tochter.

Nach und nach wurde Susie klar, daß Alice noch fremder und abweisender geworden war als früher. Sie saß ihr gegenüber, blaß und häßlich, die Augen in verletztem Stolz und größtem Elend verdunkelt, sie sehnte sich nach Mitgefühl und Freundlichkeit und wies sie doch von sich, im Augenblick, da sie geboten wurden. In ihr wurde das ganze Elend eines in sich selbst verkapselten Menschen offenbar. Alles Geschehen bezog sich ausschließlich auf sie selbst. War das Wetter schlecht, so war diese Tatsache nur insofern wichtig, als sie sie selbst berührte. Ein solch egozentrischer Mensch mußte in seinem selbstgewählten Gefängnis verkümmern, aus dem er jede Empfindung für andere Menschen, jedes Mitgefühl ausschloß. In gewissem Sinne war es eine Abart von Gus' leidenschaftlichem Egoismus, nur invertiert und nicht andere Menschen, sondern die eigene Seele verzehrend. Susie betrachtete ihre Tochter und wurde von beschämenden Gedankengängen gepeinigt; warum,

dachte sie, ist das Leben so qualvoll ungerecht? Wenn schon eines ihrer Kinder sterben mußte, warum nicht Alice, der das Leben so gar nichts zu geben hatte, anstatt Herbert, der strahlende, lebensvolle Herbert, der das Leben leidenschaftlich liebte und mehr zu geben vermochte, als er empfing!
Sie seufzte tief und blickte auf die staubigen Spitzen der Kastanienbäume im Garten der Tuilerien. Paris, unter dem Druck von Alices Unglück gesehen, erschien ihr grau, kalt und fremd. Selbst der Bahnhof und die Straßen hatten ein anderes Gesicht, als hüllte Alices Mißgeschick alles in Nebel.
Als der Kellner erschien, bestellte Susie Champagner, in der Hoffnung, damit endlich die Spannung zu lockern und Alice zum Sprechen zu bewegen. Aber Alice lehnte ab, indem sie etwas von ihrer Leber murmelte – Susie fand es höchst überflüssig und geschmacklos, ein solches Organ überhaupt zu erwähnen, außer vor dem Arzt.
Nachdem abgetragen war und Susie ziemlich ratlos zum Fenster hinaussah, geschah es plötzlich. Alice begann zu weinen, lautlos, mit dicken Tränen auf den blassen Wangen, und dann begann sie zu sprechen. Die ganze, lang aufgestaute Geschichte brach unaufhaltsam aus ihr hervor, wie die Wassermassen durch einen geborstenen Damm. Einen Augenblick lang wandte sich Susie ihr zu, aber gleich dachte sie: Nein, ich darf sie nicht ansehen, ich darf sie nicht anrühren! Wenn ich versuche, sie zu trösten, werde ich alles verderben! Sie wandte sich also wieder dem Fenster zu und lauschte, scheinbar geistesabwesend, der ganzen, jammervollen Geschichte. Hin und wieder warf sie ein Ja oder ein gemurmeltes Wort dazwischen, aber ohne Alice zu unterbrechen, denn sie wußte, daß Alice sich endlich Erleichterung schaffen und alles erzählen mußte, wenn sie nicht den Verstand verlieren sollte. Susie ahnte schon, daß Alice auch ihrem Anwalt nichts von dem allem preisgegeben hatte,

sondern dort nur die Ehebrüche des Herzogs aufgezählt hatte. Es war eine entsetzliche Geschichte, voll dunkler Andeutungen, die Susie verletzten und von denen sie annahm, daß Alice sie nicht einmal begriff; eine lange Geschichte öffentlicher und heimlicher Demütigungen, die Geschichte von Mätressen und wilden Ausschweifungen. Manches, was Alice in Unwissenheit erwähnte, paßte zu Susies schlimmsten Erfahrungen mit der menschlichen Perversität und Lasterhaftigkeit. Was Alice wußte, war schon schlimm genug; schlimmer war noch all das, was sie nicht ahnte. Seit über zwei Jahren lebte der Herzog nicht mehr mit ihr. Er hatte ganz Paris unverfroren gezeigt, daß sie längst nicht mehr seine Gattin war und daß er nur Verachtung für sie empfand. Und während Susie die Geschichte bis zum bitteren Ende mit anhörte, wurde ihr bewußt, daß sie dieses Ende schon immer hatte kommen sehen; sie hatte nur vielleicht gehofft, Alice würde sich irgendwie verteidigen oder sich zum mindesten ein eigenes Leben aufbauen können. Aber nun wußte sie, was sie immer geahnt hatte, daß jede Hoffnung vergebens war. Alice hatte keine Kraft. Alice würde immer von Männern abhängig sein und keinen jemals zu halten oder zu meistern vermögen. Das Ende war rascher gekommen, als selbst sie befürchtet hatte.

Und während sie der kläglichen Darstellung zuhörte, wurde sie auch gewahr, wie hilflos die junge Frau war – die tatsächlich nichts gelernt hatte, seit sie am Tage ihrer Heirat das Elternhaus verließ. Erfahrung hatte sie nichts gelehrt, es war unmöglich, ihr etwas zu erklären. Man hätte denken können, sie habe beschlossen, unglücklich zu sein und darin eine gewisse perverse Genugtuung zu finden, die ihr sonst im Leben versagt blieb.

Schließlich endete die trostlose Erzählung in einem wilden Ausbruch hysterischen Schluchzens. Susie wandte sich ihrer Tochter zu, ging zu ihr und nahm die zitternde Gestalt in

ihre Arme. »Von jetzt an«, sagte sie beruhigend, »mußt du die ganze Angelegenheit mir und Aspasie überlassen. Du mußt versuchen, nicht mehr daran zu denken. Bist du sicher, daß er die Absicht hat, die Scheidungsklage anzufechten?«
»Er hat sich einen ganzen Plan zurechtgelegt. Er hat sogar einen Beweis gegen mich ausgearbeitet, mit dem er mich der Untreue bezichtigt.«
Susie überlegte einen Augenblick und meinte dann sachlich: »Und stimmt das?«
Alice schaute erstaunt zu ihr auf. »Nein. Natürlich nicht. Ich habe mit ein oder zwei Männern, die freundlich zu mir waren, Freundschaft geschlossen. Das ist alles.«
»Du warst nicht unvorsichtig?«
»Nicht daß ich wüßte. Ich bin kein Anwalt.«
Es war deutlich genug, daß Alice keine Ahnung hatte, welche Rolle eine Unbedachtsamkeit für einen Anwalt oder ein Gericht spielen konnte. Es war nur zu deutlich, daß sie völlig hilflos war, in einem Lande, dessen Gesetze ganz anders waren als in Amerika. Susie dachte: Eigentlich ist alles die Schuld von Gus ... Gus' wilde Freigebigkeit und seine Manie, alles immer in großer Aufmachung zu präsentieren ... als wollte er seinen Erfolg und seinen Reichtum in alle Welt hinausposaunen. Hätte er nicht so sinnlos viel Geld an den Herzog verschwendet, würde der Herzog nicht wagen, Gegenklage einzureichen.
Es gab immerhin noch die Möglichkeit, ihn mit Geld abzufinden, aber das war nicht nach Susies Wünschen. Tief im Innersten fühlte sie sich schwer beleidigt, ähnlich wie damals durch Norah Ebbsworths Benehmen. Alices Geschichte war voller Bosheit und bewußter Grausamkeit, Dinge, die Susie niemals ertragen konnte. Sie würde nicht versuchen, den Herzog zu kaufen; das wollte sie erst tun, wenn gar kein andrer Ausweg übrigbliebe. Sie hatte einen besseren Plan, doch mußte sie zuvor mit Aspasie darüber sprechen.

»Leg dich jetzt ein wenig nieder«, sagte sie zu Alice. »Ich will Theaterkarten besorgen, und wenn Aspasie heimkommt, wollen wir uns nach einer Wohnung oder einem kleinen Haus umsehen. Wir können unmöglich zu dieser Jahreszeit in einem solchen Hotel bleiben. Es gibt da zuviel Bekannte. Geh nun und ruhe dich aus und überlaß das alles Aspasie und mir.«
Und dann küßte Alice sie, zum erstenmal in ihrem Leben, von sich aus und mit fast hysterischer Inbrunst. »Wenn du wüßtest, was das ausmacht, daß du hier bist«, sagte sie bewegt. »Jetzt sieht alles anders aus. Ich fühle mich nicht länger verlassen. Ich kann alles in deine Hände legen.«
Es war das erstemal, daß etwas wie gegenseitiges Verstehen aufflammte, das erstemal, daß die Spannung zwischen ihnen nachließ. Es würde lange währen, bis sie sich wirklich verstünden; sie würden sich wohl erst vollständig verstehen, wenn Alice eine alte Frau wäre.

Zum Tee erschien Aspasie unerwartet, vollbeladen mit Zeitungen und Zeitschriften und mit der Nachricht, daß die ganze Sache viel, viel schlimmer sei, als sie befürchtet hatten. Die Scheidung war Stadtgespräch. Sie wurde in jeder *revue mondaine* erwähnt. Einige nahmen Partei für die junge Amerikanerin gegen den ausschweifenden Gatten; andere meinten, sie habe, was sie verdiente, dafür, daß sie sich mit Geld in eine altadelige Familie eingekauft habe. Doch dabei blieb es nicht; phantasiebegabte oder erpresserische Reporter machten dunkle Andeutungen über Orgien, über ihre lesbischen und seine androgynen Neigungen. Sogar in ernsten politischen Zeitungen wurde die Scheidung erwähnt; die Konservativen zitierten sie als Beispiel für die üblen Folgen der Mißachtung alter Traditionen; die römisch-katholische Presse brandmarkte die Mischehen als Wurzel allen Übels; die Radikalen schlachteten den Skandal als glänzendes Bei-

spiel für die zersetzende Macht des Kapitalismus aus. Paris hatte seit der Verurteilung und dem Selbstmord des Herzogs von Praslins keinen so ausgiebigen Skandal mehr gehabt.
Bedrückt und beunruhigt durchblätterten Susie und Aspasie die ganzen Zeitungen; Aspasie schämte sich der lüsternen Skandalsucht ihrer Landsleute und der unverfrorenen Klatscherei der Zeitungen. Susie wunderte sich nur, daß ein so unscheinbarer und nichtssagender Mensch wie Alice so viel Aufsehen zu erregen vermochte. Merkwürdig war, daß Alice die Angriffe gar nicht zu bemerken schien; man mußte annehmen, daß sie so tief in ihrem eigenen Elend vergraben war, daß ihr die Meinung einer Welt, in der sie kaum eine Nebenrolle gespielt hatte, völlig gleichgültig blieb.
Nach der unerfreulichen Zeitungslektüre überlegten die beiden Frauen, was nun weiter zu geschehen habe.
»*C'est honteux*«, sagte Aspasie, »die Franzosen können gleichzeitig das edelste und das gemeinste Volk sein.«
Susie machte sich nicht viel aus den französischen Zeitungen. Alices Gastspiel in diesem Lande schien sowieso beendet, und sie bedauerte es nicht einmal. Sie fürchtete vielmehr die amerikanischen Zeitungen, die entsetzlichen, sensationslüsternen Sonntagsbeilagen und ihre Schlagzeilen. »*Wieder ein amerikanisches Mädchen, das sich einen Titel kaufte.*« Fast wünschte sie den Major herbei, der wohl mit der Situation fertig geworden wäre, aber nach kurzer Überlegung kam sie zu der Erkenntnis, daß nichts schädlicher wäre als Gus' Anwesenheit in diesem Augenblick; er würde in seiner Wut und seiner Verachtung gewalttätig werden und alles noch verschlimmern. Nein, mit dieser Angelegenheit mußten sie und Aspasie fertig werden.
Abends gingen sie nicht ins Theater. Alice erwachte nicht einmal zum Dinner, und Susie weckte sie nicht. Es schien, als hätte die Aussprache mit ihrer Mutter ihr seit Monaten die erste Erleichterung und Entspannung gebracht und

damit den ersten tiefen Schlaf. Susie und Aspasie speisten in ihrem Privatsalon, und nach dem Essen entwarfen sie ihren Aktionsplan. Darin spielte das Geld eine große Rolle; es galt, sich skrupelloser Menschen zu bedienen, die Welt in jeder Hinsicht gut zu kennen, vor Erpressungen nicht zurückzuschrecken und ganz besonders rasch zu handeln. Sie waren sich einig, daß es galt, keine Zeit zu verlieren.

Morgen würde Susie die betreffenden Anwälte sprechen, und Aspasie würde eine Wohnung suchen und außerdem vier oder fünf möglichst skrupellose Detektive auftreiben. Das dürfte in Paris nicht schwer sein. Susies Aufgabe war bedeutend schwieriger; sie mußte ein Zusammentreffen mit dem Herzog herbeiführen. Bei all diesen Plänen sollte Alice nicht in Erscheinung treten.

Die beiden Frauen machten sich an die Arbeit. Die Wohnung war leicht zu finden gewesen. Nach einer Rücksprache mit Alices Anwälten mußte Susie sich klarmachen, daß von dieser Seite nicht viel Hilfe zu erwarten war. Die amerikanischen Anwälte waren ältere Herren, denen ihre Stellung im Traveller-Klub und an der Gesandtschaft bedeutend wichtiger war als der Kampf um die Rechte ihrer Klientin; es war sofort klar ersichtlich, daß sie, wenn nicht das riesige Honorar gelockt hätte, am liebsten gar nichts mit einer so skandalösen Affäre zu tun gehabt hätten. Ihre französischen Teilhaber, nette ältere Herren von einer bedrückenden Respektabilität, waren nicht viel mehr als Buchhalter; im Telefonbuch standen sie nicht nur als *avocats*, sondern auch als *hommes de lettres*. Was Susie brauchte, waren die Detektive. Einer von ihnen sah aus wie ein vornehmer Leichenbestatter; während der ganzen Dauer der Unterredung wusch er sich ununterbrochen die Hände, als hätte er einen Flecken auf der Seele, den er durch diese Trockenwäsche wegzubekommen hoffte. Der zweite war ein untersetzter,

dunkler Mann mit einem nervösen Tic und von brutalem Aussehen. Einer hieß Monsieur Blanc, ein durchaus harmloser Name, und der andere, der Leichenbestatter, nannte sich Monsieur Trévillac, ein adelig klingender bretonischer Name, über dessen Unechtheit weder Susie noch Aspasie die geringsten Zweifel hegten. Die beiden Herren versprachen, alles ausfindig zu machen, was gewünscht wurde. Da sie von Berufs wegen einen beträchtlichen Teil ihrer Zeit bereits in den Lasterhöhlen der Pariser Unterwelt zubringen mußten, besaßen sie schon ein ansehnliches Dossier über den Herzog, behaupteten sie. Man sammelte und ordnete solche Dinge. Man konnte nie wissen, wann man sie einmal würde brauchen können. Als sie herbeitrugen, was sie an Material so beiläufig schon gesammelt hatten, stellte Susie fest, daß sie damit besaß, was sie für ihre Zwecke brauchte. Als die Herren unter Bücklingen rückwärts zur Tür hinausgegangen waren, setzte sich Susie, um mit Aspasies Hilfe einen Brief an den Herzog zu schreiben, worin sie ihn um eine Unterredung ersuchte. Sie sandten einen Boten damit zum Herzog, und die Antwort wurde ebenfalls durch einen Boten überbracht.

Der Herzog sei entzückt, seine Schwiegermutter wiederzusehen, nichts würde ihm ein größeres Vergnügen bereiten, aber er könne ihren Vorschlag, ihn zu besuchen, unter keinen Umständen annehmen; Pflicht und Anstand verlangten, daß er sie aufsuche. Sie möge Zeit und Stunde bestimmen. Das Schreiben mißfiel ihr sehr. Sie fand, es sei jetzt nicht der Augenblick, Höflichkeiten und Schmeicheleien spielen zu lassen.

Der Herzog erschien am nächsten Nachmittag um vier Uhr. Susie war allein in der Wohnung. Sie hatte nicht gewünscht, daß Alice zugegen wäre; das hatte noch einen tieferen Grund: sie führte etwas Beschämendes im Schilde, etwas, das ihrer ganzen Wesensart zuwiderlief. Es würde schon

ohnehin schwer genug durchzuführen sein; die Anwesenheit einer dritten Person, selbst Aspasies, die alle Einzelheiten des Planes kannte, hätte ihr dessen Ausführung unmöglich gemacht.

Als sie den Salon ihrer Wohnung, Rue de Tilsit, betrat, stand er am Fenster und blickte auf die Straße hinunter. Er hörte sie nicht kommen, und sie blieb einen Augenblick beobachtend stehen; unter dem Arm hielt sie das verhängnisvolle Dossier der Herren de Trévillac und Blanc. Als sie endlich das Schweigen brach, nannte sie ihn weder »Jacques« noch »Schwiegersohn«. Leise sagte sie: »Monsieur le Duc«. Ironie und Beleidigung lagen in dieser Anrede.

Doch im Augenblick, da er sich umwandte und sie sein Gesicht sah, fühlte sie ihre Bitterkeit dahinschmelzen; er war außerordentlich anziehend, wie das bei ausschweifenden Männern recht oft der Fall ist; seine bloße Gegenwart, sein spöttisches, schmeichelndes Lächeln rissen jeden Widerstand, alle moralischen Prinzipien nieder. Es war nicht die überwältigende physische Anziehungskraft eines Mannes wie des Majors; der Charme dieses Mannes war viel einschmeichelnder und gefährlicher, einladend, verführerisch – der Charme eines sehr gut aussehenden, skrupellosen Mannes, der vor nichts haltmacht.

Er durchquerte das Zimmer und beugte sich über ihre Hand zum Handkuß. »Ich bin entzückt, Sie wiederzusehen, *belle-mère*. Es ist keine leere Schmeichelei, wenn ich behaupte, daß Sie eine der Frauen sind, die wiederzusehen ich mich immer sehne.«

Es kam ihr wieder zum Bewußtsein, daß sie ja nur wenig älter war als er und daß es fast grotesk erscheinen mußte, ihm gegenüber als Schwiegermutter aufzutreten. Und innerlich etwas beschämt gab sie sich Rechenschaft darüber, daß sie sich für diese Begegnung besonders sorgfältig angezogen hatte. Sie schämte sich plötzlich, so weiblich und fast lieder-

lich zu sein; dennoch freute sie sich, daß er sie noch immer anziehend fand.
»Danke, Jacques. Schmeicheleien können Sie sich sparen. Die sind im Augenblick nicht angebracht.«
Sie bat ihn, Platz zu nehmen, und fuhr fort: »Dies ist eine sehr peinliche Angelegenheit. Ich hatte zwar nicht erwartet, daß diese Ehe glücklich würde, aber ich hatte gehofft, daß zum mindesten die Fassade gewahrt bliebe.« Sie legte das Dossier neben sich auf den Tisch und nahm wahr, daß der Herzog jede ihrer Bewegungen beobachtete, während er sprach.
»Ich kann Ihnen versichern, *belle-mère*, daß ich mich redlich bemüht habe, das Beste aus der Situation herauszuholen. Sie können mir das glauben oder nicht.«
»Es ist aber sehr schlimm herausgekommen.«
Er wich ihrem Blick aus, und seine schönen, etwas überzüchteten Züge wurden ernst. Der Ernst gab ihm fast einen Ausdruck der Traurigkeit.
»Ich habe mein Bestes getan«, wiederholte er. »Aber vielleicht war es doch nicht genug. Haben Sie jemals längere Zeit mit Alice gelebt? Haben Sie jemals einen Abend allein mit ihr zugebracht?«
Sie merkte, worauf er hinauswollte, und wußte die Falle zu vermeiden. Man konnte unmöglich behaupten, Alice sei amüsant, witzig oder auch nur gesellig. Sie sagte: »Nun, schließlich ist Alice meine Tochter.«
»Es schwebt wie ein Verhängnis über ihr«, gab er zurück. »Bitte, glauben Sie mir, ich habe keinerlei Haß gegen sie. Wenn ich überhaupt von Gefühlen reden soll, so kann es sich höchstens um Mitleid handeln, und auch dem suche ich bewußt auszuweichen. Mitleid mag eine hohe Tugend sein, aber es kann manchmal auch eine sehr qualvolle Angelegenheit werden. Ich erhebe keinerlei Anspruch auf Tugend. Ich weiß nur eins: ich habe nur ein einziges Leben zu leben.

Ich bin schon neununddreißig; das ist viel für einen Mann, der so gelebt hat wie ich. Von Selbstkasteiung halte ich nicht viel. Ich habe mich um Alice bemüht. Es war ein Mißerfolg. Es war von Anfang an ein Elend. Nichts kann das aufwiegen.«

»Auch nicht eine Jahresrente von einhunderttausend Dollar?« warf Susie ein. Ihr Ton war absichtlich verletzend. Aber sie mußte sich dazu zwingen und schämte sich dessen.

»Das kann meinen Leib für eine Weile kaufen, aber niemals meine Seele. Es gibt Zeiten, da die Vergewaltigung der Seele den Körper impotent und unfähig macht.«

Sie vermochte darauf nichts zu erwidern. Sie dachte: Was er sagt, ist zumindest ehrlich, wie skrupellos auch seine Beweggründe sein mögen und wie verderbt sein Charakter. Daß sie in ihrer eigenen, unbestechlichen Ehrlichkeit nicht abstreiten konnte, was er über Alice sagte, erleichterte ihre Aufgabe keineswegs.

Sie hörte ihn weitersprechen: »Alice verlangt ja gar keine Liebe, *belle-mère*. Sie vermag Liebe weder aufzunehmen noch zu erwidern. Ich bin doch weder abstoßend noch ungeschickt. Wenigstens behaupten das Frauen, die Erfahrungen auf diesem Gebiet haben. Aber jedesmal, wenn ich mich Alice näherte, duldete sie es widerwillig wie eine Gemeinheit oder, was schlimmer ist, als etwas unendlich Langweiliges. Was sie verlangte, war weder ein Liebhaber noch ein Gatte, sondern jemand, der ihr beim Nichtstun Gesellschaft leisten sollte, bei absolutem Nichtstun, endlose Abende lang. Sie wollte einen Mann haben, den sie der Welt als ihr Eigentum vorführen könnte. Es war unerträglich, *belle-mère*. Ich weiß wohl, daß ich ein ungeduldiger Mensch bin, aber ich habe es redlich versucht.«

Aus seiner Stimme klang ehrliche Not, ja, etwas wie Leiden; es rührte sie trotz ihrer Bitterkeit. Es wurde ihr klar, daß Alices egozentrisches Wesen, ihre Geistlosigkeit ihm zur

Qual geworden waren. Ihr selbst wäre es nicht anders ergangen, wenn sie statt Gus einen langweiligen, passiven, konventionellen Mann geheiratet hätte. Ihr Gegenspieler aber war, trotz seiner Skrupellosigkeit und Verderbtheit, einer von jenen, die mit Geist und Intelligenz gesegnet sind und daher irgendwie zu den Auserwählten zählen.

»Wenn das alles stimmt«, sagte sie endlich, »warum in aller Welt strengen Sie dann Gegenklage an?«

Einen Augenblick verharrte er, die Augen mit der Hand beschattet, in Schweigen. »Das ist schwer zu beantworten«, sagte er dann. »Besonders schwer, weil Sie als Amerikanerin es kaum verstehen können. Ich hasse Alice nicht. Für mich bedeutet Scheidung ein Problem, das für Sie drüben kaum existiert. Daß Alice mir keinen Erben geschenkt hat, ja, daß sie unfähig zu sein scheint, überhaupt ein Kind zu haben, ist schon ein Punkt, obwohl für mich vielleicht weniger wichtig als für manchen anderen Mann. Der Name wird trotzdem nicht aussterben. Wie Sie wissen, habe ich zwei Neffen. Ich bin gar nicht überzeugt, daß es so wünschenswert ist, Kinder in eine Welt zu setzen, die ich persönlich nie besonders befriedigend gefunden habe und die außerdem immer schlimmer wird und aus den Menschen nichts als ein Heer von Mittelmäßigen macht. Aber ich halte nichts von einer Scheidung. Selbst wenn Alice vor den zivilen Gerichtshöfen den Scheidungsprozeß gewinnt, hat das für mich nichts zu bedeuten. Mich kann nur eine Ungültigkeitserklärung von Rom frei machen. Deshalb ist mir mit einer Ehescheidung keineswegs geholfen. Und übrigens braucht es dazu, das sage ich ganz offen, Geld, sehr viel Geld.«

Sie fing an, ihn zu verstehen. Er war außerordentlich offen, wie nur Franzosen es zu sein vermögen. Sie fand trotz allem einige Genugtuung darin, mit einem Mann zu kämpfen, der ohne Heuchelei handelte. Jetzt ist die Zeit zu handeln gekommen, dachte sie.

Sehr ruhig sagte sie: »Es wird überhaupt kein Geld geben, Jacques. Mein Mann ist viel zu freigebig gewesen, von Anfang an. Geld bedeutet ihm gar nichts. Man muß es nur haben und rollen lassen. Er hat keine Ahnung, wie reich er ist, und so wirft er eben mit Geld um sich. Er begreift nicht, wieviel Gutes man mit Geld tun kann und wieviel Böses – wie unendlich viel Böses.«

Sie beobachtete ihn und las seine Gedanken. Er war ganz getrost zu diesem Rendezvous gekommen, in der Annahme, daß sie ihn kaufen wolle. Dann hatte er das Dossier auf dem Tisch bemerkt und fühlte sich beunruhigt. Es schien seine Blicke zu bannen, er konnte sie, selbst während er sprach, nicht davon abwenden. Er hat schon früher solch ein Dossier gesehen, dachte sie. Er hat es nicht zum erstenmal mit einer Erpressung zu tun. Mit ruhiger Stimme sprach sie weiter, aber sie fühlte etwas wie eine böse Genugtuung in sich. »Wahrscheinlich käme es sogar billiger, Sie zu kaufen«, sagte sie. »Aber das liegt nicht in meiner Absicht. Verstehen Sie mich gut, Geld hat bei der ganzen Sache nicht viel zu bedeuten. Mein Mann verfügt gegenwärtig schätzungsweise über zwei Billionen Francs. Er braucht sie nicht zu sparen. Er macht immer neues Geld, es rollt ihm ohne weitere Mühe aus aller Herren Ländern täglich zu. Eine Billion Francs auf diese Angelegenheit zu verwenden, bedeutet ihm gar nichts.«

Sie war absichtlich so kraß, weil es ihren Zwecken diente, und sie sah, daß ihre Methode bereits anfing, Erfolg zu haben. Die astronomischen Zahlen verfehlten ihre Wirkung auf sein sparsames französisches Gemüt und seine logisch denkende Intelligenz nicht.

»Sie sind sich doch darüber im klaren, daß man mit einer Billion Francs alle Pariser Zeitungen aufkaufen könnte, und ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß die meisten – so schandbar das auch klingen mag – immer feil sind.« (Diese

wichtige Information hatte sie von Aspasie, zusammen mit anderen wichtigen Ratschlägen, vor Beginn der Unterredung erhalten.)
Langsam stahl sich ein Lächeln in sein Gesicht, ein merkwürdiges Lächeln, halb amüsiert, halb bewundernd; und wieder fühlte sie sich von seiner perversen Ehrlichkeit bezaubert; er hatte vorgehabt, sie zu erpressen und sich für teures Geld abfinden zu lassen, sehr höflich und ritterlich natürlich, und nun wurde ihm klar, daß sein Plan fehlgeschlagen war und das Spiel sich gegen ihn zu wenden begann. Und es regte ihn nicht einmal sonderlich auf. Er genoß den Kampf und das Wortgeplänkel und bewunderte seine Schwiegermutter grenzenlos. Er war ohne Hoffnung, blieb aber liebenswürdig.
»Jawohl, *belle-mère*, das alles ist mir klar.«
»Und Sie begreifen, daß Alice nicht die Absicht hat, weiterhin in Frankreich zu bleiben. Was immer passiert, ihr kann es nichts anhaben. Ich bezweifle sogar, daß sie jemals als Touristin nach Frankreich zurückkehren möchte.«
»Ja, *belle-mère*.«
Nun war der Augenblick gekommen. Sie streckte die Hand nach dem Dossier aus, und sein Lächeln wurde womöglich noch strahlender.
»Das da«, meinte er, »ist vermutlich ein Dossier über meine Missetaten.« – »Genau das.«
Langsam löste sie das Band, das die Akten zusammenhielt.
»Sie spielen gut«, warf er bewundernd ein.
»Das schlimme mit Ihnen, Jacques, ist, daß Sie keinerlei Moral haben...«
»Nein, *belle-mère*, nicht die geringste!« Sein Ausdruck wurde plötzlich ernst. »Moralische Grundsätze müssen wohl aus einem moralischen Hintergrund erwachsen. So etwas habe ich nie gekannt. Meine Mutter war eine liederliche Frau. Ich weiß nicht einmal sicher, wer eigentlich mein Vater war.

Ich habe nie begriffen, warum ich mir ein Vergnügen versagen sollte. Unser Körper ist die Ursache vieler Leiden. Ist es da nicht nur gerecht, daß er uns auch möglichst viel Freude verschafft? Es welkt und stirbt alles viel zu schnell. Man muß es genießen, solange man es noch vermag.«
»Welch eine Philosophie!« spottete sie, »Selbstachtung spielt darin gar keine Rolle.«
»Was ist Selbstachtung? Sie besteht darin, die von anderen Leuten aufgestellten Grundsätze des Benehmens anzuerkennen und ihnen nachzuleben. Das interessiert mich nicht im geringsten. Ich bin ein Individualist, vielleicht ein Anarchist.«
»Ein *voyou* sind Sie.« Aber sie konnte nicht umhin, seine Gesellschaft als äußerst angenehm und anregend zu empfinden.
Die Akten lagen nun offen vor ihr auf dem Tisch. Monsieur Blanc und Monsieur Trévillac hatten saubere, wirkungsvolle Arbeit geleistet. Sogar ein alphabetisches Register war vorhanden, nach Lastern und nach Namen mitbelasteter Personen angelegt. Es war eine geradezu phantastische, aber äußerst fesselnde Aufstellung.
»Ich denke, wir sollten besser in unserer geschäftlichen Sache weiterfahren«, sagte sie. »Kennen Sie eine Madame Lazare, die in der Rue Blanche ein etwas merkwürdiges Etablissement unterhält?«
Er lächelte, ohne zu antworten, und sie wandte das Blatt um.
»Dann Madame Célestine in Marseille. Sie hat dort sowie in Tunis ein Etablissement. Ihre Tätigkeit fällt unter den Code Napoléon, und ihre Kunden sind, wie sie selbst, strafbar.« Sie blickte zu ihm auf und fuhr fort: »Sie müssen bedenken, daß es sich in all diesen Dingen nicht nur um Sie handelt. Ein Exposé würde die Namen andrer bekannter Männer veröffentlichen – einiger Bankiers und mindestens eines Ministers. Es würde ein enormer Skandal daraus entstehen, für den man Sie verantwortlich machen würde. Ihre Beliebt-

heit würde darunter leiden. Ich nehme an, daß sowohl der Jockei- als auch der Traveller-Klub auf die Ehre Ihrer Mitgliedschaft verzichten würden.« Er lächelte immer mehr, und sie bemerkte, daß er überhaupt kaum zuhörte. Er begnügte sich damit, sie zu beobachten.
»*Suivi*«, warf er ein.
Sie wandte Blatt um Blatt: »Da ist ein Lump in der Rue de Lappe, Pépé le Marteau genannt. Eine besonders schmutzige Geschichte ... besonders für einen berufsmäßigen Herzensbrecher in einem Lande wie diesem.«
Der Herzog erhob sich und meinte: »Ich sehe schon, was Sie wollen. Lassen Sie's gut sein. Sie könnten mir ja noch ein paar weitere Namen vorlesen, nur um zu beweisen, wie gründlich die Aufstellung ist, aber ich möchte Ihre Zeit nicht unnötig beanspruchen. Ich muß zugeben, daß Ihre beiden Spürhunde außerordentlich geschickt und sehr rasch gearbeitet haben.«
Sie klappte das Aktenbündel zu. »Das meiste hatten sie auf Lager. Augenscheinlich ist das ihr Beruf, genaue Aufzeichnungen über das Tun und Lassen möglichst vieler Prominenter zu haben. Sie sollten gelegentlich bedenken, Jacques, daß Sie der Herzog de Brantès sind, ein Mann der vornehmen Welt und Gatte einer amerikanischen Milliardärin. Ich habe mir sagen lassen, daß solche Dinge für gewisse Leute, wie Monsieur Blanc und seinen Freund, eine geschäftliche Investition bedeuten. Sie halten ihre Kenntnisse für den Tag bereit, da sie irgend jemandem damit dienen können.«
»Sie haben gewonnen, *belle-mère*«, rief er aus. »Und wie gesagt, Sie haben Ihre Rolle blendend gespielt. Mein Anwalt wird sich mit dem Ihrigen verständigen.« Er lächelte wieder. »Nur eins möchte ich noch wissen.«
»Ja?«
»Wie in aller Welt haben Sie so genau gewußt, was Sie tun mußten? Wie haben Sie gewußt, wo man solche Leute wie

Blanc und Konsorten findet?« Und da sie nicht antwortete: »Hat Aspasie das herausgefunden?«
»Wer sie ausfindig gemacht hat, ist unwichtig.«
Er küßte ihr die Hand. »Auf Wiedersehen, *belle-mère*. Es tut mir leid, daß es so kommen mußte. Ich glaube, Sie und ich, wir hätten ein wunderbares Paar abgegeben. Zusammen hätten wir enorm viel erreichen können. Ich werde Ihnen ab und zu schreiben.«
»Auf Wiedersehen, Jacques.« Sie klemmte das Aktenbündel unter den Arm. »Und alles Gute.«
Und dann war er fort, und sie hätte ihn am liebsten zurückgerufen: »Geh noch nicht fort! Bleib noch ein wenig und laß uns plaudern. Nun, da die peinliche Sache in Ordnung ist, können wir uns doch noch ein wenig aneinander freuen.« Leute wie Jacques trifft man nicht so oft; die meisten Menschen sind langweilig und öden einen mit ihrer geistlosen Unterhaltung an. Sie hörte die Tür ins Schloß fallen und wußte, daß er nun wirklich gegangen war; und plötzlich fühlte sie sich entsetzlich müde und einsam.
Das war das letztemal, daß sie ihn sah; später kamen drei-, viermal im Jahr amüsante, schmeichelhafte Briefe von ihm, und dann wurde er bei Verdun getötet. Nicht einmal vor Gericht war er erschienen; seine Anwälte hatten Anweisung erhalten, nichts anzufechten, und sie erfuhr nie, ob er seine Pläne wegen der drohenden Erpressung oder um ihretwillen aufgegeben hatte. Dies nicht feststellen zu können, plagte sie zeit ihres Lebens.
Mit der Scheidung war jedoch der »schreckliche Sommer« nicht zu Ende. Ende September reiste sie mit Alice und Aspasie nach Hause. Der Major und sein Sekretär kamen im Hafen an Bord. Sie hatte ihn nicht erwartet und war daher in ihrer Kabine; er ließ Aspasie rufen, bevor er zu Susie ging, denn was er ihr mitzuteilen hatte, war mehr, als seine Kraft und sein Mut vermochten. Zum erstenmal in

seinem Leben war selbst seine große Vitalität, sein grenzenloser Egoismus nicht genügend.
Er hatte keinen Sohn mehr. Denn Eddie war nun auch gestorben, in einem Bergwerksstädtchen in Montana. Erst einen Monat später erfuhr Susie, daß ihr Junge sich erschossen hatte, und viele Jahre später erst entdeckte sie, daß er nicht länger zu leben gewünscht hatte, weil er an einem Übel erkrankt war, über welches zu jener Zeit in der guten Gesellschaft nicht gesprochen wurde. Das was das Ende seiner wilden Lebensfreude.
Nach seiner Beerdigung zog sie sich mit Mattie nach Portsmouth ins Rockingham Hotel zurück, um sich wie ein wundes Tier zu verbergen, an einem Ort, wo niemand sie kannte. Es gab so vieles durchzukämpfen und zu klären, bevor sie wieder die Kraft hatte, mit Gus weiterzuleben. Als sie endlich zurückkehrte, fühlte sie in sich eine völlig neue, unbekannte Kraft; nach diesem Sommer, das wußte sie nun, würde sie nichts mehr wirklich tief zu treffen vermögen. Und nun lag Mrs. Parkington im tröstlichen Dunkel ihres Zimmers, allein und schlaflos, und wußte plötzlich, daß die alten Wunden endlich vernarbt waren, denn nun, mit vierundachtzig Jahren, hatte die Erinnerung an den »schrecklichen Sommer« nicht mehr die Macht, sie so tief, fast physisch zu schmerzen wie früher. Alles lag nun fern und verschleiert, wie eine Landschaft im Nebel. Und es gehörte alles mit zu dem außerordentlichen Reichtum ihres Lebens. Vielleicht werde ich eines Tages Eddie und Gus und Herbert wiedersehen, dachte sie. Wer weiß? Vielleicht werde ich sie in einer anderen Welt wiedersehen, nicht wie sie waren, sondern als vollkommenere Geschöpfe. Vielleicht werde ich selbst in jener Welt eine bessere Frau sein – weniger eitel und weniger hart, verständnisvoller, stärker und weiser, als ich es in dieser Welt gewesen bin.
Erst gegen Morgen schlief sie ein.

11

Sie wurde von Mattie geweckt, die das Frühstückstablett neben dem Bett abstellte. Als Mattie guten Morgen sagte, merkte sie, daß es bedeutend freundlicher klang, und sie freute sich darüber, denn Matties Stimmungen hatten einen leider völlig unkontrollierbaren Widerhall in ihr. Als Mattie die Vorhänge zurückzog, sah sie, daß es ein schöner Tag war, und auch das stimmte sie zuversichtlicher. Es würde ein sehr strenger Tag werden, aber manchmal war es besser, man hatte viel zu tun und keine Zeit zum Grübeln. Sie wußte, daß dies Gus' größte Stärke gewesen war; er grübelte nie; er war immer voll beschäftigt, bis zuallerletzt. Er verstand nicht einmal viel von Geschäften, denn er war vor allem ein Spieler, aber er wußte, wann und wie er zu handeln hatte.

Trotz der fast schlaflosen Nacht fühlte sich Mrs. Parkington merkwürdig frisch, vielleicht weil sie sich in den dunklen Nachtstunden endlich von den Erinnerungen an den »schrecklichen Sommer« befreit hatte. Sie erwachte wie neu belebt und gereinigt, freier und stärker als sonst. Es war wie eine Art Wiedergeburt, ein Gefühl, wie sie es vor vielen, vielen Jahren gehabt hatte, wenn sie als junges Mädchen aus dem Schlaf erwachte, zu einer Zeit, da noch keine Vergangenheit sie mit bangen Ahnungen für die Zukunft zu erfüllen vermochte.

Sie sagte zu Mattie: »Am besten sagst du Miß Beasely, sie soll um zehn kommen statt erst um halb elf. Das gibt uns eine halbe Stunde mehr Zeit für all das, was zu tun ist.«

Mattie sah sie prüfend an, als wollte sie sagen: »Was ist denn mit Ihnen los seit gestern abend?« Aber sie sagte nur: »Halten Sie das für klug, Madam?«

»O ja, Mattie. Ich fühle mich sehr gut heute früh, fast fröhlich.«

»Sie übertreffen alles, was je dagewesen ist, Mrs. Parkington«, sagte Mattie, und ihre Herrin fühlte sich sehr befriedigt, daß sie endlich einmal Matties Anerkennung gefunden hatte. Der Tag ließ sich wirklich gut an. Die Zeitungen waren allerdings nicht erbaulich. Der Krieg ging immer schlechter, und sie dachte: Wir werden nicht darum herumkommen können, unerbittlich nähert er sich uns, seit zwanzig Jahren oder mehr – oh, unendlich länger als das.

Wenn sie zurückdachte, wollte es ihr scheinen, als seien schon 1910 oder 1911 Anzeichen dafür vorhanden gewesen, sogar noch früher, zu der Zeit ihrer Freundschaft mit dem Prinzen. Auch der Prinz hatte es kommen sehen, obwohl ihm selbst damals noch vieles unklar geblieben war, was sich erst nach und nach deutlicher abgezeichnet hatte, lange nach seinem Tode.

Weil sie sich an diesem Morgen so frisch fühlte, wünschte Mrs. Parkington wieder einmal, weiter und weiter leben zu dürfen, um zu sehen, was aus diesem trostlosen, bedrückenden, chaotischen Durcheinander werden würde. Vielleicht würde eine strahlend schöne, saubere, anständige neue Welt aus all diesen Leiden erstehen, und das war etwas, das sich zu sehen lohnte. Zu anderen Zeiten, wenn sie sich weniger wohl fühlte, hatte sie nur den Wunsch, still in ihrem Bett sterben zu dürfen, ehe auch ihr Land in das Elend des Krieges und in die Wirren und die Bitterkeit des Friedens gerissen würde.

Aber an diesem Morgen fühlte sie sich geradezu leichtsinnig; selbst die betrübenden Nachrichten über neue Niederlagen ihrer Freunde, der Engländer, und neues Elend ihrer

Freunde, der Franzosen, vermochten sie nicht zu bedrücken. Heutzutage, dachte sie, ließen sich die Menschen viel zu sehr von dem unmittelbaren Geschehen beeindrucken. Sie wußte wohl, wie schwer es war, sich dem zu entziehen angesichts der Heeresberichte, der suggestiven Schlagzeilen und der Kommentare, die täglich auf einen loshämmerten. Aber im Ablauf der Geschichte waren nicht diese kurzfristigen Dinge wichtig, die unmittelbaren Siege und Niederlagen, sondern jene großen, wilden Gefühlswogen, die ganze Völker in Heldentum oder Verderben rissen. In dieser komplizierten modernen Welt sah man den Wald vor Bäumen nicht. Im Augenblick, da Kreta fiel, oder nach Dünkirchen dachte jedermann, dieses seien die großen entscheidenden Ereignisse – doch waren sie nur ein kleiner Teil eines weit größeren Ganzen, nicht viel mehr als Steinchen, die eine riesenhafte Welle an den Strand der Zeiten spülte – genau wie auch der Krieg selbst kein Endzweck sein konnte, sondern nur der Ausdruck einer allumfassenden Revolution, von der Amory eines der kleinen unscheinbaren Opfer war – und der selbst Gus, wenn er noch gelebt hätte, zum Opfer gefallen wäre.

Während sie ihren Tee trank, wandte sie sich geflissentlich ab von den Kriegsberichten und warf die umfangreiche und gewichtige *Times* beiseite; ihre Aufmerksamkeit galt den sensationelleren Blättern, die Taylor ihr hatte besorgen müssen, nachdem ihr der Richter ans Herz gelegt hatte, alles zu lesen, um zu verstehen, was geschah. Sie wußte, daß sie darin die ersten Andeutungen über Amorys Schicksal finden würde. Doch fand sie in diesen Seiten keine Vorboten kommenden Unheils.

Mattie kehrte bald zurück und war ihr beim Baden und Ankleiden behilflich. Sie war gerade fertig geworden, als Miß Beasely in ihr Boudoir trat.

Sie war eine untersetzte Frau von etwa achtunddreißig Jah-

ren, eine Dame wie Harriette Livingstone und daher nicht sehr tüchtig. Aber Mrs. Parkington fand sich aus lauter Güte mit ihren Mängeln ab, weil Miß Beaselys Mutter nur von dieser Tochter unterstützt wurde und nicht anzunehmen war, daß Miß Beasely an einer anderen Stelle behalten worden wäre. Selbst ihr Anzug war aufschlußreich. Sie nahm sich vor, ernst, sachlich, fast männlich gekleidet zu gehen, wie es sich für eine tüchtige, werktätige Frau geziemt. Doch früher oder später zierte sie ihre Kleidung hier mit einem Bändchen, dort mit einem Spitzchen, um die verschiedensten Teile ihrer unschönen Gestalt zu schmücken, mit dem Ergebnis, daß sie weder tüchtig noch weiblich aussah, sondern nur abscheulich gekleidet. Manchmal schien es Mrs. Parkington, daß Miß Beasely innerlich genauso unberechenbar und unausgeglichen war wie seinerzeit Harriette, bis sie in ihrer Liebe zu verlassenen Hunden und Katzen Erfüllung gefunden hatte. Miß Beasely hatte die Gabe, ihre Herrin zur Verzweiflung zu bringen, besonders wenn es sich um Rechnungen handelte. Dennoch bemühte sich Mrs. Parkington, mit ihr auszukommen, weil sie so verzweifelt versuchte, ihre Verwirrung beim Anblick einer Additionskolonne zu beherrschen.

Miß Beasely, in einer wunderbaren Mischung von Herrenstoff und Spitzen, öffnete nun ihre Mappe und legte ihr Schreibzeug bereit. Mrs. Parkington gab ihr zuerst eine Liste der zu erledigenden Dinge: Richter Everett anrufen und eine Besprechung abmachen; South Street Settlement anrufen und fragen, ob die Schätzung der neuen Parzellen eingegangen sei. Miß Janie anrufen und zum Tee bitten. Frische Blumen an Mrs. Sandersons Adresse bestellen und Blumen an Mrs. Edgerton schicken lassen, die sterbend im Spital lag. Mr. Montgomery anrufen, der eine Biographie Edward VII. schrieb und sie um Anekdoten und Erinnerungen gebeten hatte, und ihm sagen, sie würde ihn Freitag

um vier Uhr empfangen. Die gewohnten monatlichen Schecks für die Britische Kriegshilfe und den Britischen Bücherfonds für Soldaten (vom Londoner Konto) überweisen; ebenso die für den Französischen Kurzwellensenderfonds und für die Chinesenhilfe. Dr. Chung im Hampshire House anrufen und auf Montag zum Tee bitten. Sie sagte eines nach dem anderen her, wie es ihr durch den Kopf ging, lauter langweilige, zeitraubende Pflichten des täglichen Lebens. Außer diesen Aufträgen waren eine Unzahl Briefe zu erledigen, alle möglichen Briefe, vom Bettelbrief zu Geschäftsbriefen und zu den halb persönlichen Briefen, die zu den ermüdendsten zählten, weil die Absender sich auf eine präsumptive Freundschaft oder Bekanntschaft beriefen und unmögliche Dinge von einem verlangten.
Mrs. Parkington wußte, daß viele Leute behaupteten, sie sei eine wunderbare Frau, und es sei großartig, wie sie sich in ihrem hohen Alter noch für alles interessiere und alles in sich aufnehme. Aber sie machte sich keine Illusionen. Sie war ganz und gar nicht wunderbar. Wäre sie wirklich stark, so würde sie die Kraft haben, den ganzen üblen Kram in den Papierkorb zu werfen, wo er vergessen bleiben würde und ihre Ruhe nicht mehr bedrohen könnte. Sie war ganz und gar nicht wunderbar; sie war einfach das Opfer eines Zwanges, aus dem sie sich selbst nicht zu erlösen vermochte.
Mitten in ihrer Morgenarbeit wurde sie von Taylor unterbrochen, der eintrat und meldete, unten sei eine Dame, die Mrs. Parkington dringend zu sprechen wünsche. Er überbrachte ein Briefchen von der Dame selbst. Mrs. Parkington hieß ihn warten und las:

»Sehr geehrte gnädige Frau!
Ich bin mir bewußt, daß mein Vorgehen nicht korrekt ist, aber die Angelegenheit ist so dringend, daß ich mir erlaube, die Grenzen der Etikette zu überschreiten. Ich muß Sie

sprechen. Es betrifft Mr. Stilham und mich. Ich bin ganz außer mir und weiß mir nicht mehr zu helfen. Es würde mir eine große Hilfe sein, wenn Sie mir nur einen Augenblick Ihrer kostbaren Zeit opfern wollten. Ich bitte Sie, meinen Einbruch in Ihr Privatleben zu entschuldigen.
In der Hoffnung, daß Sie mir diese Bitte nicht abschlagen werden, begrüße ich Sie ergebenst

Esther Hobson
(Mrs. J. W. Hobson)«

Schon während des Lesens machte sich Mrs. Parkington ein Bild von der Schreiberin: gewöhnlich, schüchtern, verängstigt und mit einem Riesenrespekt vor dem Reichtum. Vermutlich nannte sie ein kleines, enges, aber gesichertes Lebensplätzchen ihr eigen. Mrs. Parkington hatte keine Ahnung, wer sie sein konnte oder was sie wollte. Nach dem Ton ihres Briefes zu urteilen, mußte sie sowohl anmaßend als kriecherisch sein; lästig war sie auf alle Fälle. Aber Mrs. Parkington wußte auch sogleich, daß sie ihre Neugierde nicht würde zügeln können, und außerdem mußte sie, so wie die Dinge jetzt lagen, jeden Menschen anhören, der ihr irgend etwas im Zusammenhang mit Amory zu sagen hatte. Wenn er überhaupt zu retten war, mußte die Rettung ganz unerwartet von unbekannter Seite kommen.
»Führen Sie sie in den kleinen Salon und sagen Sie ihr, ich käme gleich«, sagte sie zu Taylor.
Sie erledigte rasch noch die dringendsten Arbeiten mit Miß Beasely und ging dann hinunter.

Die Besucherin stellte sich genau als das heraus, was Mrs. Parkington sich vorgestellt hatte, worüber Mrs. Parkington als Bestätigung ihrer Klugheit nicht wenig Vergnügen empfand.
Bei ihrem Eintritt erhob sich die Dame rasch und kam ihr

entgegen. Bevor Mrs. Parkington noch ein Wort sprechen konnte, sprudelte sie hervor: »Ach, bitte, entschuldigen Sie mein unzeitgemäßes Eindringen.« (So ungefähr lautete der Text in einer Rubrik über gutes Benehmen.) »Mein Name ist Esther Hobson.«

»Guten Morgen«, sagte Mrs. Parkington, und als sie sah, daß Mrs. Hobsons Augen vom Weinen gerötet waren, fügte sie rasch hinzu: »Bitte, nehmen Sie Platz.«

Mrs. Hobson war etwa Mitte Vierzig, nicht häßlich, aber alltäglich; sie hatte zu kleine Gesichtszüge und neigte zur Plumpheit. Als junges Mädchen, dachte Mrs. Parkington, mußte sie ausnehmend hübsch gewesen sein. Sie war in dem Bestreben, sich elegant zu kleiden, in Linie, Schnitt und Material nicht über eine gewisse Mittelmäßigkeit hinausgelangt. Befangen ließ sie sich auf die Kante eines Sessels nieder. Mrs. Parkington setzte sich ihr gegenüber und fragte: »Und was kann ich nun für Sie tun?«

Mrs. Hobson hielt den Blick gesenkt. Sie sah auf ihre rote Handtasche nieder, mir deren Verschluß ihre Finger nervös spielten. »Es ist schrecklich schwer zu erklären«, sagte sie schließlich. »Ich weiß nicht recht, wie ich anfangen soll.«

»Ich bin eine sehr alte Frau«, bemerkte Mrs. Parkington, »mir können Sie alles sagen, was Sie wollen.«

Die Besucherin zögerte, und Mrs. Parkington, die an ihren vollbesetzten Tag dachte, hätte ihr am liebsten zugerufen: »Hör auf, dumm zu tun, und schieß los.« Aber sie beherrschte sich, und Mrs. Hobson meinte: »Es muß Ihnen natürlich komisch erscheinen, daß ich ausgerechnet zu Ihnen komme, aber ich bin verzweifelt.«

»Das schrieben Sie mir bereits.« Mrs. Parkington hatte nicht die Absicht, zu verletzen, aber die Frau benahm sich wirklich immer kindischer. Nun nahm sie einen so krampfhaften Anlauf, daß ihr Gesicht hochrot wurde. »Es ist so ... Mr. Stilham ist seit Jahren mein Freund.«

»Oh!« entfuhr es Mrs. Parkington. Also das war es!
»Und jetzt ist alles vorbei.« Die Frau fing an zu weinen. »Ich kann es nicht ertragen. Nicht so sehr wegen des Geldes, aber daß er mich einfach wegwirft, jetzt, nach so vielen Jahren.«
»Ich würde an Ihrer Stelle nicht weinen«, warf Mrs. Parkington sehr ruhig dazwischen. »Weinen nützt rein gar nichts. Versuchen Sie, sich zu beruhigen, und erzählen Sie mir alles.«
»Sie sind sehr gut zu mir ... daß Sie mir so viel Zeit opfern.«
»Das ist nicht wichtig. Ich möchte gerne Bescheid wissen. Wie soll ich Ihnen helfen, wenn ich nicht restlos orientiert bin? Wo wohnen Sie?«
»In New Rochelle. Ich habe dort ein hübsches Häuschen und bin Mitglied verschiedener Klubs. Kein Mensch hat dort jemals eine Ahnung von ... dem allem gehabt.«
Sie blickte nun zu Mrs. Parkington auf, deren Neugierde sie als Sympathie auslegte. »Er kam nämlich nie dorthin. Er mußte immer viel reisen, geschäftlich, und ich pflegte ihm vorauszufahren und im selben Hotel zu wohnen ... in seinem eigenen Zimmer natürlich ... an Orten wie Rochester, Cleveland oder Kansas City. Wir trafen uns nie in New York, außer ein- oder zweimal, als er mich dringend zu sehen wünschte, und dann war es nicht in New York selbst, sondern in Newark oder Brooklyn. Aber er gab es dann auf. Er hielt es für zu gewagt.«
»Sind Sie verheiratet?« fragte Mrs. Parkington.
»Nein. Ich bin Witwe. Ich bin schon seit vierzehn Jahren verwitwet, schon bevor ich Amory – ich meine Mr. Stilham – kennenlernte.«
»Wie lernten Sie sich kennen?«
Die Frau sah wieder auf ihre rote Handtasche nieder. »In Atlantic City«, sagte sie. »Es war kurz nach dem Tod meines

Mannes. Ich war zur Erholung dort. Mr. Stilham kam zu einer Konferenz, und irgend jemand machte uns miteinander bekannt, in der Bar.« Sie unterbrach sich mit einem tiefen Seufzer und fügte dann hinzu: »Er sah damals so gut aus!«

Dieser Narr! dachte Mrs. Parkington, laut aber sagte sie: »Er ist immèr noch ein schöner Mann ... höchstens ein bißchen aufgedunsen im Gesicht.«

Die ganze Zeit, während Mrs. Parkington zuhörte, sah sie in Gedanken Amory, als Kirchenältesten von St. Bart bei der Sonntagskollekte, Amory als Schulinspizient im St. Bart-College, Amory, immer in seiner Rolle als Mustergatte – Vater – und Bürger. Das war es nicht allein, aber er war auch solch ein selbstgefälliger Heuchler, der immer von Pflichten und gutem Benehmen, von Haltung und dergleichen zu sprechen liebte. Er wagte es, Menschen wie Gus zu verachten, die weiß Gott, trotz all ihren Fehlern, wenigstens niemals zu Heuchlern geworden waren.

»Was erwarten Sie von mir?« fragte sie schließlich. »Möchten Sie, daß ich ihn überrede, zu Ihnen zurückzukehren?«

Mrs. Hobson errötete wieder. »Nein. Das habe ich nicht erwartet. Das wäre zuviel verlangt.« Sie hustete und hielt die behandschuhte Rechte vor den Mund. »Es handelt sich um Geld.« Und dann schwieg sie wieder. Wenn man bedachte, daß sie gekommen war, um etwas zu erbitten, so erschien es einigermaßen komisch, daß man ihr nun diese Bitte förmlich abpressen mußte.

»Ja?« sagte Mrs. Parkington, die sich fragte, ob diese unscheinbare kleine Frau es wohl auf Erpressung abgesehen habe.

»Ich weiß nicht, ob Sie erfahren haben, wie es um Mr. Stilham steht. Er hat so gut wie alles verloren.«

»Ja. Das weiß ich.«

Mrs. Hobson machte sich wieder an ihrer Handtasche zu

schaffen. »Das war ein harter Schlag für mich. Es war schon schlimm genug, daß er mich verließ. Aber das hat mir dann den Rest gegeben.« Plötzlich wurde sie lebhafter. »Sie müssen mich recht verstehen, Mr. Stilham hat mir nie Geld gegeben. Nein, so war das nicht.« Sie errötete wieder. »Er beglich meine Reisespesen, und ab und zu machte er mir ein Geschenk, aber er gab mir kein Geld. Nein, so war das nicht.« Sie schien leidenschaftlich besorgt, den letzten Schimmer von Anständigkeit zu wahren und in Mrs. Parkingtons Augen nicht als ausgehaltenes Frauenzimmer zu gelten.

Und Mrs. Parkington nahm ebenso leidenschaftlich die Enthüllungen über Amorys wahren Charakter auf. Sie dachte, es sei erstaunlich, wie die meisten Leute unbewußt konsequent seien. Hätte sie eine Geliebte für Amory erfinden und ihr Benehmen festlegen müssen, sie wäre genauso ausgefallen wie diese Mrs. Hobson. Mrs. Hobson, mit ihrem Wunsch nach Achtbarkeit, ihrem Stolz auf ihre gesellschaftliche Stellung in New Rochelle und seinen Klubs, war absolut ungefährlich. Niemals würde sie sich eine Indiskretion zuschulden kommen lassen oder gar eine Erpressung versuchen. Sie war genau das, was Amory wählen mußte. Welch schrecklich prosaische, langweilige Angelegenheit mußte das gewesen sein! Über was in aller Welt mochten sie sich unterhalten haben, wenn sie in Teestuben und Schankstuben in Harrisburg oder Newark oder Kansas City gesessen hatten? Amory war bestimmt ein phantasieloser, langweiliger Liebhaber, aber sicher kaum langweiliger als diese Frau hier.

»Wissen Sie«, fuhr Mrs. Hobson fort, »ich war immer unabhängig. Mein Mann hinterließ mir das Häuschen und ein ganz gutes Einkommen. Ich brauchte nichts von Mr. Stilham anzunehmen, selbst wenn er es mir geboten hätte. Aber jetzt ist mein Einkommen dahin, und ich weiß nicht, was

ich anfangen soll.« Sie begann wieder hilflos vor sich hin zu weinen, wie ein schwaches und nicht sehr kluges Kind. »Jetzt werde ich mein Haus aufgeben und New Rochelle verlassen müssen.«

Ihre Not war echt. Eva selbst, dachte Mrs. Parkington, konnte nicht verzweifelter gewesen sein, als sie aus dem Paradies vertrieben wurde, als diese Mrs. Hobson beim Gedanken, New Rochelle verlassen zu müssen.

»Was ist denn vorgefallen? Wieso haben Sie denn Ihr Geld verloren?«

»Mr. Stilham bat mich, ihm meine Wertpapiere zu geben. Er wollte eine Menge Geld damit verdienen, für mich, sagte er. Und nun ist alles fort, und er kann mir nichts zurückzahlen.«

Mrs. Parkington bemühte sich, ruhig zu bleiben. »Wieviel haben Sie ihm geliehen?« fragte sie.

»Damals«, antwortete Mrs. Hobson, »standen sie etwa auf hundertvierzigtausend Dollar.« Sie zog ihr Taschentuch und schneuzte sich geziert.

»Und warum sind Sie zu mir gekommen?«

»Ich dachte, Sie könnten mir vielleicht helfen. Ich wußte nicht, wohin ich mich wenden sollte. Ich bin verzweifelt. Wenn Mr. Stilham nicht gewesen wäre, hätte ich wieder heiraten können. Ich habe zwei Anträge gehabt in den Jahren, da wir ... befreundet waren ... sehr gute Anträge. Und ich schlug sie seinetwegen aus.«

Kein Zweifel, dachte Mrs. Parkington, diese Frau ist eine dumme Gans, aber dadurch wird Amorys Handlungsweise kein bißchen besser und Mrs. Hobsons Lage nicht weniger bemitleidenswert. Es geht ihr wie hundert anderen, die nun durch Amorys Gewissenlosigkeit ruiniert sind. Sie wollen alle schnell reich werden, dachte Mrs. Parkington, aber sie sind nicht gescheit genug, und wenn sie dann alles verloren haben, jammern sie. Gus jedoch hatte die Frauen, die er

ruinierte, nie gesehen; das waren nur Zahlen gewesen, fern und unwirklich, ein Posten am Rande seiner unermeßlichen Unternehmungen: »Witwen und Waisen.« Gus hatte bestimmt niemals seine eigenen Mätressen bestohlen.

»Das ist allerdings eine höchst unglückliche Geschichte«, sagte Mrs. Parkington. »Ich habe keine Ahnung, was nun geschehen wird. Mag sein, daß es sich noch so wenden läßt, daß wir in der Lage sein werden, Ihnen alles zurückzuzahlen.«

Mrs. Hobsons Gesicht leuchtete auf in Hoffnung und Erwartung. »Glauben Sie wirklich?«

»Ich weiß es nicht.«

»Nicht wahr, Sie begreifen, ich kann ihn ja gar nicht verklagen. Wenn ich das täte, würde ich auch noch alles andere verlieren. Vielleicht bekäme ich mein Geld zurück, aber ich müßte aus meinen Klubs austreten, ich müßte New Rochelle verlassen. Ich müßte alle meine Freunde aufgeben.«

Ja, diese Frau war gänzlich ungefährlich. Das hatte Amory bestimmt sehr klug eingerichtet. Sie war so sicher wie die Kirche.

»Sie müssen entschuldigen, Mrs. Hobson, wenn ich Ihnen jetzt nicht mehr Zeit widmen kann«, sagte Mrs. Parkington. »Aber ich habe einen äußerst geschäftigen Tag vor mir und bin schon verspätet. Ich bin überzeugt, daß sich eine Lösung finden wird. An Ihrer Stelle würde ich jetzt heimreisen und mir nicht zu viele unnötige Gedanken machen. Ich glaube, ich kann Ihnen versichern, daß Sie Ihre Wertpapiere oder andere, gleichwertige, zurückbekommen werden. Geben Sie mir Ihre Karte, ich werde sie meinem Anwalt schicken und ihn beauftragen, sich mit Ihnen in Verbindung zu setzen.«

Mrs. Hobson öffnete ihre Handtasche und begann darin herumzukramen, bis sie unter Lippenstift, Zündhölzern und Zigaretten die Visitenkarte fand. »Sie sind sehr gütig«, sagte sie, ohne aufzublicken. Sie schien noch etwas auf dem

Herzen zu haben. »Glauben Sie«, fragte sie leise, »daß sich alles wird ordnen lassen, ohne daß Mr. Stilham in Schwierigkeiten gerät? Ich möchte nicht, daß ihm etwas Schlimmes zustößt ... will sagen, etwas wirklich Schlimmes ... Sie verstehen, was ich meine?«

»Ich verstehe vollkommen. Ich kann Ihnen darauf nicht antworten. Wir wollen das Beste hoffen. Aber auf alle Fälle glaube ich kaum, daß Sie New Rochelle und Ihre Klubs werden aufgeben müssen.«

»Das bedeutet mir alles so viel«, seufzte Mrs. Hobson. »Ich habe so reizende Freunde und ein schönes Heim. Wenn Sie mal in die Gegend kommen, würde ich mich schrecklich freuen, Sie bei mir begrüßen zu dürfen.«

»Danke«, sagte Mrs. Parkington liebenswürdig und fügte mit größter Unaufrichtigkeit hinzu: »Ich werde mich Ihrer Einladung erinnern.« Sie erhob sich und fragte: »Haben Sie genügend Geld fürs erste?«

»Ja«, sagte Mrs. Hobson eifrig. »O ja. Es handelt sich ja nur um die Zukunft ... ich bin ja nun auch nicht mehr ganz so jung.«

Mrs. Parkington reichte ihr die Hand. Plötzlich riß Mrs. Hobson die beringte Hand an ihre Lippen und küßte sie inbrünstig.

»Sie sind gütig ... so großmütig ...«

Mrs. Parkington entzog ihr die Hand: »Lassen Sie das!« stieß sie in einer zornigen Aufwallung hervor.

»Ich wollte Sie nicht kränken. Es war doch nur, weil Sie so unendlich gut zu mir waren!«

»Das war ich gar nicht«, gab Mrs. Parkington zurück. Ihr schien, sie habe Gus' Geld nie zuvor so gehaßt wie in diesem Augenblick, da es die Macht hatte, einen Mitmenschen so zu erniedrigen. »Sie müssen mich nicht mißverstehen, ich bin nicht mit Ihnen böse.«

Sie geleitete Mrs. Hobson zur Haustür und sah ihr nach, wie

sie, auf hohen Absätzen schwankend, die Stufen hinab und auf die Straße ging. Dann wandte sie sich wieder um und ging langsam die Treppe hinauf, anstatt den Lift zu benützen; sie fühlte sich noch nicht bereit, Miß Beasely und Mattie wieder gegenüberzutreten. Sie mußte erst einmal mit ihrem Zorn und ihrer Verachtung ins reine kommen. Mrs. Hobsons Umklammerung verursachte ihr Übelkeit, und die Enthüllungen über Amory erfüllten sie mit Verachtung. Amory, dachte sie, war das Musterbeispiel des »Gentleman«, die Sorte »Gentleman«, der seine Spielschulden als Ehrenschulden bezahlt und dafür seine kleinen Lieferanten zappeln läßt. Nein, Amory hatte ja nicht einmal seine Spielschulden bezahlt. Etwas war bestimmt faul in einem System, das Männer wie Amory hervorbrachte. Man gab ihnen alle Vorteile der Erziehung und der Gesellschaft, nur damit sie dann die Mentalität von Kupplern entwickelten.

Als sie oben anlangte, hörte sie gerade das Telefon klingeln und Miß Beasely antworten: »Jawohl, Herr Doktor, ich will sie rufen.«

Er sprach vom St.-Luke-Spital. Er hatte Mrs. Sanderson gerade dorthin überführen lassen. Eine Lungenentzündung schien im Anzug, und da war es für alle Fälle besser, sie in der richtigen Pflege zu haben, meinte er. Nein, einstweilen war noch kein Grund zur Sorge, aber es ließ sich noch nichts Bestimmtes sagen.

Mrs. Parkington legte den Hörer nieder und sagte, zu Miß Beasely gewandt: »Läuten Sie Mr. Brearly an und sagen Sie ihm, ich sei wegen Krankheit in der Familie verhindert, an der Sitzung teilzunehmen. Es ist wegen Mrs. Sanderson. Lungenentzündung.« Dann rief sie ins andere Zimmer hinüber: »Mattie, nimm Mantel und Hut und begleite mich. Wir gehen ins St.-Luke-Spital.«

Sie mochte nicht allein hingehen. Sie brauchte eine befreundete Seele neben sich. In ihrem Herzen wußte sie, daß es

das Ende war. Die Herzogin hatte erreicht, was sie wollte. Nun brauchte sie keinen Alkohol und keine Betäubungsmittel mehr.

Die Herzogin starb rasch und ruhig; ohne das Bewußtsein wiedererlangt zu haben, glitt sie aus diesem Leben. Mrs. Parkington saß die ganze letzte Nacht an ihrem Lager, obwohl sie genau wußte, daß keine Hilfe mehr möglich war. Gegen Morgen gab man Alice noch eine Einspritzung, um ihr den Übergang zu erleichtern; zum letztenmal bekam der arme Körper die Betäubungsmittel, die ihm die tägliche Qual so oft hatten lindern helfen.

Mattie blieb die ganze Nacht hindurch bei ihrer Herrin; ab und zu nickte sie ein, um gleich wieder aufzuschrecken und sich zu entschuldigen, daß sie geschlafen habe. Zweimal riet ihr Mrs. Parkington, nach Hause zu gehen und sich schlafen zu legen, doch Mattie wußte, daß die alte Dame sie neben sich zu haben wünschte, und nichts auf der Welt hätte sie dazu bewegen können, sie zu verlassen. Mrs. Parkington fürchtete sich nicht; sie war auch nicht beunruhigt; gegen Mitternacht schon erkannte sie, daß keine menschliche Kunst ihre Tochter mehr vom Tode erretten konnte. Aber sie war einsam.

Mattie erriet und verstand sehr viele Dinge, nach so langen Jahren intimen Zusammenlebens. Während sie auf ihrem Stuhl saß und ab und zu einnickte, spürte sie, daß Mrs. Parkington nun dachte, jetzt gehe das letzte ihrer Kinder, das letzte aus ihrem Fleisch und Blut dahin. Nach dem Tode der Herzogin würde sie völlig allein sein, denn selbst Janie, die ihr so nahe stand, konnte den Platz der eigenen Tochter nicht ausfüllen.

Kurz vor Mitternacht ließ Mrs. Parkington Dr. Fletcher rufen. Von Lungenentzündungen verstand er zwar herzlich wenig, denn sein Gebiet war die Psychiatrie; aber Mattie

wußte, daß ihre Herrin ihn nicht in der Hoffnung auf Hilfe für ihre Tochter rufen ließ, sondern weil er ein sehr alter Freund war. Seine Gegenwart an diesem Sterbelager würde ihre Einsamkeit etwas mildern; sie würde auch die Stimme des Gewissens beschwichtigen helfen, die sie immer noch mit dem leisen Vorwurf zu quälen vermochte, daß sie einmal, vor langer Zeit, der Frau, die nun hier sterbend lag, hätte helfen können. Als der Doktor, grau und etwas gebeugt, erschien, sagte Mattie: »Ich möchte gerne etwas an die Luft gehen. Nur gerade um den Häuserblock. Ich komme gleich wieder.« Sie erriet, daß ihre Herrin den Doktor allein sprechen wollte.

Worte waren überflüssig. Dr. Fletcher wußte, was sie von ihm erwartete. Er kannte Mrs. Parkington nun schon so lange Jahre. Er hatte oft mit ihr allein gespeist, und sie hatten sich über die merkwürdigen dunklen Wege und Irrwege des menschlichen Geistes unterhalten, die er so gut kannte, besser vielleicht als irgendein anderer Mensch auf der Welt. Er kannte auch Mrs. Parkingtons Gemüt, ihre Ruhe und Sicherheit, ihre Aufrichtigkeit, ihre rasche Intuition und die tiefe Erfahrung, das menschliche Verständnis, die unter der blendenden Oberfläche lagen. Lange Zeit hatte er ihre Gesellschaft derjenigen jeder anderen Frau, selbst seiner eigenen, die er liebte, vorgezogen.

Nachdem Mattie gegangen war, sagte er einfach: »Es tut mir leid, Susie. Es ist schwer für Sie. Trotz allem, der Tod ist immer schwer. Man hat Ihnen gesagt, wie es steht – nichts mehr zu machen. Ich kann Ihnen noch etwas mehr sagen – es ist gut so. Vor allem für Alice selbst ist es besser.« Er nahm Mrs. Parkingtons Hand in die seine. »Es ist für eine Mutter immer bitter, ihr eigenes Kind überleben zu müssen, aber Alice ist ja auch schon eine alte Frau – viel älter als Sie, Susie. Es gibt Dinge, die Sie genauso gut wissen wie ich, Susie – Dinge, die Sie intuitiv wissen, während ich viel habe

arbeiten müssen, um sie zu lernen. Das eine davon ist, daß Alice eigentlich schon lange gestorben ist. Sie wollte sterben. Es gibt kein größeres Glück für sie als den Tod. Es ist das einzige, worin sie Frieden finden kann. Sie hat seit langer Zeit Frieden und Vergessen gesucht. Sie war eine sehr müde Frau.«

Sie erwiderte nichts, sondern wandte den Blick von ihm weg; ihre Augen füllten sich mit Tränen, nicht aus Trauer noch aus Mitleid für Alice, die dessen längst nicht mehr bedurfte, sondern aus einer ihr noch unbegreiflichen, tiefen Dankbarkeit heraus. In der Stille des Raumes hörte man die schweren Atemzüge der Sterbenden.

Louis Fletcher sprach weiter. »Und vor allem, liebe Susie, dürfen Sie sich selbst keine Vorwürfe machen. Die Dinge, welche Alice zugrunde gerichtet haben, lagen nicht in Ihrem Machtbereich. Sie lagen in ihr selbst, von Geburt an, in ihrer Veranlagung, schon als ganz kleines Mädchen. Sie war schon als Kind verurteilt, das zu werden, was sie geworden ist. Und die Welt, in die sie hineingeboren wurde, eine harte, häßliche Welt, läßt nur starke, harte oder kluge Menschen sich entfalten.«

Endlich sah sie zu ihm auf. Sie war klein und schmächtig, er groß und schlank. »Es ist lieb von Ihnen, daß Sie gekommen sind«, sagte sie. »Es war wohl dumm von mir, daß ich Sie rufen ließ. Ich weiß selbst nicht, warum ich es tat. Vermutlich habe ich nicht den Arzt, sondern den Freund rufen lassen. Sie sind immer ein treuer, guter Freund gewesen.«

Sie entzog ihm ihre Hand und fügte hinzu: »Nun gehen Sie heim. Sie haben mir das gesagt, was ich zu hören wünschte. Es war etwas, das ich schon wußte, aber ich mußte es aus Ihrem Munde hören, um es glauben zu können.«

»Ich denke, Sie kennen mich gut genug, um mich nicht für so dumm zu halten, daß ich Ihnen Dinge sage, die Ihre Ver-

nunft ablehnen würde. Was ich zu sagen habe, ist aufrichtig und wahr. Es gibt Menschen, deren Verhängnis in den Sternen geschrieben steht. Und es gibt andere, wie Sie und ich, denen Gott – oder wie immer die Macht heißen mag, welche diese Welt regiert – besondere Gnade, besondere Kraftreserven und besonderes Verständnis mitgegeben hat. Warum das so ist, weiß ich nicht, und niemand kann es mir sagen, aber Sie haben lange genug gelebt, um zu wissen, daß es die Wahrheit ist.«

Die Tränen rannen über ihre Wangen. Ganz leise sagte sie: »Gehen Sie nun, Louis, rasch, bitte. Sie haben getan, was ich von Ihnen erbat.«

Er nahm seinen Hut und schritt ohne ein weiteres Wort hinaus. Als sie allein geblieben war, ging sie zum Fenster, und mit dem Rücken dem Bett zugekehrt, als schämte sie sich, vor der Sterbenden zu weinen, trocknete sie rasch ihre Tränen. Unten in der Straße kreuzten sich zwei Autos. Im gegenüberliegenden Torbogen standen ein Matrose und sein Mädchen innig umschlungen, in der ewigen Umarmung, die der Ursprung allen Lebens ist. Es hatte geregnet, und der Widerschein der gelben Straßenbeleuchtung schwamm in kleinen Tümpeln auf dem unebenen Asphalt. Durch den Nebel kam vom Fluß herauf das Pfeifen eines Frachters, und plötzlich brach wieder dieses eigentümliche, übermenschliche Gefühl der Dankbarkeit für das Leben selbst aus Mrs. Parkingtons Herz. Keine Worte, keine Gedanken hätten diese Dankbarkeit wirklich ausdrücken können; vielleicht hätte Musik das Gefühl zu klären und zu formen vermocht.

Wie lange sie am Fenster sinnend stand, wußte sie nicht; es war einer jener zeitlosen Augenblicke, da die eigene Existenz im All zu schweben scheint.

Sie wurde durch Matties Rückkehr aus ihrem Sinnen geweckt und dachte: Vielleicht ist das Sterben so. Vielleicht bringt schließlich nur der Tod völlige Erkenntnis, denn in

jenem Augenblick war ihr, als verstehe sie alles, was ihr widerfahren war, Leid und Freude, Niederlagen und Erfolge; alles fügte sich ineinander, wie ein wunderbares Muster, in dem jede Linie in bezug auf das Gesamtbild ihren eigenen Sinn und ihre eigene Schönheit hatte.

»Ist es draußen kalt, Mattie?« fragte sie.

»Nein, Mrs. Parkington, es ist wieder viel wärmer.«

Während die beiden alten Frauen am Bett saßen, in Gedanken und Träumereien versunken, kam die Krankenschwester, den Puls der Sterbenden zu fühlen, und entfernte sich wortlos wieder. Es war eine kluge Frau; obwohl ihr der Tod vertraut war, hatte sie doch immer Achtung vor dem Sterben. Es gehörte zu den wenigen Dingen im Leben, die jedem Mann und jeder Frau noch einmal Würde verliehen. Mrs. Parkington hatte sie durch halbgeschlossene Lider beobachtet und dachte: Alles, was sie tut, ist nutzlos, doch sie fährt fort, es zu tun, weil wir, solange der Atem noch geht und das Herz noch schlägt, nichts unterlassen dürfen, auch nicht diese nichtigen Gesten, angesichts des Schicksals.

Seit Louis Fletcher gegangen war und sie jenen merkwürdig hellsichtigen Augenblick am Fenster erlebt hatte, war das Zimmer erfüllt mit tiefem Frieden. Zweifel und Ängste waren verflogen. Es gab Menschen, die in sich die Macht hatten, Frieden zu bringen. Louis Fletcher war einer von diesen; dank dieser Macht war er ein großer Arzt geworden. Dieses war das einzige ihrer Kinder, das sie selbst sterben sah. Es erschien ihr plötzlich so eigentümlich, daß ihre Eltern ihr durch ein gewaltsames Ende entrissen worden waren. Und so waren ihr auch ihre beiden Söhne geraubt worden. Und dann dachte sie an Gus, der in den Armen einer Frau, die sie nie gesehen, deren Namen sie nicht einmal gehört hatte, in einem Hotelzimmer in Cannes plötzlich gestorben war, als alter Mann, bis zuletzt gegen das Alter und den Tod kämpfend.

Plötzlich begriff sie auch dieses: Daß für Gus der Gedanke, alt und müde zu werden, unerträglich gewesen war. Nicht nach Frieden hatte er sich gesehnt, sondern nach Gewalttat, nach Sinnlichkeit und Macht. Letzten Endes – das begriff sie nun in plötzlicher Klarheit – war er nicht untreu, weil er sie nicht liebte, sondern im Anfang, weil er nicht anders konnte, und später hatte er versucht, die Schwäche und den Tod durch die Gesten des kräftigen jungen Mannes zu besiegen. Und der Tod hatte ihn im Lebensakt selbst ereilt. Das war etwas, das vielleicht nur Louis Fletcher zu verstehen vermochte – daß in allem, was Gus tat, immer etwas Herrliches und Großartiges gewesen war, so daß sie ihm immer wieder vergeben mußte; es hatte Zeiten gegeben, da sie ihm dankbar war für den außerordentlichen, atemberaubenden Glanz, in den er ihr Leben getaucht hatte. Eine Dankbarkeit und eine Vergebung, die vielen Frauen unbegreiflich erscheinen würde.

12

Draußen, auf dem Fluß, ertönte wieder der Pfiff, etwas näher diesmal, und plötzlich war sie wieder auf der Jacht im Hafen von Cannes. Es war frühmorgens, Nebel zogen noch über den blauen Horizont des Mittelmeers; Mattie weckte sie und sagte etwas von Kapitän MacTavish, und nachdem sie das Haar geordnet und einen Morgenrock angezogen hatte, traf sie vor der Kabinentür den Kapitän, hochrot im Gesicht und sehr verlegen, und neben ihm stand ein kleiner, dicker, pockennarbiger *sergent de ville*. Kapitän MacTavish sagte: »Ich bitte um Entschuldigung, daß ich Sie störe, aber es ist dem Major etwas zugestoßen.«

Sie wandte sich instinktiv zur Tür der Kabine ihres Mannes, doch der Kapitän sagte, noch tiefer errötend: »Er ist nicht dort, Madam. Er ist im Carlton.« Er war ein rauher Mann, aber nun war er plötzlich voller Taktgefühl. »Es scheint, daß er sehr lange im Casino gespielt hat«, sagte er, »nachher ging er mit ein paar Freunden ins Carlton, Champagner trinken, und blieb über Nacht dort.«

Sie wußte sofort, was geschehen war. Es war genau das, was sie schon lange befürchtet hatte. Sie wußte, daß er tot war und wie es geschehen war, und sie sah ein, daß sie, was immer kommen mochte, so tun mußte, als wisse oder verstehe sie nichts, und wenn es nur wäre, um dem armen Kapitän aus der Verlegenheit zu helfen.

Sie kleidete sich rasch an. Mattie war ihr dabei behilflich und meinte: »Ich könnte Sie begleiten, Mrs. Parkington, wenn Sie es wünschen.« Aber sie lehnte Matties Anerbieten

ab. Matties Gegenwart würde die Dinge nur komplizieren. Wir müssen ihn irgendwie wieder auf die Jacht bringen – dachte sie – ohne daß jemand etwas merkt. Sie warf einen raschen Blick auf die Uhr und sah, daß es noch nicht fünf Uhr war. Es würde noch keiner ihrer Bekannten auf sein.

Mit dem Kapitän und dem Polizisten ging sie durch den kühlen Morgennebel zum Carlton; sie legte den ganzen Weg zu Fuß zurück, weil sie nicht auf einen Wagen warten wollte und ihr eigener Chauffeur nicht erfahren durfte, was geschehen war. In der Hotelhalle waren zwei Scheuerfrauen an der Arbeit. Der Hoteldirektor, ungekämmt und unrasiert, in schwarzem Rock und gestreiften Hosen, stand händeringend vor ihr und redete unheimlich rasch auf französisch auf sie ein.

Sie versuchte, seinen wilden Redestrom einzudämmen, aber er war unaufhaltsam. »Ich weiß nicht, was geschehen ist. Nie zuvor ist so etwas passiert. Es ist wirklich furchtbar unangenehm. Noch nie ist im Carlton so etwas passiert. Ich bitte um Vergebung, Madame. Ich bitte um Vergebung.«

»Lassen Sie nur«, erwiderte sie kühl. »Ich möchte nun in das Zimmer geführt werden.« Die Bemühungen des Direktors hatten geradezu etwas Groteskes.

MacTavish versuchte, sie von ihrem Vorhaben abzubringen, denn er war trotz aller Rauheit ein guter Mensch; aber sie mußte sich sagen, daß er mit seinem mangelhaften Französisch niemals mit dem dummen Polizisten und dem hysterischen Hoteldirektor fertig würde. Sie mußte die Sache schon selber in die Hand nehmen.

Der Direktor stand immer noch händeringend herum, als sich plötzlich neben ihm eine Tür öffnete und eine dicke kleine Frau von etwa fünfzig Jahren erschien. Im Augenblick, da die Tür offenstand, hörte man in dem Zimmer eine weibliche Stimme jammern und schluchzen. »Schaffen Sie

das Frauenzimmer fort«, schrie der Direktor, »was hat die hier noch zu suchen?«
Die dicke Frau verschwand wieder in dem Zimmer, aus dem sie gekommen war, und man führte Susie und die anderen zum Lift. Als sie das Zimmer des Majors erreichten, sagte Susie: »Ich wünsche allein hineinzugehen«, und sie gaben ihr den Weg frei.
Erst nachdem sie die Tür hinter sich geschlossen hatte und auf ihn niederblickte, kam ihr die Tatsache, daß er gestorben war, zum Bewußtsein, doch was sie sah, war nicht Gus. Gus war Leben, Kraft, Freude. Gus war gute Laune, Leichtsinn, Wärme und Zärtlichkeit. Was dort auf dem Boden lag, hatte nichts mehr mit Gus gemein. Es war der mit einer Decke verhüllte Körper eines Mannes, ein Fremder mit Gus' Zügen, kalt und leblos. Das hatte nichts mit Gus zu tun. Sie hätte den Raum nie zu betreten brauchen.
Rasch wandte sie sich von dem Anblick ab, öffnete die Tür und sagte zum Direktor: »Haben Sie einen *brancard* – eine Tragbahre?«
Völlig verwirrt antwortete er: »Nein, Madame, wir haben nur einen Rollstuhl.«
»Können Sie eine Bahre beschaffen?«
»Im Spital vielleicht, Madame.«
»Dazu braucht es einen Requisitionsbefehl«, warf der Polizist ein.
Sie wußte, was das zu bedeuten hätte – Amtsschimmel – Amtsweg und kein Ende. So viel Zeit hatte sie nicht.
Zu MacTavish gewandt, sagte sie auf englisch: »Wir müssen ihn unbedingt auf die Jacht, in seine Kabine bringen.«
MacTavish meinte, das sei eine gute Idee, aber schwierig auszuführen. Der Polizist hatte ihm nicht einmal gestattet, den leblosen Körper des Majors vom Boden auf das Bett zu heben. Es mußte erst ein Protokoll aufgenommen und

eine Untersuchung in die Wege geleitet werden. Gerade das wollte Susie vermeiden.
Rasch wandte sie sich an den Polizisten: »Könnten Sie fünftausend Francs gebrauchen?«
Die blauen Augen im pockennarbigen Gesicht weiteten sich in unermeßlichem Staunen. »Fünftausend Francs? Ja, aber sicher, Madame. Fünftausend Francs! Wer hätte dafür keine Verwendung?«
»Sie können sie bekommen, wenn Sie keine Geschichten machen. Die Umstände liegen sonnenklar. Ich wünsche die Leiche meines Mannes sofort mit auf meine Jacht zu nehmen.«
»Es läßt sich machen«, warf MacTavish ein, »sobald wir eine Bahre haben.«
»Es ist keine Bahre da. Außerdem haben wir keine Zeit. Wir haben nur den Rollstuhl.«
MacTavish begriff nicht sofort, wo sie hinauswollte; in plötzlicher Erkenntnis sagte er dann schwach: »Ach so ... ich verstehe.«
Der Polizist schien sie kaum noch zu beachten. Vermutlich baute er bereits Luftschlösser mit der Unsumme Geldes. Zum Direktor gewandt, sagte er: »Keine Menschenseele darf etwas erfahren.«
Seine hysterische Aufregung machte plötzlich einer maßlosen Bewunderung Platz. »Gewiß«, entgegnete er beflissen, »gewiß, Madame. Kein Mensch wird je etwas erfahren.« Er fühlte sich endlich erleichtert.
Zu MacTavish sagte sie noch: »Ich gehe auf die Jacht zurück in meine Kabine. Sie kommen mich dann wecken. Was ist mit der Besatzung? Wird die schon auf Deck sein?«
»Ich denke, das kann ich einrichten. Ich werde vorausgehen, und wenn jemand oben ist, schick' ich ihn hinunter. Sollte trotzdem etwas durchsickern, dann werde ich sagen, daß der Major während des Spieles vom Schlag getroffen wurde.«

Susie eilte fort, die Treppen hinunter und durch die Halle in den Garten. Die Tür zum Büro stand offen. Keine der beiden Frauen war mehr zu sehen.

Es ging alles reibungslos vonstatten. Ein Straßenkehrer und zwei städtische Gärtner, die mit den Zinerarienbeeten um das neuerrichtete Königin-Viktoria-Denkmal beschäftigt waren, sahen einen Kranken im Fahrstuhl vorbeikommen, geschoben von einem Schiffsoffizier. Der Kranke lag im Rollstuhl zurückgelehnt, der Hut war ihm, zum Schutz gegen die Morgensonne, tief über die Augen gezogen. Die Arbeiter nahmen kaum Notiz von ihm. Krankenfahrstühle waren in Cannes nichts Ungewöhnliches, und zudem konnte man sich kaum irgendwo sonst auf der Welt ungehinderter bewegen als in Cannes.

Nie war Mattie prachtvoller gewesen. Als ihre Herrin zum Schiff zurückkehrte, wurde sie von Mattie erwartet, die, ohne eine Frage zu stellen, die Nachricht von des Majors Tod zur Kenntnis nahm.

Als Susie sagte, sie möchte gerne allein bleiben, zog sich Mattie wortlos zurück. Sie wartete im Gang, bis McTavish erschien, und half ihm bei seiner schrecklichen Arbeit. Nachdem sie den Major auf sein Bett gelegt hatten, rollte McTavish den Stuhl vor sich her bis ans Ende der Hafenmauer und stieß ihn von dort ins Meer. Dann kehrte er zum Hotel zurück und ließ den Hotelarzt rufen.

Susie warf sich auf das Bett ihrer Kabine und vergrub das Gesicht in den Kissen. Sie fand keine Tränen. Sie fühlte sich plötzlich namenlos müde und so leer, als wäre nur noch ein Teil ihrer selbst am Leben. Noch schien ihr der Tod unwirklich. Sie wußte nur, daß etwas Wunderbares aus ihrem Leben verschwunden war, etwas, das sie sehr geliebt hatte, das ihr ganzes Dasein beglückt hatte; etwas Übermächtiges, das ihr manchmal Kummer, aber unendlich viel mehr Glück gebracht hatte, war dahin. Nie würde sie dem wieder begeg-

nen. Ihr Leben würde fortan nur noch halbes Leben sein. In der Kabine des Majors lag eine Hülle, aber Gus war für immer daraus entschwunden. Endlich konnte sie weinen, stille, brennende Tränen. Sie kamen aus ihrem Herzen, aus den tiefsten Tiefen ihres Körpers – aus ihrer Seele und ihrem Geist, denn dies alles hatte ihm gehört.
Die Zeitungen der ganzen Welt brachten die Nachricht, daß der berühmte und phantastisch reiche Major Parkington im Alter von einundsiebzig Jahren in seinem Bett, an Bord seiner Jacht *Navajo* in Cannes, Frankreich, gestorben sei.

Gedämpft hörte sie wieder den Pfiff des Flußbootes durch den Nebel dringen und merkte, daß jemand neben ihr stand und daß sie geschlummert haben mußte. Sie hörte die Pflegerin ruhig sagen: »Sie können nun nach Hause gehen, Mrs. Parkington. Ihre Gegenwart ist hier nicht mehr nötig. Ich habe bereits nach Ihrem Wagen telefoniert.«
Sie dankte der Schwester und erblickte plötzlich Mattie, die zusammengesunken und mit vorgeneigtem Kopf auf ihrem Stuhle fest eingeschlafen war; der Hut war ihr über die Augen gerutscht. Ich muß Mattie einen neuen Hut kaufen, dachte Mrs. Parkington, sie ist so eigen mit Geldausgaben, alles spart sie für ihre Nichte. Sie ging zu ihr, legte leise die Hand auf ihren Arm und sagte sanft: »Komm, Mattie. Wir wollen nach Hause gehen.«

13

Helene war es, die alles in die Hand nahm. So war Helene. Trotz ihrer hängenden Mundwinkel und ihrer teilnahmslosen Unzufriedenheit konnte sie, außer Mrs. Parkington selbst, die einzig wirklich Leistungsfähige der Familie sein. Besonders tüchtig erwies sie sich bei Hochzeiten und Beerdigungen. Mrs. Parkington dachte manchmal, daß ein gut Teil von Helenes Unglück und Gleichgültigkeit daher kam, daß sie zur unrechten Zeit und im unrichtigen Milieu geboren wurde. In einer kleinen Ortschaft in einer begrenzteren Umgebung, mit mancherlei Geschwätz und kleinen Sensationen, hätte Helene glücklich und vielleicht sogar ein ganz brauchbarer Mensch werden können. Sie war für eine kleine Welt geschaffen, und statt dessen hatte man sie in eine große Welt hineingestellt, deren Verantwortung sie weder begreifen noch annehmen konnte.

Nun aber war sie im Hause und erledigte still und zielbewußt alles, was im Zusammenhang mit einer Beerdigung getan werden muß – Telefonanrufe, Anzeigen, Empfang von Besuchen und Blumen und vor allem die Anordnungen mit dem Begräbnisinstitut. Ruhig und von ihrer Aufgabe erfüllt, ging sie ihrer Arbeit nach; selbst die Mundwinkel hingen etwas weniger verzweifelt herunter, als wollte sie eine gewisse innere Befriedigung ausdrücken. Sie wurde sogar mit Miß Beasely fertig, die sich sonst von niemand außer Mrs. Parkington etwas sagen ließ. Und Janie half ihr bei allem; Janie ging ein und aus und erfreute durch ihr bloßes Dasein Mrs. Parkingtons müdes Herz.

Hätte man Mrs. Parkington die Anordnungen für die Beerdigung überlassen, so wären die Kremation und die Beisetzung in aller Stille erfolgt. Aber die Angelegenheit lag nicht ausschließlich in ihrer Hand. Selbstverständlich hielten Helene und Amory eine prunkhafte Bestattung in St. Bart für unumgänglich. Merkwürdig, dachte Mrs. Parkington, wie sehr gerade Leute, deren Wichtigkeit zu schwinden beginnt, auf Wichtigtuerei erpicht sind. Gus hatte sich nie darum zu bemühen brauchen. Es kam alles ungesucht zu ihm; alles, was er tat, war wichtig und aufregend.

Was Mrs. Parkingtons Widerstand besänftigte, war der Gedanke an Alice und an die Art Begräbnis, die sie gewünscht haben würde. Sie hatten zwar nie darüber gesprochen, aber Mrs. Parkington wußte, daß Alice eine ebenso glanzvolle Bestattung gewünscht hätte, wie seinerzeit ihre Hochzeit mit dem Herzog glanzvoll gewesen war. Schließlich waren das die einzigen Augenblicke, da Alice im Mittelpunkt gestanden hatte: Geburt, Hochzeit, Tod. Öffentliche Beerdigungen fand Mrs. Parkington seit langem ebenso abscheulich wie pompöse Hochzeiten; sie kamen ihr vor wie barbarische Überreste einer unzivilisierten Epoche, die noch Zeit für Prunk und Schaustellungen hatte. Wie ich das hasse, dachte sie, durch das Kirchenschiff schreiten, der Neugierde preisgegeben, den langen Weg nach Woodlawn hinausfahren, die ganze Zeremonie der Bestattung von Alices Überresten neben ihrem Vater und ihren Brüdern. Ich hasse das, aber es wird einer Menge Menschen Vergnügen machen. Wie damals, bei der Taufe, als Gus lachend bemerkte: »Dem Kind tut es nicht weh, und vielen Menschen macht es Spaß.« Sie wußte, daß es viele Leute gab, die von Beerdigungen begeistert waren, ja, die aus ihrer Teilnahme geradezu einen Beruf machten. Wenn sie nur nicht die Hauptperson hätte sein müssen; am liebsten wäre sie inkognito gegangen und hätte sich all die Leute angeschaut, all die längst vergessenen

Gestalten einer längst vergangenen Epoche, heruntergekommene, einst wichtige Persönlichkeiten, die nach St. Bart strömen würden, wie man in sein Dorf zurückkehrt, weil sie wußten, daß die Totenfeier für die Tochter der reichen und vornehmen Mrs. Parkington eine große Menschenmenge anziehen würde. Sie würden dort wieder Leute treffen, die sie seit Jahren nicht mehr gesehen hatten, jedenfalls nicht seit der letzten großen Bestattung. Darum sagte sie zu Helene: »Ich überlasse dir gerne alles, meine Liebe.« Und Helene zog die Sache groß auf. Schon die Nachrufe waren glänzend und nahmen viel Platz ein in den Spalten der *Times*, der *Tribune* und des *Sun*. Sie brachten frühere Bilder von Alice, alte Zeitungsberichte über ihre Hochzeit mit dem Herzog de Brantès, ihre späteren Heiraten mit Lionel Swinford und Alfred Sanderson aus Pasadena. Das merkwürdigste war nur, daß mehr als die Hälfte des Raumes dem Andenken des Majors gewidmet war, der nun schon seit dreißig Jahren tot war; sein Ruhm, seine Erfolge, seine aufsehenerregende Karriere ließen ihn, selbst im Grabe noch, wichtiger erscheinen als die meisten Lebenden, jedenfalls bedeutend wichtiger als irgendeinen seiner Nachkommen. Blumen kamen in großen Mengen, in Körben, Decken, Kübeln, in Kränzen und Arrangements. Sie wurden Mrs. Parkington zur Last, und sie war sich durchaus klar darüber, daß diese Flut von Blumen nicht Alice oder Alices Gedächtnis galten, sondern eine Huldigung für sie selbst sein sollten, weil sie reich, mächtig und eine wichtige Persönlichkeit war. Wäre sie vor ihrer Tochter gestorben, würden für diese wohl nur noch armselige Blumenspenden übriggeblieben sein. Nach ihrem Tode, das wußte Mrs. Parkington, würde alles auseinanderfallen; wenige Jahre noch, und die ganze Familie würde in Vergessenheit geraten und nur die Erinnerung an den Major in der Geschichte weiterleben. Amory kam nur ein einziges Mal ins Haus, und sie richtete es

so ein, daß sie ihn allein sprechen konnte. Der Todesfall hatte die Angelegenheit ihres Enkels in den Hintergrund geschoben. Er trank viel, doch trotz seiner blutunterlaufenen Augen und seines aufgedunsenen, einst so schönen Gesichts versuchte er, Haltung zu bewahren.

Er hatte keine Ahnung, wie weit die Untersuchung gediehen war, noch was für Absichten das Gericht haben mochte, aber es war klar, daß er jede Hoffnung aufgegeben hatte und auch keinen Versuch mehr unternahm, sich zu retten; vielleicht, dachte er, würde in letzter Minute noch ein rettender Zufall eingreifen. Er war finster und mürrisch: »Es ist egal«, sagte er, »es ist alles ganz egal. Es ist jedenfalls das Ende von allem – von unserer ganzen Gesellschaftsklasse. Die ganze Welt geht zum Teufel. Ich kann geradesogut eine Zeitlang ruhig im Gefängnis sitzen.«

Wie dumm sich das anhörte! »Was meinst du, wenn du sagst, unsere Gesellschaftsklasse, Amory? Ich wüßte nicht, daß ich zu irgendeiner Gesellschaftsklasse gehöre. Ich habe zufällig sehr viel Geld, aber das ist nebensächlich.«

»Ich meine damit all die Leute, die Prinzipien haben, die in dem Glauben aufgewachsen sind, daß Tradition und Anständigkeit und eine verantwortliche Regierung wichtig sind«, erwiderte Amory schwerfällig. Sie gab keine Antwort. Sie dachte nur: Du armer Narr. Man konnte nicht mit ihm reden. Selbst seine Ausdrücke kamen ihr sinnlos vor oder so mißdeutet, daß eine Unterhaltung gar keinen Wert mehr haben konnte. In einem seltenen Anflug von Humor meinte er lachend: »Na, Helene ist wenigstens restlos glücklich, für einmal. Ich glaube, sie hätte Totengräber oder wenigstens Begräbnisunternehmer werden sollen.«

Am Tage vor der Bestattung kam Janie zu ihrer Urgroßmutter zum Tee. Mrs. Parkington hatte dafür gesorgt, daß sie in ihrem Boudoir ungestört blieben. »Großmütterchen«, sagte Janie plötzlich, »glaubst du, daß Tante Alice jemals

glücklich gewesen ist?« Und ohne zu zögern antwortete Mrs. Parkington: »Nein, Liebling. Vielleicht vorübergehend, hin und wieder. Einmal hatte sie einen kleinen Terrier, den sie sehr liebte. Er hieß Sally.« Nach einer Pause fügte sie hinzu: »Glück ist ein seltsam Ding. Menschen, die es nie gekannt haben, sind vielleicht nicht einmal ganz unglücklich. Ich weiß nicht, ob Alice jemals bewußt wurde, daß sie unglücklich war. Manchmal denke ich, daß ihr Leben nur immer unerträglich eintönig gewesen ist, aber das hatte seine Ursache in ihr selbst. Die Außenwelt konnte da herzlich wenig helfen.« – »War sie in keiner ihrer Ehen glücklich?« »Nein. Ich glaube nicht. Weißt du, meiner Ansicht nach kann ein Mensch nur im Verhältnis zu dem, was er ausübt, glücklich sein. Manchmal denke ich, es kommt gar nicht so sehr darauf an, was man gibt, sondern daß man etwas gibt. Dein Urgroßvater war nicht immer ein guter Mensch, aber er gab viel. Er gab eigentlich mehr, als er jemals von anderen genommen hat, und ich meine damit nicht Geld. Geld ist leicht auszugeben, ob es jetzt eine Kupfermünze für den Bettler oder eine Million für Wohltätigkeit ist. Das hat nichts zu bedeuten. Nur was man von sich selbst hergibt, bringt einem wieder etwas ein, Zeit, Vergnügen, Anregung. Siehst du, deine Tante Alice hat nie das geringste zu geben gehabt, und so hat sie auch nichts empfangen. Sie hat nur vegetiert. Ich bezweifle, daß sie jemals glücklich oder unglücklich war. Vielleicht hätte sie glücklich werden können, vielleicht wäre sie ganz anders geworden, wenn nicht das viele Geld ihres Vaters dagewesen wäre. Es hat ihr alle Möglichkeiten geraubt. Es hat ihr ganzes Leben mißgestaltet.« Lange Zeit schwieg Janie und blickte nur auf ihre abbrennende Zigarette nieder. Mrs. Parkington beobachtete sie heimlich und fragte sich, was dies alles dem Kinde bedeuten könne. Plötzlich hob Janie den Kopf und sagte ernst: »Großmama, ich habe in letzter Zeit viel über all das nach-

gedacht, und da bin ich genau zu demselben Schluß gekommen. Ich glaube, meine Mutter ist unglücklich, weil sie nie den geringsten Spaß gehabt hat. Alles wurde immer für sie getan. Alles ging immer wie von selbst. Sie hat nie irgendwelche Aufregungen gehabt. Sie hat nie etwas erkämpfen müssen. Nichts ist ihr jemals zu einem Abenteuer geworden.«
Da Mrs. Parkington schwieg, fuhr Janie rasch fort, als strömte lang Verhaltenes aus ihr hervor: »Großmütterchen, ich will kein Geld haben. Ich möchte gar kein Geld, nur das, was Ned und ich selber verdienen. Du kannst es all den anderen hinterlassen. Die werden es brauchen, weil sie ohne Geld nicht weiterleben können. Ich möchte Ned heiraten und meinen Haushalt selber besorgen, oder Arbeit suchen, und mit ihm weggehen, irgendwohin, in eine kleine Stadt... wie Pioniere. Ich möchte fort von allem, was ich kenne.«
Scheu blickte sie zu ihrer Urgroßmutter auf. »Komme ich dir sehr kindisch vor?«
Mrs. Parkington lächelte. »Nein, das finde ich nicht. Aber du mußt dich auch hüten, das Geld zu unterschätzen. Eigentlich kommt es nur darauf an, wie du es verwendest, gewissermaßen, was du dafür kaufst. An und für sich ist es wertlos, erst was du dafür eintauschst, macht seinen Wert aus. Die meisten Leute erhandeln sich Plunder damit, und so finden sie weder Weisheit noch Befriedigung, noch Selbstachtung darin. Man kann das alles nicht mit Geld kaufen.«
Die alte Dame stellte ihre Teetasse ab und fragte: »Hast du jemals mit Ned darüber gesprochen? Vielleicht möchte er gerne, daß du Geld hättest. Er hat da Mitspracherecht.«
»Ich habe nie so rundheraus mit ihm darüber gesprochen, wie wir es jetzt tun, aber ich weiß, der Gedanke quält ihn, daß ich einmal reich werden könnte. Es ist ihm unangenehm. Er möchte viel lieber, daß ich für meinen Unterhalt arbeite, wie andere Leute auch.«
Sie wurden unterbrochen durch Janies Mutter, die nach

kurzem Anklopfen ruhig und fast heiter ins Zimmer trat. »Ich habe es wirklich fertiggebracht«, sagte sie, »Bischof Burchard wird persönlich die Leichenrede halten. Ich glaube, Tante Alice hätte sich darüber gefreut.« – »Das ist ja sehr schön«, entgegnete Mrs. Parkington, »Alice würde sich bestimmt gefreut haben. Ich danke dir vielmals, Helene.«
Aber eigentlich dachte sie gar nicht daran, ob jetzt Bischof Burchard persönlich das Amt halten würde oder nicht. Sie mußte plötzlich an des Bischofs Großvater denken, den Gus sich damals für eine neue Heizanlage und fünfzigtausend Dollar gekauft hatte, und an seine Frau mit dem Pferdegesicht, die sie damals im Hotel Brevoort besucht hatte. Es war gewissermaßen eine Gangsterfamilie, die ihr Gewerbe im Schoße der Kirche ausübte – drei Generationen von Bischöfen. Gus hatte es vorausgesehen, daß Reverend Burchard seinen Weg machen würde. Sein Enkel schüttelte einem mit der gleichen Falschheit die Hand und legte in seinem überheblichen Lächeln eine Reihe Zähne bloß, die ebenso künstlich schienen wie der ganze Mensch. Und er sprach im gleichen salbungsvollen Ton...
Am Nachmittag der Bestattung regnete es; das hinderte die Menschenmenge jedoch keineswegs, die Kirche bis auf den letzten Platz zu füllen und draußen Spalier zu stehen, um die vornehme Welt vorfahren zu sehen. Die Familie betrat die Kirche durch eine Nebentür, aber als Mrs. Parkington am Hauptportal vorbeifuhr, lüftete sie ihren Schleier ein wenig, um sich die Menschenmenge anzusehen. Es waren wenig junge Menschen darunter. Es waren meist Frauen, ältere oder mittleren Alters, die sich noch daran erinnern konnten, daß die Frau, der das heutige Amt galt, einst Herzogin de Brantès und die Tochter des berühmten Major Parkington gewesen war. Manche von ihnen hatte gewiß seinerzeit die Beschreibung der Hochzeitsfeierlichkeiten in Newport gelesen. Sie war froh über den Trauerschleier, der

ihr gestattete, die Leute zu betrachten, ohne selbst gesehen zu werden. Niemand konnte bemerken, daß ihre Augen ohne Tränen waren; es war nicht nötig, Trauer und Schmerz zu heucheln. Und er erlaubte ihr, unbemerkt auch die Gesichter um sie her zu beobachten.

Während sie von der Sakristei aus zu ihrem Platz schritt, sah sie, daß alles genauso war, wie sie es erwartet hatte. Die Kirche war mit Neugierigen gefüllt. Sie erkannte alle möglichen Gesichter – die alte Mrs. Sackville und ihre Tochter, die alte Jungfer. (Sie hatten ihr Geld längst verloren. Sie hatte seit Jahren nichts mehr von ihnen gehört. Annie Sackville war einst sehr hübsch und elegant gewesen.) Und die Manson-Zwillinge, beide verwitwet, die bald siebzig sein mußten. Und Jim Donaldson, ein versoffener Kerl, dem Gus vor langer Zeit geholfen hatte, als er in der Herkules-Minen-Affäre alles verloren hatte. Und Sarah Goodson, von der behauptet wurde, daß sie ihre Wohnung in der Fifth Avenue niemals verließ, außer zu Beerdigungen. Während der fünfzig Schritte, die sie an Amorys Arm ging, sah sie eine Menge bekannter Gesichter und wohl ein Dutzend andrer, die ihr bekannt vorkamen, und jedes brachte Erinnerungen an längst vergangene Zeiten mit, an Geschichten, die schon zu Legenden geworden waren.

Diese Trauerfeier war einer der letzten wahrhaft vornehmen Anlässe dieser Art, und sie bedauerte nur, gewissermaßen Hauptdarstellerin in dem Stück zu sein; viel lieber hätte sie unter den Zuschauern gesessen und sich mit dem Studium all der Physiognomien abgegeben. Ihr wurde klar, daß die Überlebenden einer im Verschwinden begriffenen Welt sich wie Schafe um sie geschart hatten, um der Bestattung eines ihrer letzten Mitglieder beizuwohnen. In wenigen Jahren würden die meisten von ihnen ebenfalls unter der Erde liegen, ihre Häuser geschlossen oder niedergerissen sein. Pferde und Jachten der meisten von ihnen waren längst

dahin, mit allem Tand und Flitter, mit aller Überheblichkeit und Gewöhnlichkeit ihrer Zeit. Die Welt hatte sie längst überholt; über manche hatte sie sich lustig gemacht, viele hatte sie ruiniert, die meisten hatte sie längst vergessen. Mrs. Parkington hatte lange genug gelebt, um die Welt, aus der diese Geister noch einmal aufzutauchen schienen, im Entstehen, in der Blüte und im Niedergang gesehen zu haben. Sie hatte einstmals dazugehört, aber auf wundersame Weise war sie entronnen in diese andere, neue Welt, außer Reichweite der meisten von ihnen; in eine Welt, wo Männer wie Richter Everett und Louis Fletcher lebten, eine Welt, die ewig und unzerstörbar war, weil sie auf den ewigen Grundlagen menschlicher Zivilisation ruhte.

In der prunkvollen Modekirche wirkte das Schauspiel wie eine sarkastische Glosse auf die Armseligkeit der Menschheit. Alice war reich gewesen und eine Herzogin, aber das war es nicht, was all diese Leute hierhergebracht hatte; sie waren erschienen, weil ihnen die Trauerfeier den Vorwand gab, noch einmal alle zusammenzukommen. Wie Schafe zusammengedrängt, fühlten sie sich weniger einsam. Die alte Dame erkannte plötzlich, daß sie und Gus, obschon sie zeitweise inmitten dieser Welt gelebt hatten, doch nie wirklich dazugehört hatten. Sie hatten das alles gesehen und durchschaut; sie hatten wie Mieter in einer Mietwohnung gelebt und sie schließlich aufgegeben. Lange vor Gus' Tod hatten sie jeder seine Umgebung gewählt, Gus die leichtsinnige, lebenshungrige Welt deklassierter, aber menschlicher Gestalten, und sie selbst einen Kreis, in welchem Schönheit und Geist Geltung hatten. Ihre Wahl hatte nichts mit Geld zu tun. Was sie erreichten, war nicht mit Geld zu kaufen; sie hätten beide genau das erwählt, auch wenn sie Bettler gewesen wären. Sie waren der letzten Unfeinheit, alles nur zu kaufen, entronnen. Als sie ihren Kirchenstuhl erreichte, fühlte sie sich plötzlich sehr stolz, auf Gus und

auch auf sich selbst. Sie hatten beide Glück gehabt. Sie war an Amorys Arm in die Kirche geschritten, weil dies die Etikette erforderte, da die ganze Feier eine Apotheose der gesellschaftlichen Konvention war, mußte sie eben durchgeführt werden, so unangenehm es ihr auch sein mochte. Jedoch beim Platznehmen im Kirchenstuhl gelang es ihr, Mattie auf der einen Seite und Janie auf der anderen zu haben.

Wie schade, dachte sie, daß Alice die ganze Prachtentfaltung und all die Blumen nicht mit ansehen konnte; aber vielleicht konnte sie sie ja sehen. Sie hatte das merkwürdige Gefühl, als sei Alice gar nicht weit weg, als sei sie nur jenseits eines Vorhangs und nehme auf ihre Art teil an ihrer eigenen Bestattung. Auch fragte sie sich, ob wohl alle alten Leute ohne Furcht vor dem Tode, aber auch ohne besondere Sehnsucht danach waren, sondern ihn wie etwas Gleichgültiges, wie Sonnenaufgang oder -untergang hinnahmen. Vielleicht hatten auch andere die merkwürdige Gewißheit, daß der Tod des Leibes nicht das Ende der geistigen Wesenheit ist, sondern nur eine Unterbrechung auf einer Reise, gleichsam das Umsteigen von einem Fahrzeug ins andere. In jungen Jahren, damals, als ihre Söhne gestorben waren, hatte ihr Schmerz nicht der physischen Tatsache des Todes gegolten, sondern der Gewißheit, daß sie nie wieder ihr Lächeln sehen, nie mehr ihre Stimmen durchs Treppenhaus rufen hören würde, noch Herberts und besonders Eddies lautes Lachen, das ihn Gus so ähnlich machte. Bei Gus' Tod hatte sie diesen Schmerz nicht empfunden. Damals hatte sie sich nur unendlich vereinsamt gefühlt, und ein- oder zweimal, wenn sie besonders müde war, hatte sie den Tod herbeigesehnt. Nun aber, bei Alices Bestattung, bewegte sie nichts Derartiges mehr, sie empfand nichts, weder in bezug auf Alices Tod noch im Hinblick auf ihr eigenes, nicht mehr fernes Hinscheiden.

Und während sie auf die Eröffnung des Gottesdienstes war-

tete, dachte sie, daß sie vielleicht deshalb weder Groll noch Bitterkeit empfand, weil ihr eigenes Leben so angefüllt war mit menschlichen Erfahrungen, daß es, wie ein gutes Buch, das man gerne gelesen hat, endlich zur letzten Seite kommen mußte. Vielleicht wurde ihr diese heitere Klarheit jetzt zuteil, weil sie im Leben gleichermaßen Leid und Freud erlebt hatte; merkwürdigerweise erinnerte sie sich in diesem Zusammenhang an einen Ausspruch des Herzogs; es war an jenem Tage gewesen, als sie ihn durch Erpressung gezwungen hatte, sich anständig zu benehmen – da hatte er gesagt: »Unser Körper ist die Ursache vieler Leiden. Ist es da nicht richtig, daß er uns auch möglichst viel Freude verschafft?« Das könnte auch auf die menschliche Erfahrung zutreffen – hat ein Mensch zuviel Glück und Befriedigung, oder zuviel Kummer und Leid, so wird selbst der Geist deformiert; zum Schluß fühlt er sich unvollkommen und ohne jene ruhige Klarheit, die allein ihm ermöglicht, der Tatsache des Todes heiter und gefaßt entgegenzusehen. Sie hatte in ihrem Leben alle Höhen des Glücks und alle Tiefen des Leides ausgekostet; jetzt, in der Erinnerung, fand sie darin eine vollkommen ausgeglichene Harmonie.

Durch den Schleier sah sie den Bischof dem Altar zuschreiten und merkte erst jetzt, daß die Orgel bereits das Lied angestimmt hatte. Sie hatte dessen Anfang nicht bewußt in sich aufgenommen, aber es mußte doch wohl ihr Unterbewußtsein berührt und ihren Gedankengang beeinflußt haben. Die Musik war von einer wunderbaren Fülle und Schönheit, sie erhob einen über sich selbst. Kein anderes Lied konnte schöner sein im unerschütterlichen Bekenntnis des Glaubens, keines so wunderbar in Text und Melodie. Ihr Herz sang: »*Ein' feste Burg ist unser Gott*« und war nicht mehr bei der Trauerfeier für ihre Tochter in der vornehmen Modekirche von St. Bart, sondern in einer kleinen Barockkirche in Badgastein.

14

Das Kirchlein, so hatte sie damals schon empfunden, war ganz, wie Kirchen sein sollten, rot und blau und golden mit schwebenden Cherubim. Draußen strahlte ein sonniger Herbsttag; Erich saß an der Orgel, und die Abendsonne lag auf seinem rotgoldenen Haar. Er hatte vom Organisten die Erlaubnis erhalten, die Orgel zu benützen, und hatte ihr nun Fugen von Bach vorgespielt; geduldig erklärte er ihr die Musik, für die sie damals erst allmählich Verständnis zu gewinnen begann. Und ganz unvermittelt war es von Bachs Fugen in einen Choral übergegangen. »›*Ein' feste Burg*‹, auch das ist herrliche Musik, die herrlichste von allen!« sagte er. Während sie ihm zuhörte, geschah etwas in ihrem Innersten. Sie hatte plötzlich die Gewißheit, daß das, was sie mit Erich verband, gut und rein sei und daß sie bis an ihr Lebensende bereuen würde, dieses Große abgewiesen zu haben. Solch einem Erlebnis, das fühlte sie, begegnete eine Frau nur einmal im Leben. Es war ganz anders als ihr Gefühl für Gus. Es betraf etwas, das Gus weder kannte noch je begreifen konnte; infolgedessen tat sie ihm kein Unrecht und nahm ihm nichts weg, das ihm gehörte. Sie wußte, daß sie um ihrer selbst willen ihrem Gefühl für Erich nachgeben mußte, wenn ihr Leben Vollkommenheit erreichen sollte.

Sie redete sich diese Dinge nicht ein; sie kamen zu ihr, von außen, vom letzten Sonnenstrahl, von der herrlichen Musik selbst. Aus der Musik drang eine Stimme zu ihr, der sie willig Gehör schenkte. »Dies ist eine wunderschöne Welt«, sagte die Stimme. »Sie ist voller Schönheiten, die Gott selbst

zur Freude der Menschheit geschaffen hat. Die Menschen, welche diese fröhliche kleine Kirche erbaut haben, wußten darum. Der Mensch, der die ganze Herrlichkeit in diese Musik schrieb, die du nun hörst, kannte sie. Die Maler, alle Künstler, alle jene von Gott besonders Begnadeten, waren erfüllt davon. Diese Macht und Herrlichkeit zu leugnen ist Sünde.« Sie wußte plötzlich, daß Erich sie in diese kleine Kirche gebracht hatte, um sie zu gewinnen, da alles andere sie nicht zu bewegen vermochte und er jung, leidenschaftlich und verliebt war. Aber war es nicht merkwürdig, daß sie durch einen Choral verführt werden sollte?

Sie sah ihn wieder deutlich vor sich, wie er sich ihr zuwandte und sein Lächeln sie einhüllte, als wäre es noch ein Teil der verhallenden Musik. Sie sah seine gerade Nase, den großen Mund, die dunklen Augen in dem von der Höhensonne gebräunten Gesicht.

Über den kleinen Wildbach, der das Dorf teilt, kehrten sie zum Hotel zurück. Wie an den vorhergehenden Abenden speisten sie zusammen und saßen noch lange trinkend, plaudernd und sinnend auf der kleinen Terrasse über dem rauschenden Fluß; später begleitete sie den jungen Mann durch die Mondnacht zu dem kleinen Hotel, wo er wohnte, dieser junge Mensch, der im Sommer Bergtouren machte und im Winter Ski fuhr.

Sie hatte bis heute, da sie hier zwischen Mattie und Janie saß, nie wirklich begriffen, was die bedenkenlose Tollheit jener Nacht und der darauffolgenden Tage ausgemacht hatte. Später, auch als sie die Nachricht von Erichs Tod erreichte, kam es ihr immer vor, als sei sie in Badgastein eine andere gewesen, eine Fremde; als könne sie selbst, Mrs. Augustus Parkington, Frau und Mutter, unmöglich das getan haben, was sie tat, ja, daß sie es vielleicht überhaupt nie erlebt habe. Es war zu einer Zeit geschehen, da Gus mehr als sonst von seinen Riesenunternehmungen in

Anspruch genommen war und, wohl zum erstenmal in seinem Leben, keine Zeit für Frauen hatte, die ihm nur als zeitweilige Notwendigkeit vorkamen, aber sonst nichts bedeuteten. Sie befand sich in Badgastein, weil er sie zur Kur dorthin geschickt hatte; vermutlich wollte er sie aus dem Wege haben, vielleicht aus einem gewissen Schamgefühl, weil seine Machenschaften rücksichtsloser und zweifelhafter sein mochten als gewöhnlich. Nie würde sie das erfahren, denn Gus hatte es ihr nie gesagt, und nun war er tot. Krank und niedergeschlagen war sie nach Badgastein gekommen; tief beunruhigte sie der Gedanke, daß das, was zwischen ihr und Gus gewesen, nun vielleicht im Entschwinden war, wenigstens von Gus' Seite. Sie hatte gedacht (sie erinnerte sich jetzt, im Kirchenstuhl von St. Bart sitzend, genau): Vielleicht gefalle ich ihm nicht mehr. Vielleicht war unsere Liebe nur in körperlicher Leidenschaft begründet, und das ist nun vorbei und mit ihr das Vertrauen, die Freude, der ganze Reiz unseres Beisammenseins.

Sie hatte sich geirrt, denn jener Teil ihrer Liebe überlebte alles, aber sie erfuhr es erst später, nach ihrer Trennung von Erich, als zwischen ihnen alles vorüber war. Was sie damals nicht wußte, nun aber längst erfahren hatte, war, daß Männer – besonders Männer von Gus' Format –, wenn sie besessen sind von ihren Plänen und ihrem Ehrgeiz, Liebe und Frauen vollkommen vergessen können; aber wenn sie erreicht haben, was sie erstrebten, dann wenden sie sich ihnen mit dem alten oder mit neu entfachtem Feuer wieder zu.

Trotz allem erfüllte sie die Erinnerung an Erich auch heute noch mit einem warmen Glücksgefühl. Er war in vielen Dingen ganz anders gewesen als Gus: sorglos und frei, ohne Ehrgeiz und nur darauf bedacht, aus jedem Tag, jeder Stunde, ja jeder Minute so viel Freude und sinnlichen Genuß herauszuholen als nur möglich. Sie hatte aus dem Abenteuer in Badgastein sehr viel gelernt, ein Wissen, das Gus

ihr niemals hätte vermitteln können und das sie allein niemals erreicht hätte. Sie hatte gelernt, daß man nicht zuviel bedenken und berechnen darf, sondern daß man die Freude und die Schönheit jedes Augenblicks erfassen muß; in der kurzen Zeit hatte Erich sie gelehrt, in die Dinge hineinzusehen, und sie hatte erkannt, daß man nicht nur mit dem Geist oder dem Willen leben kann, so klug man auch sein mag. Die gescheitesten Leute, die sie kannte, waren oft die ärmsten, da sie es nicht vermochten, aus dem reichen Quell des Lebens ihr volles Maß der Freude zu schöpfen. Vielleicht hatte sie dank all dem, was sie von Erich gelernt hatte, später keine Reue empfunden. Sicher verdankte sie Erich die Erkenntnis der innersten Schönheit des Chorals »*Ein' feste Burg*«.

Das alles waren Dinge, die man nicht laut sagen durfte, denn für Menschen ohne Klugheit und Unterscheidungsvermögen konnten sie gefährlich werden. Man gibt auch einem Säufer nicht den feinsten Wein, da ihm der gemeinste Alkohol gleiche Befriedigung zu geben vermag. Vielleicht war das der Grund, weshalb es Kirchen gab und strenge moralische Gesetze, Schranken und Ermahnungen – zum Schutze der vielen, die nicht stark und weise genug waren, um zu höherer Weisheit und Erkenntnis durchzudringen. Plötzlich fiel ihr einer von Gus' gepfefferten Witzen ein: ». . . viel zu gut für die Banausen. . .«, und gleichzeitig hörte sie Bischof Burchards salbungsvolle Stimme vorlesen: »Ich bin die Auferstehung und das Leben. . .«, und sie dachte: Was bin ich für ein schlechtes altes Weib, unbußfertig und unverbesserlich, daß ich an solche Dinge denke bei der Bestattung meiner eigenen Tochter!

Und doch sagte ihr eine Stimme: Das alles ist wichtiger als die Begrenztheit von Alices Leben, die letzten Endes an ihrer eigenen Leere starb, weil in ihrem Leben nichts war von der Wärme und dem Reichtum, den nur Menschen wie

Gus und Erich in ihrer unmittelbaren, kompromißlosen Einstellung zum Leben zu geben vermögen. Arme Alice, der niemand jemals hatte helfen können!

Aber da sie den Bischof nicht ausstehen konnte und seine weltgewandte Art verachtete, war es ihr unmöglich, seiner salbungsvollen Litanei weiter zuzuhören; sie glitt wieder in die Erinnerung an Badgastein zurück. Sie sah Erich wieder, wie er das letztemal vor ihr gestanden hatte, als er zum Salzburger Bahnhof gekommen war, um sich von ihr zu verabschieden. Er war in Lederhosen und offenem Hemd, weil er gleich darauf nach Berchtesgaden fahren und den Berg ersteigen wollte, den Jahre später Hitler zu seinem Adlerhorst wählte. Er hatte sie nicht umarmt, wegen der Leute, die um sie waren und wegen Mattie, die fortfuhr, so zu tun, als hätte sie nichts bemerkt. Sie waren nicht über die üblichen Formalitäten hinausgekommen: Händeschütteln und belanglose Phrasen. »Im April werde ich in Paris sein. Bis dahin...«

Der Orient-Expreß fuhr ein; sie ging ans Abteilfenster und sah ihn zum letztenmal, wie er zu ihr aufschaute, eine blonde Locke in der Stirn. Er ist schön, strahlend und gesund, dachte sie, nie werde ich wieder etwas Ähnliches sehen und erleben. Denn sie wußte genau, daß sich dieses Band nach einer Unterbrechung von Monaten oder Jahren nicht wieder anknüpfen ließ. Es gab keine Rückkehr zu dieser lieblichen österreichischen Welt, wenn sie einmal davon getrennt war. Was geschehen, war vollkommen, doch nun war es zu Ende. Sie würde ihn nie wiederzusehen versuchen. Sollte sie ihm je wieder begegnen, vielleicht nach Monaten, vielleicht nach Jahren, so würde sie ihn wie einen alten Freund begrüßen; die Leidenschaft wäre dann erloschen, und an ihrer Stelle würde stille Wehmut sein.

Nachdem der Zug abgefahren war, blieb sie am Fenster stehen und tat, als betrachte sie aufmerksam die vorüber-

ziehende Gegend; sie wagte nicht, Mattie in die Augen zu schauen; aber die herabrollenden Tränen, die sie mit dem Taschentuch abwischen mußte, verrieten sie – doch waren es weniger Tränen des Schmerzes als der Dankbarkeit dafür, daß ihr dieses Glück begegnet war. Mattie, welche damals noch einen leicht fremden Akzent hatte, den sie jetzt wieder zu hören schien, sagte: »Eine kleine Flasche Champagner würde Ihnen guttun, Mrs. Parkington.«

Das war das einzige Mal, daß Mattie verriet, daß sie verstand, was geschehen war, und daß auch sie irgendwie das zu sehen vermochte, was *hinter* den Dingen lag. Niemals, seit jenem Tag und bis heute, da sie nebeneinander im Kirchenstuhl saßen, hatte Mattie seinen Namen genannt oder Badgastein erwähnt. Nur jeweils zu Weihnachten, wenn das kleine Orchester auftrat, um Wiener Walzer zu spielen, vermied Mattie es, sie anzusehen. Manchmal verschwand sie spurlos, die ganze Zeit über, da die Musiker im Haus waren, und nie unternahm Mrs. Parkington den Versuch, sie zu rufen oder ausfindig zu machen.

Sie hatte Erich nie wiedergesehen; durch Annie Pulsifer, die keine Ahnung von den Zusammenhängen hatte, erfuhr sie, daß er beim Klettern in den Tiroler Bergen ums Leben gekommen war. Doch zu jener Zeit wußte sie schon, daß die Liebe zwischen ihr und Gus unzerstörbar war, und Erichs Gestalt hatte etwas Unwirkliches, Traumhaftes bekommen. Plötzlich stieß sie jemand in die Seite, und sie hörte Mattie flüstern. »Es ist fertig, Mrs. Parkington.« Die Versammlung hatte sich erhoben, und die Männer schleppten die Kränze und Blumen hinaus. Am liebsten hätte sie Mattie gesagt: »Wenn du wüßtest, wo ich während der ganzen Feierlichkeit war!« Doch sie nahm sich zusammen. Wie wundervoll, dachte sie, daß man ein befriedigendes, reiches Leben gehabt hat, zu dem man zurückkehren kann, wenn die Gegenwart allzu langweilig ist.

Noch stand ihr die bedrückende Fahrt zum Friedhof bevor und die kurze Rede dort. Ihr schien, als müßte sie sagen: »Nun komm, Alice, bringen wir die Sache zu Ende. Schrecklich langweilig, aber so viele Leute haben Spaß daran.« Sagen durfte man so etwas natürlich nicht, die Leute würden einen für verrückt halten.

Die Orgel spielte, doch war die Herrlichkeit von »*Ein' feste Burg*« schon lange verklungen. Es war nur noch ein farbloses evangelisches Kirchenlied.

15

Alices Tod und Bestattung bildeten eine kurze Unterbrechung im geregelten Fluß von Mrs. Parkingtons Geschäftigkeit und brachten ihr auf etwas merkwürdige Art eine kurze Entspannung von schwerer Verantwortung. Alle Versammlungen, Bettelbriefe und Familiensorgen waren während der drei Tage beiseite geschoben worden. Dank diesem Todesfall war es Mrs. Parkington vergönnt, drei Tage lang ruhig und fast untätig dahinzuleben, ohne die ewige Störung durch das Telefon und Miß Beaselys lästige gute Absichten. Sie haßte das Telefon über alles und bediente sich seiner nur, wenn es gar nicht zu vermeiden war. Sie hielt es für eine Ausgeburt des Teufels. Es gestattete jedem, sich in das Leben anderer einzudrängen, sich in Geschäfte zu mischen, die Ruhe zu stören. Eigentlich hatte kein Mensch das Recht, Antwort auf einen telefonischen Anruf zu verlangen, genausowenig, wie man jemand willkommen hieße, der plötzlich ins Badezimmer eindringt, wenn man gerade in der Wanne liegt.

Aber am Morgen nach der Bestattung fing alles wieder von neuem an. Miß Beasely bekam eine lange Liste von Aufträgen zu erledigen. Und das Schlimmste von allem, Amorys Unglück, war wieder da, drohender denn je. Mrs. Parkington gab sich Rechenschaft, daß sie so gut wie gar nichts unternommen hatte, um die Situation zu klären, und nun hatte Amory, wie paralysiert, sich selbst aufgegeben und im Trunk Zuflucht gesucht.

Während sie frühstückte, überflog sie die Zeitungen, fand

aber nirgends auch nur die leiseste Andeutung über Amorys Angelegenheit. Die Nachrichten aus der großen Welt waren schlecht; es war eine kranke, verrottete Welt, und weder sie noch vielleicht das Kind Janie würde es anders erleben. Etwas später sagte sie zu Miß Beasely: »Ich habe die Absicht, eine Gesellschaft zu geben. Wollen Sie bitte die Gäste notieren und Karten schicken an Dr. Fletcher und Frau, Richter Everett und Frau, Herbert Edmonds – er ist gegenwärtig in Washington im Mayflower – an Graf Sforza und an den holländischen Minister. Andere werden später hinzukommen.«

Sie dachte: Die Frauen wäre ich am liebsten los, aber da ist nichts zu machen. Die Frauen berühmter Männer leiden so oft an tiefsitzenden Minderwertigkeitsgefühlen und versuchen es auf jede Weise, sich besonders ins Licht zu setzen, je älter sie werden. Oh, ich werde träge und unlustig, es ist höchste Zeit, daß ich mich wieder ein wenig für die Außenwelt interessiere. Ich habe in letzter Zeit zu viel Familienkram.

Miß Beasely, mit gezücktem Bleistift, fragte: »Welches Datum, Mrs. Parkington?«

Sie überlegte einen Augenblick. »Sagen wir, in zehn Tagen. Die Leute haben heutzutage soviel zu tun.« Sie blätterte ihren Tageskalender um. »Das wäre also Donnerstag, der dreiundzwanzigste. Und sagen Sie, daß mit Rücksicht auf die Trauer die Gesellschaft ohne jede Förmlichkeit gehalten wird – ein einfaches Essen unter Freunden.« Sie gab ihr noch eine ganze Anzahl weiterer Instruktionen und sagte zum Schluß: »Rufen Sie Richter Everett an und fragen Sie ihn, ob er gegen vier Uhr vorbeikommen könnte. Wenn Sie mich brauchen, bin ich unten. Ich will einige von den vielen Blumen wegschaffen lassen. Ihr Duft dringt bis hier herauf.« Der schwere, penetrante Duft der Lilien belästigte sie am meisten. Es waren, nach ihrer Ansicht, so aus-

gesprochene Friedhofsblumen, und nun, da die Trauerfeier und die Beerdigung stattgefunden hatten, sollten möglichst alle Erinnerungen daran verschwinden. Sie würde Alice deswegen nicht vergessen. Alice würde immer bei ihr sein und sie unablässig daran mahnen, daß sie trotz allem versagt und nicht vermocht hatte, ihrer eigenen Tochter zu helfen. Sie hatte das merkwürdige Gefühl, als sei Alice nun ganz zu ihr gezogen und teile das Haus mit ihr. Im Tode hatte Alice endlich heimgefunden.

Eine Unmenge Topfpflanzen waren nicht zum Krematorium, sondern in Mrs. Parkingtons Wohnung geschickt worden, und Taylor hatte sie sehr stolz überallhin verteilt, auf Tische, in Fensternischen, am Boden, am Kamin, während Mrs. Parkington mit anderen Dingen beschäftigt war. Es waren teure, wunderschöne Blumen, aber es waren deren zu viele. Das Haus sah aus wie ein Blumenladen, und der fremdländische Duft war überwältigend. »Rufen Sie den Blumenhändler an«, sagte sie zu Taylor, »und bitten Sie ihn, seinen Lieferanten zu schicken. Ich möchte einige von den Blumen wegschaffen lassen. Es sind wirklich zu viele. Wenn Sie mir behilflich sein wollen, will ich die zusammenstellen, die man in Spitäler verteilen soll. Einige sind zu schwer für mich.«

Tief gekränkt rief Taylor den Blumenhändler an und kam dann, um ihr beim Wegstellen der schweren Töpfe zu helfen. Er war außer sich, daß sie zurückgeschickt werden sollten. Es war ihm, als weise Mrs. Parkington ihr eigenes Prestige zurück.

Während sie arbeiteten, sagte Taylor: »Es war eine schöne Bestattung, Madam. Außerordentlich vornehm.«

»Ja, sehr vornehm.« Aber sie hätte nicht gewußt, wieso.

Und plötzlich fiel ihr ein, daß Madeleine und ihr Cowboy nicht dabeigewesen waren. Madeleine hatte von Nassau aus telegrafiert, sie würde per Flugzeug kommen, aber sie war

nicht angekommen. Sie bedauerte es, nicht der Mißachtung der Familie wegen noch weil sie Madeleine vermißte, aber sie hätte Al gerne wiedergesehen. Während sie die letzten schwer duftenden Lilien hinausstellten, schien es ihr, als sehne sie sich nach Als hagerem Antlitz mit den klaren blauen Augen mehr als nach sonst irgend jemand in der Welt, selbst mehr als nach Ned und Janie.

Richter Everett erschien pünktlich um vier und brachte keine guten Nachrichten. Er hatte auch, wie ihr Anwalt, mit jedem einzelnen der Geschädigten gesprochen und dabei die erstaunliche Feststellung gemacht, daß alle, selbst Amorys ehemalige Schulkameraden, verbittert und feindselig eingestellt waren. Zwei von elf waren nicht in der Stadt und infolgedessen unerreichbar, vier waren bereit, die Angelegenheit fallenzulassen, wenn Mrs. Parkington gewillt wäre, den Schaden zu decken, aber die anderen bestanden auf gerichtlicher Erledigung.

»Es war sehr eigentümlich«, sagte der Richter. »Ich hatte besonders von einigen unter ihnen eine andere Einstellung erwartet. Die meisten wären wohl bedeutend schärfer vorgegangen, wenn es nicht Ihretwegen wäre. Sie bedauerten alle sehr, daß Ihnen dieses Unglück passieren mußte. Was hat Amory denn getan, daß sie alle so gegen ihn stehen?«

»Kennen Sie Amory sehr gut?« fragte Mrs. Parkington.

»Nein ... eigentlich nur flüchtig.«

»Ich denke, das hat er seiner Aufgeblasenheit zu verdanken. Nur dumme Menschen können so eingebildet sein. Einerlei, wie hoch ein solcher Mensch auch in seiner Stellung gelangt. Sie können versichert sein, daß eingebildete, aufgeblasene Menschen immer dumm sind und daß es eines Tages herauskommt. Vor wenigen Jahren hat Amory ein Vermögen verdient. Er wurde unerträglich. Cäsar oder Napoleon oder Alexander der Große und selbst der liebe Gott waren weniger

wichtig für Amory als Amory Stillham selbst. Jetzt, da es schiefgeht, klappt er zusammen. Ich fürchte, Amory ist ein äußerst lästiger Zeitgenosse.«

»Dick Weston«, sagte der Richter, mit einem fröhlichen Zwinkern in den Augenwinkeln, »hat sich sehr bitter geäußert. Er sagte, Amory verdiene es, bestraft zu werden, weil er seine Klasse in dem Augenblick bloßgestellt habe, da sie von außen angegriffen wurde.«

»Das ist Harvard-Klub-Geschwätz«, sagte Mrs. Parkington. Während sie sprach, klopfte es an der Tür, und Mattie erschien.

Mrs. Parkington bemerkte sofort, daß ihr Gesicht außergewöhnlich gerötet war. Sie hielt eine eng zusammengefaltete Zeitung in der Hand. »Die Köchin hat das in diesem Moment gebracht«, sagte sie, indem sie das Blatt Mrs. Parkington übergab. »Ich dachte, Sie würden es sofort sehen wollen.«

»Danke, Mattie.«

Mattie ging hinaus, und Mrs. Parkington entfaltete das Blatt. Sie wußte genau, was sie darin finden würde, aber den scharfen Wortlaut hatte sie nicht erwartet. Die Schlagzeile lautete:

BEKANNTER REICHER KLUB- UND KIRCHENMANN WEGEN SCHWEREN DIEBSTAHLS VOR GESCHWORENENGERICHT.

Darunter war eine Fotografie von Amory und Helene beim Eintritt durch die große Kirchentür von St. Bart – ein Foto, das an einem Ostersonntag aufgenommen worden sein mußte; der Begleittext lautete:

Amory Stillham, Kirchenältester der St.-Bart-Kirche, vom Geschworenengericht wegen Diebstahls unter Anklage gestellt, begleitet von seiner Gattin, beim Eingang in die Kirche, vorige Ostern.

Sie reichte dem Richter das Blatt wortlos hinüber.
Nun war es also geschehen; was sie beunruhigte, war nicht so sehr diese Tatsache als die gemeine Art der Aufmachung und die Erkenntnis, daß sie nun zu spät kam, um Janie vorzubereiten. Sie mußte Janie sofort ausfindig machen; vielleicht war sie irgendwo auf der Straße, oder in einem Laden, oder in Gesellschaft, und plötzlich sagte jemand: »Ihr Vater ist soeben unter Anklage gestellt worden.« Vielleicht sprachen sie darüber, noch bevor Janie es wußte.
Sie erhob sich und sagte: »Ich muß Sie verlassen, lieber Freund. Ich muß mich sofort nach Helene und Janie umsehen. Im Augenblick können wir ja doch nichts tun.« Dann fügte sie hinzu: »Werden Sie bei der Untersuchung dabeisein?«
»Ich bin kein Kriminalrichter, und Amory hat mich nicht darum gebeten«, sagte er ausweichend. »Aber Sie können auf meine Hilfe zählen, soweit es in meiner Macht liegt.«
»Es würde natürlich einen ganz anderen Eindruck machen, wenn Ihr Name genannt würde.«
Er überlegte einen Augenblick. »Ich möchte ja lieber nichts damit zu tun haben, Susie. Aber wenn Sie glauben, daß mein Name etwas nützen kann, will ich es tun, um Ihretwillen.«
»Ich bin überzeugt, daß es gut wäre.«
»Mein Wagen wartet draußen. Soll ich Sie zu Helene bringen?«
»Nein, ich danke Ihnen. Ich will lieber allein bleiben. Ich muß so vieles überlegen.«
Sie lehnte sogar Matties Begleitung ab. So unerbittlich, daß es deswegen fast einen Streit gab.

In Amorys Haus empfing sie ein ihr unbekanntes Dienstmädchen; Helene hatte dauernd Wechsel. Das Mädchen sah

sie entgeistert und erschrocken an, als wären Mörder im Haus, und rannte dann die Treppe hinauf.
Während sie wartete, dachte Mrs. Parkington: Welch trostlos ödes Haus! Es ist, als klebten überall unsichtbare Spinngewebe und Staub. Woher kommt diese Trostlosigkeit? Sie prüfte die Möbel, Stück um Stück. Es war nichts Ungewöhnliches an ihnen, und dennoch war das Ganze entsetzlich.
Arme Janie! dachte sie. Dann erschien das Mädchen wieder und sagte, Mrs. Stilham erwarte sie oben in ihrem Wohnzimmer.
Die Tür stand offen, und Helene, die am Fenster lehnte, erschien ihr grau und verfallen. Der Mund war bitterer denn je, und neue tiefe Furchen hatten sich in ihr Gesicht gegraben. Als Mrs. Parkington eintrat, sagte Helene nur: »Es ist unbegreiflich. Warum hat Amory das getan?«
Merkwürdig, daß sie nicht den leisesten Zweifel an der Richtigkeit der Anklage zu haben schien.
Mrs. Parkington sagte: »Ich bin sofort herübergekommen. Wo ist Janie?«
»Ich weiß es nicht. Sie hat heute auswärts gegessen. Sie hat mir nicht gesagt, wo. Sie erzählt mir überhaupt nichts mehr, seit jener Junge in ihr Leben getreten ist.«
»Ich muß sie finden.«
Helene antwortete nicht. Angstvoll wiederholte sie nur: »Warum hat er das getan? Wie konnte er uns das antun?« Sie schneuzte sich und fügte hinzu: »Glaubst du es wirklich, Großmutter?«
Mrs. Parkington setzte sich. »Ich fürchte, ja. Er hat es mir selber gesagt.«
»Du hast es die ganze Zeit gewußt? Und hast mir kein Wort gesagt!« Der angstvolle Blick wurde zornig. »Du hättest wenigstens versuchen können, uns darauf vorzubereiten.«
Sie sah, daß Helene Schwierigkeiten machen würde. Darum sagte sie mit ungewohnter Festigkeit:

»Nimm dich zusammen, Helene. Es ist so schon schlimm genug. Ich habe dir nichts gesagt, weil wir bis zur letzten Minute gehofft hatten, die Sache anders erledigen zu können.«
»Ich vermute, ganz New York hat es vor mir gewußt.«
»Ich glaube, viele Leute wußten etwas davon. Sicher die Bestohlenen. Und sie werden wohl nicht alle reinen Mund gehalten haben. Sogar unsere Köchin hat davon gehört. Everett bemühte sich, einen Ausweg zu finden. Er hat bis zuletzt alles mögliche versucht. Er war gerade bei mir, als Mattie die Zeitung brachte.«
Helene ging aufgeregt im Zimmer auf und ab. Plötzlich schrie sie in Verzweiflung auf: »Das Weib ist schuld, ich wußte ja, daß so etwas kommen mußte. Das verfluchte Frauenzimmer ist schuld!«
»Welches Weib?« fragte Mrs. Parkington unschuldig.
»Ich weiß nicht, wie sie heißt. Er traf sich mit ihr in Hotels, in Buffalo und Kansas City und so.«
»Wie hast du das erfahren?«
»Ich habe Detektive angestellt. Ich wußte, daß etwas im Anzug war. Zweimal hatten sie ihn *in flagranti* ertappt.«
»Wie unfein von dir, Helene. Warum hast du das getan?«
»Ich mußte Gewißheit haben. Ich hielt es nicht länger aus.«
»Wolltest du dich scheiden lassen?«
»Du weißt, daß ich von Scheidungen nichts halte.«
»Dann hast du ebenso dumm wie unfein gehandelt. Warst du denn eifersüchtig? Liebst du Amory?«
»Ich war nicht eifersüchtig. Ich wollte Gewißheit haben.«
Sie warf sich auf die Chaiselongue, auf der Janie sie in jener Nacht lesend angetroffen hatte. »Nein, ich liebe Amory nicht. Ich glaube, ich habe ihn überhaupt nie geliebt.«
So war das also. Und hier war wieder eine Frau, die überhaupt nicht geliebt hatte, die im Leben nie etwas gegeben oder vergeben hatte. Wie, wenn sie Gus zum Mann gehabt

hätte? Aber ein Mann wie Gus würde keine Geduld mit ihr gehabt haben. Er würde sie hinausgeworfen haben.
»Wir kommen ab vom Wichtigsten. In dieser Beziehung kann ich dich beruhigen. Nicht jene Frau hat ihn ruiniert. Er hat ihr nie etwas gegeben, sondern sie noch all dessen beraubt, was sie überhaupt besaß. Nicht einmal das hat er gekonnt. Es war nur eine sehr häßliche Angelegenheit.«
Helene hörte auf zu weinen und sah sie scharf an. »Woher weißt du das?«
»Weil ich mit ihr gesprochen habe.«
»Willst du damit sagen, daß du sie empfangen und geduldet hast, nachdem du alles wußtest?«
»Dulden ist ein lächerliches Wort. Ich muß noch viel schlimmere Leute dulden als diese Frau.«
Helene trocknete ihre Tränen und schneuzte sich. Sie war jetzt wirklich häßlich anzusehen und unliebenswürdig. »Wie sah sie aus?« fragte sie ruhig.
»Eine dumme, gewöhnliche kleine Frau aus der Provinz, die vielleicht einmal eine Art Kellnerinnenschönheit gewesen sein mag.«
»Und so etwas hat er mir vorgezogen!«
»Vielleicht hat er sie dir gar nicht vorgezogen, Helene. Ich vermute, daß sie beruhigend wirkte und ihm Befriedigung gab. Amory ist ja nicht, was man unter ›intellektuell‹ versteht.« Nach einer Pause fragte sie: »Wo ist Amory?«
»Bei seinen Anwälten.«
»Glaubst du, daß es Schwierigkeiten geben könnte wegen der Bürgschaft? Das ist auch einer der unangenehmen Punkte, die wir bedenken müssen.«
»Ich habe keine Ahnung. Ich weiß überhaupt nichts, von gar nichts. Ich will auch nichts wissen. Ich will das Haus verlassen. Darf ich zu dir kommen?«
Mrs. Parkington streckte die Hand aus und berührte ihre Enkelin am Arm. »Aber, aber, Helene. Du mußt deinen

Kopf oben behalten. Du kannst das gar nicht tun. Du kannst doch nicht einfach davonlaufen, wenn er im Unglück sitzt.«
»Ich will ihn nicht sehen. Wie hat er mir und den Kindern das antun können?«
»Ich kann dich auf gar keinen Fall zu mir nehmen, in mein Haus. Dazu bin ich nun zu alt und eigen. Und ich finde, daß dein Platz nach wie vor hier in deinem Hause ist. Wenn du nicht an Scheidung denkst, dann kannst du doch nicht ernstlich vorhaben, das Haus zu verlassen.«
»Das ist etwas anderes.«
»Wenn du so denkst, dann wäre Scheidung bedeutend ehrlicher und anständiger.«
Sie dachte mit Kummer, daß sie ja nur ihre Zeit verlöre. Janie mußte man helfen, nicht dieser unvernünftigen, streitsüchtigen Person, deren Leben gelebt war, die alle Hilfe zunichte machen und sich selbst ewig ins Elend vertiefen würde.
Sie sagte: »Drei Dinge habe ich zu tun. Ich werde erst Amorys Anwälte anrufen und sehen, was mit der Kaution zu machen ist, dann werde ich Janies jungen Mann anrufen und schließlich werde ich mich aufmachen, Janie selbst zu suchen.«
Helene würde ihr in keiner Weise behilflich sein, das wußte sie. »Wo hast du das Telefonbuch?« fragte sie.
»Hier. Auf dem Bord unter dem Tisch.«
Mrs. Parkington zog es hervor. »Willst du mir bitte die Nummer heraussuchen?«
Widerwillig blätterte Helene in dem Buch und sagte ihr dann die Nummer.
»Am besten, du verbindest mich«, sagte Mrs. Parkington. »Ich weiß nicht, ob ich es richtig mache. Ich telefoniere sozusagen nie selber.« Doch ehe noch Helene den Hörer abnehmen konnte, schellte das Telefon, und Mrs. Parkington fragte: »Soll ich antworten?«

»Ich würde es nicht tun. Womöglich sind das nur diese verdammten Reporter. Sie haben schon zweimal angerufen.«
Mrs. Parkington meinte: »Mit denen werde ich schon fertig. Das habe ich mein Leben lang gekonnt.« Die Klingel schrillte wieder, dringender als zuvor; Mrs. Parkington nahm den Hörer ab und sagte: »Hallo. Hier bei Mrs. Stilham.«
Eine bekannte Stimme antwortete: »Ist Miß Janie Stilham zu Hause?« Es war Neds Stimme, eine tiefe, angstvolle und doch tröstliche Stimme, die sie fühlen ließ, daß sie nicht länger allein war.
»Sind Sie das, Ned? Hier Mrs. Parkington.« Und die Stimme antwortete: »Oh, ich bin so froh, daß ich Sie antreffe, Mrs. Parkington. Ich versuche, Janie zu finden.«
»Sie ist nicht hier. Auch ich bin auf der Suche nach dem Kind. Wissen Sie, wo Janie zu Mittag gegessen hat?«
»Mit mir, hier in der Stadt. Wir haben uns gegen zwei Uhr getrennt. Ich muß sie unbedingt finden.«
Mrs. Parkington bemerkte, wie Helene mit einer katzenartigen Aufmerksamkeit lauschte, um kein Wort von Neds sonorer Stimme zu verlieren. Aus ihren Augen sprach Bitterkeit.
»Das ist überhaupt das allerwichtigste«, sagte Mrs. Parkington in den Apparat. »Ich war gerade im Begriff, Janie suchen zu gehen.«
»Haben Sie ihr schon etwas gesagt?«
»Nein, ich hatte die Absicht, aber es fand sich noch keine Gelegenheit. Sind Sie jetzt abkömmlich?«
»Ich wollte gerade weggehen.«
»Vielleicht kommen Sie am besten zu mir. Kann sein, daß Janie direkt dorthin flüchtet.« Über das Telefon hinweg sah sie den Ausdruck von Bitterkeit in Helenes Augen sich vertiefen und um den Mund ein verächtliches Zucken. Aber es

war nicht der Augenblick, auf Helenes Gefühle Rücksicht zu nehmen. Janie allein war wichtig. Janie war jung und würde entsetzt und gekränkt und voller Angst sein. »Ich werde hier hinterlassen, daß Janie sofort anruft, falls sie inzwischen hierherkommen sollte«, sagte sie noch.
»Ich komme sofort ... das heißt, ich gehe eben an meiner Wohnung vorbei, vielleicht ist sie dorthin gelaufen.«
Als Mrs. Parkington den Hörer niederlegte, sagte Helene: »Ich versteh nicht, wie du annehmen kannst, Janie würde nicht zuallererst zu ihrer Mutter kommen.«
Plötzlich fühlte sich Mrs. Parkington irritiert: »Bist du der Ansicht, daß sie zuallererst zu dir kommen würde?« fragte sie scharf zurück.
Helene antwortete nicht sofort, dann sagte sie: »Das sollte sie doch wohl. Ich habe schließlich alles für sie getan. Ich habe mich immer bemüht, eine gute Mutter zu sein.«
»Das hat gar nichts damit zu tun«, entgegnete Mrs. Parkington schroff. Sie hätte noch manches hinzufügen mögen, aber sie beherrschte sich. Wenn Helene sie herausfordern wollte, würde sie schon mit ihr fertig werden.
»Das ist alles wegen des Jungen«, klagte Helene. »Seit sie seinetwegen den Kopf verloren hat, ist sie ganz verändert. Er hat uns allen nur Unglück gebracht.«
Mrs. Parkington erhob sich. »Ich finde deine Einstellung mehr als dumm, Helene. Der Junge wird euer Schwiegersohn. Und wenn du dich so einstellst, wirst du dir Janie nur noch mehr entfremden.« Und während sie noch sprach, wurde ihr klar, daß hinter Helenes Gejammer noch anderes lag als Erbitterung. Helene hatte Angst. Ihre ganze gesicherte Welt ging in Trümmer, und was sie vor sich sah, erfüllte sie mit Schrecken. Sie war weder sehr intelligent, noch wußte sie sich zu helfen. Zum erstenmal tat sie Mrs. Parkington leid. Helene war jetzt wirklich ganz allein, und sie wußte es. Sie war sich darüber im klaren, daß sie sich

weder an ihren Mann noch an ihren Sohn, noch an ihre Tochter halten konnte.
Mrs. Parkington sagte beschwichtigend: »Du sollst wissen, daß ich auch jetzt nichts unterlassen werde, was Amory irgendwie helfen kann. Richter Everett stellt sich Amory zur Verfügung, wenn er es wünscht, und ich bin bereit, alles Geld zurückzuzahlen, einerlei, was geschieht.«
Helenes Augen waren voll Erstaunen. »Zurückzahlen? Jetzt? Zurückzahlen, auch wenn sie die Klage aufrechterhalten?«
»Das hat damit nichts zu tun. Amory hat das Geld gestohlen. Er hat es mir so gut wie eingestanden. Ich werde es zurückzahlen. Es kann von eurem Anteil an der Erbschaft abgezogen werden.«
»Ich finde das nicht gerecht.«
»Du erwartest doch nicht etwa, daß Madeleine und Janie und Jack es zurückzahlen sollen?«
»Warum nicht? *Ich* habe doch das Geld nicht genommen!«
Das ist phantastisch, dachte Mrs. Parkington, aber es ist nutzlos, weiter zu diskutieren.
Helene war anderer Ansicht. »Du willst doch nicht etwa dem Weib etwas zurückgeben?« fuhr sie fort.
»Gewiß will ich das. Amory hat ihr alles genommen, was sie besaß.«
Helenes Mund wurde hart. »Ich verstehe dich nicht. Wenn alle Leute so wären wie du, gäbe es überhaupt keine Moral mehr.«
Mrs. Parkington wollte etwas erwidern, hielt aber plötzlich inne. Wozu weitersprechen! Was war in Helene gefahren, was war in ihr und in der Welt, in der sie lebte, das jede Vernunft und allen gesunden Menschenverstand derart verdreht hatte? Sie war genauso eingebildet und amoralisch wie Amory und ebenso verbittert. Wie kamen Leute wie diese dazu, immer am lautesten zu schreien, da sie doch selber an ihrem Unglück schuld waren?

»Ich gehe jetzt, Helene. Rufe du Amorys Anwälte an und sage ihnen, daß ich bereit bin, alles zu tun, was nützen kann.« Dann fragte sie: »Wo ist Jack?«
»Keine Ahnung. Er hat seit zwei Wochen seine eigene Wohnung. Ich habe ihn kaum gesehen.«
»Was meinst du, wird er tun?«
»Wie soll ich das wissen?« gab Helene zurück. »Gar nichts, vermutlich. Ich fürchte, ich verstehe den Jungen überhaupt nicht.«
Weiter war nichts mehr zu sagen oder zu tun. Im Hinausgehen wandte sich Mrs. Parkington noch einmal ihrer Enkelin zu und sagte: »Sag Amory, daß er in jeder Beziehung auf mich zählen kann. Ich finde, ihr solltet beide die Stadt verlassen, bis es unumgänglich nötig wird, daß ihr zurückkommt. Nur laßt mich wissen, wohin ihr geht und unter welchem Namen. Es ist der einzige Ausweg, um die Reporter loszuwerden und noch mehr Unglück zu verhüten. Sag Amory, er soll jemand engagieren, der diese Seite der Angelegenheit kontrolliert. Ich fürchte, er macht sich lächerlich, wenn man nicht aufpaßt«.
»Und noch etwas, Helene«, sagte Mrs. Parkington in der Tür. »Ich halte es für sehr unklug von dir, ihn zu verlassen. Es könnte doch sein, daß sich aus dieser Prüfung ein neuer Weg der Verständigung zwischen dir und Amory auftut. Bedenke das einmal. Ihr seid beide noch nicht fünfundvierzig. Ihr habt noch ein langes Leben vor euch, Helene. Es wäre keine schlechte Idee, etwas Besseres daraus zu machen.«
Ehe Helene den tieferen Sinn dieser Worte richtig in sich aufgenommen hatte, war Mrs. Parkington gegangen. Vieles war ungesagt geblieben. Sie hätte hinzufügen können: »In gewissem Sinne bist du ebenso schuldig wie Amory. Wärest du eine fröhliche und amüsante junge Frau gewesen, hättest du jemals versucht, ihm das Leben nett zu gestalten, Dinge

ausfindig zu machen, die ihn erfreuten, oder das mit ihm zu teilen, woran er bereits Freude hatte, so hätte er das ›verdammte Frauenzimmer‹ nicht nötig gehabt und hätte vielleicht begriffen, daß Geldverdienen nicht die Hauptsache ist im Leben. Vielleicht wäre er nicht auf die Idee verfallen, anderer Leute Wertpapiere zu stehlen, nur weil ihm das Leben so eintönig und leer vorkam, daß ihm Geldmachen als das einzig Sinnvolle erschien. Du hättest ihn vieles lehren können, aber du hast es nie versucht. Sogar deine Schwester Madeleine, mit all ihren Männern und Liebhabern, hat etwas Gescheiteres aus ihrem Leben gemacht als du. Sie lebt doch wenigstens nicht in der Verneinung, sondern in der Bejahung.«

Draußen im Auto war Hicks, der Chauffeur, so tief in die Lektüre einer Zeitung versunken, daß er das Schließen der Haustür nicht hörte und nicht mit einem Satz am Wagenschlag stand. Sie ahnte, was ihn so fesselte. Bestimmt saßen zu Hause Taylor, die Köchin und das Küchenmädchen genauso über den Zeitungen, lasen Amorys Geschichte und diskutierten darüber.

Wie Mattie, so mochte auch Taylor Amory nicht leiden. Sie haßten seine aufgeblasene, herablassende Art, sie zu grüßen und mit ihnen zu sprechen. Niemand ist feinfühliger für jede Art Unaufrichtigkeit als Dienstboten, niemand ist empfindlicher. Amorys Art war eine angelernte Pose. So und nicht anders, hat man die jungen Leute in St. Bart gelehrt, hatte ein Gentleman Dienstboten zu behandeln. Es war unecht, durch und durch unecht, nichts als der falsche Schein einer affektierten Einfachheit. Mrs. Parkington wurde jedesmal leicht übel, wenn sie ihn mit Mattie oder Taylor sprechen hörte. Amory wäre es nie in den Sinn gekommen, daß Dienstboten zu Freunden werden können. Seine Weltanschauung war sehr eng begrenzt und in allen

Dingen festgelegt. Nein, weder Taylor noch Mattie würden für Amorys mißliche Lage das geringste Verständnis haben.
Vor ihrem Hause angelangt, sprang Hicks eilfertig ab, öffnete den Schlag und half ihr heraus, dann rannte er die Stufen hinauf und läutete. Sie hatte Hicks nie um diese Gefälligkeit gebeten. Nie hatte sie Mattie oder Taylor oder gar die Köchin um etwas gebeten. Dennoch gab es eine Menge kleiner Extra-Aufmerksamkeiten, die ihr die Dienstboten aus freundlichem Herzen erwiesen. Das rührte Mrs. Parkington; doch mehr noch freute sie die Gewißheit, daß, wenn einer von ihnen in Not war, er sich zuerst an sie wandte, bevor er zu irgendeinem anderen Freund ging. Das war schon manches Mal vorgekommen. Sie waren klug und freundlich, denn sie hatten ihren Reichtum nie trennend zwischen sich und ihr gefühlt, wie das bei gewöhnlichen, kleinlichen Menschen der Fall ist. Sie wurden dadurch weder eingeschüchtert noch sonst beeindruckt.
Nun sagte Hicks ruhig: »Es tut mir wirklich sehr leid, daß Mr. Stilham so viel Unannehmlichkeiten hat. Ich bin sicher, es wird alles gut herauskommen.«
»Danke, Hicks. Ich hoffe es.«
»Wenn ich in irgend etwas nützlich sein kann, Mrs. Parkington ... ich meine, bei irgendeinem besonderen Auftrag, so würde es mich freuen.«
Sie lächelte ihm zu und sagte: »Ich danke Ihnen nochmals herzlich. Ich weiß, daß ich auf Sie zählen kann«, und während sie sich schon wegwandte, kam ihr ein Gedanke, und sie setzte hinzu: »Würde es Ihnen Spaß machen, in einiger Zeit eine lange Reise mit mir zu unternehmen, nach dem Westen?«
»Oh, sicher, Mrs. Parkington.«
»Würde Ihre Frau nichts dagegen haben, wenn Sie zwei oder drei Monate abwesend wären?«
»Nein, Mrs. Parkington.«

»Nun, es ist ja noch nichts abgemacht. Es war nur so ein Einfall von mir. Ich werde es Ihnen sagen, wenn es ernst wird.«
Bei ihrem Eintritt ins Haus empfing Taylor sie mit den Worten: »Es tut mir furchtbar leid, was geschehen ist, Madam. Und die Köchin hat mich beauftragt, Ihnen dasselbe zu sagen.«
»Danke, Taylor. Hat niemand angerufen?«
»Nein, Madam.«
»Ist Mr. Talbot hier?«
»Nein, Madam.«
»Sobald er kommt, führen Sie ihn in den kleinen Salon und rufen Sie mich.«
Er geleitete sie zum Lift, ließ sie eintreten und wollte die Tür schließen, als sie fragte: »Ist Champagner auf Eis, Taylor?«
»Jawohl, Madam.«
»Wenn Mr. Talbot kommt, hätte ich gern einen Schluck im Salon. Ich bin etwas müde. Ich weiß nicht, was Mr. Talbot gerne nimmt, fragen Sie ihn, wenn er kommt.«
Taylor schloß die Tür und drückte auf den Knopf.
Oben wartete Mattie auf sie und tat, als sei sie sehr damit beschäftigt, die Schubladen mit frischem Papier auszulegen. Mrs. Parkington wußte genau, warum sie sich herumtrieb, anstatt ihre Siesta zu halten. Sie wollte mit ihr sprechen, und während Mrs. Parkington ihren Hut abnahm und das Haar vor dem Spiegel ein wenig lockerte, sagte sie: »Es ist eine unglückselige Geschichte, Mattie. Ich bezweifle, daß wir irgend etwas tun können, um ihn zu retten.«
Mattie legte weiter Papier in die Schubladen. »Ich habe Mr. Stilham nie leiden mögen«, sagte sie. »Ich habe ihn immer für einen aufgeblasenen Blender gehalten. Aber für all die anderen ist es hart. Er hatte nicht das Recht, den anderen, besonders Ihnen und Miß Janie, so viel Kummer zu bereiten.«
»Ich fürchte, so weit denken die Menschen nicht, ehe sie ins Unglück rennen. Täten sie es, so würde allen vieles erspart.«

Sie betrachtete sich im Spiegel und fand, sie sehe blaß und müde aus; mit altgewohnter Geschicklichkeit, so daß Ned nichts merken konnte, legte sie ein wenig Rouge auf und puderte ihre Nase. Im Spiegel sah sie, daß Mattie es aufgegeben hatte, so zu tun, als ob sie arbeite; sie stand am Schreibtisch und sah ihr zu. Plötzlich wußte sie, was Mattie auf dem Herzen hatte. Mattie war von Neugierde verzehrt, wegen der Frau, die an jenem Morgen dagewesen war, als Alice ins Krankenhaus übergeführt wurde. In der Zwischenzeit hatte Mattie keine Möglichkeit gefunden, Andeutungen zu machen oder auf geschickte Weise etwas herauszufinden. So sagte denn Mrs. Parkington, während sie sich zurechtmachte, möglichst beiläufig: »Übrigens, die Dame, die mich neulich besuchte, gerade ehe wir ins Krankenhaus gerufen wurden, war eine gewisse Mrs. Hobson. Sie wohnt in New Rochelle. Mr. Stilham hat seit vierzehn Jahren hin und wieder mit ihr gelebt.« Sie sah im Spiegel, wie sich Matties Gesicht entspannte und fast vergnügt aussah.

»Na, er wird wohl eine Menge Geld an sie verschwendet haben«, sagte sie.

»O nein, im Gegenteil, er hat all *ihr* Geld vertan.«

Mattie schüttelte den Kopf. »Komische Geschichte das. Mr. Stilham hat alle erdenklichen Vorteile gehabt in seinem Leben, und nun schau einer, was er daraus gemacht hat!«

»Ich fürchte, die Vorteile haben ihn ruiniert, Mattie. Ihm wurde zu Hause und in der Schule gelehrt, daß er besondere Vorteile und Ansprüche besitze. Die meisten Menschen lernen um, wenn sie älter und gescheiter werden. Er hat nie umgelernt. Er glaubt heute noch felsenfest daran, daß es etwas ganz Besonderes sei, ein Stilham zu sein und zu all den Klubs zu gehören.«

Mattie dachte ein Weilchen darüber nach. Dann sagte sie: »Ich muß sagen, mir kam die Frau sehr gewöhnlich vor. Ich hätte ihm einen besseren Geschmack zugetraut ... irgend

etwas Auffallendes. Ich habe immer gedacht, wenn man sich schon eine Geliebte hält, sollte man doch etwas haben für sein Geld. Bei der eigenen Frau ist das etwas anderes.«
»Ich glaube aber, sie paßte ganz besonders gut zu ihm«, sagte Mrs. Parkington. »Dann hast du also gelauscht, an jenem Morgen?«
»Ja«, bekannte Mattie. »Ich habe gelauscht. Ich dachte, sie müsse bestimmt mit Mr. Stilhams Geschichte im Zusammenhang stehen.«
Taylor klopfte und meldete, Mr. Talbot sei soeben gekommen.

Ihn wiederzusehen erfüllte sie mit Freude, als wäre sie eine junge Frau, die dem Mann ihrer Liebe entgegengeht. Es lag soviel Geradheit und Sauberkeit in seinem Wesen; sein Gesicht war voller Sorge, seine Augen unruhig und schmerzerfüllt. Er hielt einen Umschlag in der Hand und sagte bei ihrem Eintritt: »Janie ist in meiner Wohnung gewesen, aber wieder fortgegangen. Ich fand diesen Brief im Kasten.« Er öffnete den Briefumschlag und entnahm ihm ein Blatt mit der Aufschrift Hotel Ritz.
Er lautete:

»Liebster Ned!
Es hat keinen Sinn. Es geht jetzt nicht. Ich kann es nicht durchführen. Es würde Dir alles verderben. Du kannst mich jetzt unmöglich heiraten. Das wäre zu aufsehenerregend. Versuche nicht, mich zu finden. Ich verspreche Dir, wiederzukommen, wenn ich mich damit abgefunden habe, und dann werden wir in Ruhe darüber sprechen. Aber an Deiner Stelle würde ich versuchen, alles so schnell wie möglich zu vergessen. Tu, als ob Du mich nie gesehen oder gekannt hättest. In Liebe

Janie.«

Ohne die Augen zu erheben, sagte Mrs. Parkington: »Das klingt wie aus *Wahre Geschichten.*«
Sie legte das Blatt hin und sah in Neds blaue Augen. Sie schauten sie fragend an, als bäten sie um irgendeine Antwort. »Das ist ein sehr kindliches, dummes Briefchen«, sagte sie. »Janie kann manchmal noch schrecklich kindisch sein.«
»Sie meinen nicht, daß sie etwas Dummes tun könnte?« fragte er angstvoll.
»Nein. Das glaube ich nicht. Das ist nicht ihre Art. Sie ist wohl leicht erregbar, aber auch wieder sehr stark und kann viel Schweres ertragen.« Sie sagte nicht ganz, was sie dachte, daß Janie nämlich ihr selbst sehr ähnlich war und daß sie selbst in Janies Alter vermutlich genauso gehandelt hätte. Wenn man nur dachte, wie unbesonnen sie Gus gefolgt war, so leichthin, daß er sie heiratete, ohne eigentlich die Absicht zu haben. Und das war ein Glück ... »Nun, das wichtigste ist, sie so rasch wie möglich zu finden«, meinte sie.
»Was können wir unternehmen? Ich habe mir alles mögliche ausgedacht. Vielleicht haben Sie eine Ahnung, wohin sie sich gewandt haben könnte. Der Gedanke, daß sie in irgendeinem Zug oder allein in irgendeinem Hotel sitzt, ist mir schrecklich.«
»Eins ist sicher, die Polizei darf nichts davon erfahren. An sie können wir uns nicht wenden. Das wäre ein Fressen für die Zeitungen: Flucht der Tochter eines reichen Mannes vor des Vaters Schande! – Ich habe keine Ahnung, wohin sie sich gewandt haben könnte.«
Taylor klopfte und brachte Champagner, und als sie Ned fragte, was er zu trinken wünsche, antwortete er: »Gar nichts, danke.«
»Unsinn«, erwiderte Mrs. Parkington. »Sie sollten auf alle Fälle etwas Champagner trinken mit mir.« Und ohne eine Antwort abzuwarten, gab sie Taylor den Auftrag, noch mehr Champagner zu bringen.

Nachdem Taylor sich entfernt hatte, fragte sie: »Und wie denken Sie selber darüber?« Aber sie sagte sich gleich, daß ihre Frage überflüssig sei.
»Ich habe die Absicht, Janie zu heiraten«, sagte er bestimmt. »Dies alles kann daran nichts ändern. Sie hat eine Menge dumme Gedanken darüber, daß ihr Reichtum uns irgendwie hinderlich sein könnte, aber darüber habe ich sie beruhigt. Mir macht das keine Sorgen. Oder höchstens, weil es sie unglücklich macht. Sie grämt sich um eine Menge unwesentliche Dinge.«
Mrs. Parkington lächelte: »Einer von euch muß sich das Sorgen abgewöhnen. Zwei davon sind zuviel in einer Familie.«
Taylor brachte den Champagner, und als sie wieder allein waren, sagte Ned: »Ich kann nicht mehr ins Amt gehen, solange wir sie nicht gefunden haben. Ich werde sie überall suchen, wo sie sich etwa versteckt halten könnte.«
»Dürfen Sie einfach vom Büro wegbleiben?«
»Ich werde mich krank melden.«
In Mrs. Parkingtons Geist reifte ein Gedanke. »Wer ist Ihr Chef in Washington?« fragte sie.
»Holman Drury.«
»Ach ja, natürlich«, bemerkte sie. Sie sagte nicht, daß sie Holman Drury persönlich kannte, um des junges Mannes Argwohn nicht zu wecken. Sie sagte fast beiläufig: »Natürlich, wie konnte ich das vergessen. Ist er sehr schwierig?«
»Mit mir war er immer sehr nett. Ich glaube, er mag mich leiden.«
»Dann wäre es wohl nicht unmöglich, daß Sie sich Urlaub verschaffen, ich meine, falls wir Janie nicht rasch genug finden?«
»Nein – wahrscheinlich nicht. Aber ich möchte nicht darum nachsuchen, wenn es nicht unumgänglich nötig ist.«
Während sie sich unterhielten, überlegte sie, was sie alles

über Holman Drury wußte – daß er ein äußerlich unordentlicher, aber geistig sehr klarer Mensch war, in Princeton studiert und einen reichen Vater gehabt hatte, lauter Gründe, die ihn Amory besonders verhaßt machten. Amory behauptete, Holman Drury sei auch einer von jenen, die ihre Klasse verraten hätten, und daher einer der schlimmsten Männer in Washington. Sie erinnerte sich an Holman Drurys Mutter und seine Großeltern, die gedacht hatten, der junge Mann sei verrückt geworden, als er zum Blauen Kreuz ging.
Ihr rastloser Geist lief den Ereignissen voraus und überlegte, was zu tun sei, wenn Janie aufgefunden wurde. Sie fürchtete, Janie würde ganz entsetzlich dickköpfig sein, genau wie sie selbst es manchmal mit Gus gewesen war. »Ich glaube, wir sollten ein Detektivbüro verständigen. Man könnte zwei oder drei von den Leuten ausschicken. Manchmal sind sie ganz tüchtig.« Seine Augen strahlten bei diesem Vorschlag, und er schien wieder Hoffnung zu schöpfen.
»Ich fürchte nämlich, daß es nutzlos ist, Janies Eltern irgendwie zu beanspruchen«, fuhr Mrs. Parkington fort. »Sie sind selbst viel zu aufgeregt. Ich werde meinen Anwalt anrufen und die Angelegenheit ordnen. Bleiben Sie doch zum Essen hier.«
»Können Sie Ihren Anwalt jetzt sofort erreichen?« fragte Ned. »Soll ich es für Sie tun?«
»Es ist Richter Everett. Die Nummer finden Sie in dem kleinen Buch neben dem Apparat.«
Während er die Nummer suchte, fuhr sie fort: »Wissen Sie, ich glaube, es wäre am besten, Sie würden hier bei mir wohnen, bis wir Janie gefunden haben. Ich habe so viel Platz, und es wäre für uns beide bequemer.« Aus irgendeinem Grund, vielleicht weil es ihr immer noch schwerfiel, sich selbst als alte Frau zu sehen, scheute sie sich, den Vorschlag zu machen, und wartete damit, bis er mit dem Telefon beschäftigt war.

Er wählte die Nummer, und während er auf Antwort wartete, sagte er: »Ich danke Ihnen herzlich. Das ist eine blendende Idee. Dann brauchen wir nicht die ganze Zeit zu telefonieren.«
Gleich darauf konnte sie mit dem Richter sprechen; sie entschuldigte sich, daß sie ihn wegen all dieser Geschichten immer stören müsse. Er nahm ihre Einladung zum Essen an und wollte versuchen, sehr früh zu kommen und den Chef des Detektivbüros gleich mitzubringen. So könnte gleich etwas unternommen werden, je eher, desto besser.

Ned im Haus zu haben, war ganz besonders wohltuend. Auch Mattie freute sich darüber. Nachdem der Richter nach Hause gegangen war und sich Ned, in der Hoffnung, irgendwen zu treffen, der etwas von Janie wußte, ebenfalls in die Stadt begab, saßen Mrs. Parkington und Mattie noch lange plaudernd zusammen. Sie hatten immer sehr viel miteinander zu diskutieren, aber heute abend bangten und hofften im stillen beide, Ned möchte zurückkehren und Nachrichten bringen, bevor sie zu Bett lägen, damit sie noch mit ihm plaudern könnten. Die beiden alten Frauen fühlten sich fast zurückversetzt in die Zeit, da Herbert und Eddie von irgendeinem Fest spät heimkamen und nach dem Licht in Mutters Schlüsselloch spähten, um noch einzutreten und ihr zu erzählen. Sie hatten die Tür zum Boudoir angelehnt gelassen, um sofort hören zu können, wenn die Eingangstür ging.
Mattie sorgte sich um Janie. »Das sieht ihr gar nicht ähnlich«, wiederholte sie immer wieder. »Sie ist doch sonst so vernünftig.«
Mrs. Parkington lächelte und dachte daran, wie still und täubchenfromm sie in dem Alter geschienen hatte. »Äußerlich scheint sie so, Mattie«, gab Mrs. Parkington zu bedenken, »aber inwendig ist sie abenteuerlich und romantisch. Sie hat viel zuviel Phantasie. Ich glaube, wir können kaum

richtig beurteilen, wie das, was geschehen ist, auf sie wirkt. Wir beide sind alt und hart, wir wissen genau, daß es wenig Einfluß auf Janies Leben zu haben brauchte, wenn Mr. Amory ins Gefängnis käme, falls sie selbst den Kopf oben behalten will. Aber in Janies Alter leidet man ganz anders, und die kleinste Kleinigkeit wird zur Tragödie. Und was ihr jetzt passiert, ist ja auch nicht ganz leicht zu ertragen.«

Während sie so beisammen saßen, fühlte Mrs. Parkington eine tiefe Sehnsucht nach Aspasie. Aspasie gab einem immer ein starkes Gefühl des Vertrauens, durch ihre klare, scharfsinnige und realistische Art, die Dinge anzupacken. Sie betrachtete eine Angelegenheit von allen Seiten, analysierte alle Einzelheiten und handelte dann ohne Zögern richtig, wie damals, als die Jungens gestorben waren oder als Alice sich scheiden ließ und man den Herzog erpressen mußte.

Aber Aspasie war seit vierzehn Jahren tot; sie war in ihrem Bett, im Palast der Fifth Avenue, an einem Herzschlag gestorben. Mit ihr ging etwas ganz Unersetzliches aus Mrs. Parkingtons Leben, etwas, das aus Witz und Intelligenz, aus Tapferkeit und Anständigkeit und großer Lebenskunst zusammengesetzt war. Es war erstaunlich, wie stilvoll und elegant Aspasie selbst als ganz alte Frau noch geblieben war. Selbst in ihrem Sarge liegend, wirkte sie noch großartig; und Susie Parkington fühlte sich bis über das Grab hinaus tief in ihrer Schuld. Wie vieles war in ihrem Leben, das sie ohne Aspasies Klugheit kaum ertragen oder überlebt hätte. Aspasie hatte immer gepredigt, keine Frau dürfe alle Eier im gleichen Korbe verwahren, denn wenn sie den Korb fallen ließe, wäre alles verloren; so hatte Susie gelernt, ihre Liebe auf viele Menschen auszudehnen und ihr Interesse vielen Gebieten zuzuwenden; wie Aspasie war sie dadurch so weit gekommen, die Welt wundervoll und das Leben spannend zu finden, und hatte gelernt, daß der Weise niemals verzweifelt und sich niemals geschlagen gibt.

Mattie war in ihrem Sessel ein wenig eingenickt, und Mrs. Parkington fand, sie brauchten jetzt keine rege Konversation mehr vorzutäuschen. »Laß uns zu Bett gehen, Mattie«, sagte sie. »Es ist nutzlos, hier zu sitzen und zu warten. Wer weiß, wann er heimkommt. Wenn er gute Nachrichten hätte, wüßten wir es schon.«

Während Mattie ihrer Herrin beim Auskleiden behilflich war, hörte sie Schritte im Treppenhaus. Ned war heimgekommen, brachte aber keine Neuigkeiten. Er hatte niemand getroffen, der Janie begegnet war.

Mrs. Parkington fühlte sich zum erstenmal beängstigt, hütete sich aber wohl, es merken zu lassen. »Ich bin überzeugt, sie hält sich irgendwo versteckt, irgendwo, in Philadelphia oder Atlantic City«, sagte sie ermutigend. »Versuchen Sie, ein wenig zu schlafen. Morgen früh kommen bestimmt gute Nachrichten.«

Als Ned gegangen war, dachte sie: Janie darf ihn nicht verlieren. Sie darf ihn nicht verlieren. Wehe, wenn sie die Dummheit macht. Und sie darf nicht in das entsetzliche Haus zurück.

Bis zu dem Augenblick, da sie es wieder betreten, hatte sie ganz und gar vergessen, wie schrecklich Amorys Haus war und wie schlimm es für die Kinder sein mußte, dort aufzuwachsen. Sie hatte es soviel wie möglich vermieden, dort zu verkehren, aber nun sah sie ein, daß sie schon früher Janie daraus hätte erretten müssen. Nie zuvor hatte sie sich klargemacht, wie schlimm es war; der Anblick von Helene, in ihrer ganzen jammervollen Armseligkeit, hatte ihr die Augen geöffnet. Schrecklich, wie ein Haus von seinen Bewohnern gestempelt werden konnte und seinerseits wieder die anderen bedrückte. Auch Häuser erhalten ihre Atmosphäre aus allem, was in ihnen geschieht. Wie oft hatte sie das in ihrem Leben erfahren. Das Haus in England, in dem Gus und Norah Ebbsworth gelebt hatten, war von einer Aura des

Unglücks erfüllt gewesen, als lastete ein Fluch auf ihm. In seinen Mauern hatte der »schreckliche Sommer« seinen Anfang genommen. Hätte sie damals gewußt, was sie heute wußte, sie würde es niemals gemietet haben. Sie hatte im Augenblick, da sie mit Gus über die Schwelle getreten war, schon gefühlt, daß es ein böses Haus sei, wie jenes von Amory ein Haus des Unheils.

Als sie Mattie gute Nacht sagte, fügte sie hinzu: »Weck mich nicht zu früh, Mattie, es sei denn, es wäre Nachricht von Janie gekommen. Ich glaube, ich werde ausschlafen. Ich könnte ein bißchen Ruhe brauchen.«

»Ich bin froh, daß Sie so vernünftig sind.«

Und plötzlich, schon in der Tür, wandte sich Mattie noch einmal um und sagte mit ungewohnter Leidenschaft: »Nicht wahr, Sie werden nicht zugeben, daß er von ihr getrennt wird, Mrs. Parkington? Es wäre furchtbar, wenn sie einen Jungen verlieren sollte, der so denkt wie dieser. Man sieht es seinen Augen an. Sie können es ganz bestimmt gutmachen, wenn Sie wollen. Sie haben in Ihrem Leben schon so vieles in Ordnung gebracht!«

»Ich werde tun, was in meiner Macht steht, Mattie.«

Sie legte sich zu Bett und löschte das Licht sofort, denn sie war müde wie kaum je zuvor. Und noch im Einschlafen wünschte sie, Aspasie wäre da, um ihr zu helfen.

Den ganzen nächsten Tag gab es keine Nachrichten. Im Laufe des Vormittags kam Helene, die endlich doch etwas besorgt schien, und brachte eine leere Stunde bei Mrs. Parkington zu. Sie war noch immer gekränkt, daß Janie davongelaufen war, anstatt zu ihr zu kommen. Im Augenblick, da sie sich verabschiedete, erschien Jack in der Tür.

Es war das erstemal, daß seine Mutter ihn sah, seit dem schlimmen Ereignis, und ihre erste Frage war: »Wo bist du gewesen?«

»Die meiste Zeit in meiner Wohnung. Ich konnte ja wohl nicht gut unter Menschen gehen.«
»Merkwürdige Einstellung, und nicht sehr anständig. Du hast keinerlei Grund, anzunehmen, daß dein Vater schuldig ist. Er ist das Opfer einer Verfolgung.«
Mrs. Parkington wartete unbeweglich das Ende des Wortwechsels ab. Jack gab seiner Mutter keine Antwort. Statt dessen wandte er sich an die alte Dame und sagte: »Ich glaube, Mutter versteht das nicht; ich finde, ich bin meinem Vater gar nichts schuldig. Er hat es mir nie vergessen, daß ich seine verdammte Klub-Manie nicht geteilt habe. Immer wollte er mich zwingen, Dinge zu tun, die ich nicht mag, die ich nicht tun will. Ich durfte nicht Musik machen. Statt dessen sollte ich Fußball spielen und Klubmitglied werden. Und ich will einfach nichts davon wissen. Ich fühle mich ihm überhaupt nicht verwandt. Ich bin wie die verrückten Blairs. Von jetzt an werde ich leben, wie es mir gefällt.«
»Siehst du, siehst du, wie er ist!« rief Helene mit bitter verzogenem Mund.
»Ich kam, um mich von dir zu verabschieden, Großmama. Ich gehe heute mittag schon nach Kanada, mich der Luftwaffe stellen.«
Mrs. Parkingtons Herz zuckte vor Freude. Also würde auch er entrinnen, ehe es zu spät war! Das hübsche, etwas dekadente Gesicht hatte einen verlebten, bitteren Ausdruck, der bei einem so jungen Menschen überaus schmerzlich wirkte. Vielleicht, dachte sie, wird er das verlieren. Vielleicht war er nicht so verderbt und schlecht, wie er aussah. Vielleicht hatten ihn nur Amory und Helene und der Zwang, in welchen sie ihn hineinpressen wollten, so wild und lasterhaft gemacht – diese blödsinnige Lebenseinstellung, voller Snobismus und schlechter Nachahmung englischer Vorbilder, ohne den geringsten Zusammenhang mit der Wirklichkeit und dem echten amerikanischen Leben. Das alles war so

falsch gewesen wie Amory selbst, und nun ging es in Stücke, mit allem Reichtum, der allein so viel Blödsinn ermöglicht hatte.
Sie hörte, wie Helene sagte: »Du wirst dich wenigstens von deinem Vater verabschieden.«
»Ich werde nicht zu ihm gehen. Das ist mir ganz egal, und wenn ich ihn nie wiedersehe. Das kannst du ihm von mir ausrichten. Du kannst ihm sagen, ich bedaure außerordentlich, mit ihm verwandt zu sein.«
»Jack!« rief Mrs. Parkington leise mahnend.
»Es ist aber doch wahr, Großmama. Er hat nie etwas für mich getan. Es war immer alles verlogen, schon damals, als ich ein kleiner Junge war. Da kam er zur Schule und betete vor der Klasse, und nachher, in meinem Zimmer, verprügelte er mich, weil ich schlecht Fußball gespielt hatte. Immer brüllte er mich an: ›Ich schäme mich, solch einen Idioten zum Sohn zu haben. Ich war wenigstens eine große Nummer in meiner Schule. Warum bist du nichts?‹« Plötzlich wandte er sich zu seiner Mutter. »Das hast du wohl nie gewußt, oder? Aber das und noch viel mehr hat er getan und gesagt. Und schau ihn dir jetzt an. Ich habe ihn schon von jeher durchschaut.« Und seinen Blick von Helene abwendend, setzte er leise hinzu: »Und du auch.«
Er blickte wieder zu Mrs. Parkington auf. »Schau, Großmama, ich habe nie ein wirkliches Zuhause gehabt. Ich war manchmal bei Freunden, da war die Familie glücklich, und alle waren vergnügt. In unserem Haus hat niemand auch nur gelächelt. Manchmal saßen wir eine ganze Mahlzeit lang, ohne daß ein Wort gesprochen wurde. Und jeder von uns tat nach außen, als hätten wir das harmonischste Familienleben, dabei war es so ekelhaft, wie es nur sein konnte.«
Helene erwiderte nichts. Nach einer Weile sagte Mrs. Parkington sanft: »Und was ist mit Janie?«
Er sah ihr ins Gesicht, und seine Augen waren voller Zorn

und Tränen. »Du meinst, weil sie fort ist? Sie kommt bestimmt wieder. Janie ist viel stärker, als ich jemals war. Sie ist auch viel vernünftiger. Sie hat immer genau gewußt und getan, was sie wollte, ohne zu fragen. Nur laß mich wissen, wenn sie wieder auftaucht. Ich telegrafiere dir von Kanada aus, sobald ich weiß, wo ich bleibe.« Er näherte sich seiner Urgroßmutter, beugte sich zu ihr herab und drückte scheu einen Kuß auf ihre Wangen. »Auf Wiedersehen, Großmama. Schreib mir manchmal, wie es geht.«

Dann nahm er seine Mutter bei der Hand und sagte: »Auf Wiedersehen, Mutter. Ich werde dir meine Adresse schreiben«, und ohne ein weiteres Wort verließ er rasch das Haus.

Als er gegangen war, begann Helene zu weinen; sie weinte in einer kindlich-hoffnungslosen Art, und plötzlich glich sie Alice, obwohl Alice selbst in ihren unglücklichsten Augenblicken nie überspannt gewirkt hatte.

Mrs. Parkington ließ sie eine Weile wortlos gewähren. Vielleicht beruhigt sie sich, wenn sie sich richtig ausweint, dachte sie.

Aber mit dem Weinen schien es nur schlimmer zu werden, bis Mrs. Parkington sagte: »Was habt ihr nun vor, du und Amory?«

»Wir können nichts unternehmen, ehe Janie nicht wiedergefunden ist. Dann wollen wir zu Bensons Camp in die Adirondacks gehen. Amory darf den Staat New York nicht verlassen.«

»Nein, natürlich nicht.«

»Du glaubst doch nicht, daß Janie eine Dummheit gemacht haben könnte?«

»Nein. Das sähe ihr gar nicht ähnlich.« Aber nach Jacks Ausbruch war sie dessen gar nicht mehr so gewiß. Er hatte einen Vorhang gelüftet, und was dahinter lag, war erschreckend.

»Ich glaube, du solltest jetzt nach Hause gehen, Helene. Ist Amory zu Hause?«
»Nach Hause!« sagte Helene bitter. »Nach Hause? In das tote Haus, wo Amory sitzt und trinkt und trinkt, um zu vergessen?«
»Er wird schon darüber hinwegkommen.«
»Ach, es ist ja auch egal.« Helene sprach plötzlich tonlos und gleichgültig, und Mrs. Parkington dachte: Es ist doch nicht möglich, daß sie so tot sein kann. Und plötzlich erkannte sie, was wirklich hinter dieser Bemerkung lag: Helene würde die Wahrheit nicht zugeben, aber sicher wäre es ihr nicht unlieb, wenn Amory sich zu Tode trinken würde, bevor die Schande der öffentlichen Gerichtsverhandlung über sie käme. Es gab Leute, die behaupteten, man könne seine Hölle schon auf Erden haben, und es wollte Mrs. Parkington scheinen, daß es für Amory und Helene zutreffe. Nichts von all dem, was mir zugestoßen ist – dachte sie –, war jemals so schlimm wie dieses, nicht einmal der Tod meiner Söhne. Der Tod war hart und kompromißlos, aber man lernte, ihn anzuerkennen und sich ihm zu beugen, aber dieses hier war abscheulich, weil es alles um sich her zerstörte, Glück und Gesundheit, Sauberkeit und Selbstachtung.
Sie zwang sich jetzt zu sagen: »Ich hatte unrecht, neulich, als ich sagte, ich möchte dich nicht hier im Haus haben, Helene. Ich war übermüdet und erregt; ich bitte dich, mich zu entschuldigen. Wenn du jemals den Wunsch hast, hierher zu ziehen, so komm, wie wenn es dein eigenes Haus wäre, wie damals, als du ein Kind warst. Was mein ist, ist auch dein.« Sie konnte nicht anders. Hier mußte geholfen werden, wie man einem verlassenen Hund hilft, der verwundet und leidend im Straßengraben liegt.
Einen Augenblick starrte Helene sie an, dann füllten sich ihre Augen wieder mit Tränen. »Ich danke dir, Großmutter. Ich komme nicht jetzt gleich. Ich werde bei Amory

bleiben, bis alles beendet ist, so oder so. Sollte ... das ... das Schlimmste passieren, dann möchte ich zu dir kommen dürfen. Ich möchte wenigstens eine Zeitlang unter deine Flügel schlüpfen. Du bist so gut zu mir.« Sie erhob sich. »Ich denke, ich muß jetzt nach Hause.«

»Ich werde dich sofort anrufen, wenn ich etwas von Janie höre.«

»Ich danke dir, daß du dir soviel Mühe machst. Sie handelt sehr egoistisch, und im Grunde müßte ich die Verantwortung tragen, aber ich danke dir von Herzen.«

»Ich habe eigentlich nicht viel getan. Ned besorgt alles.«

Sie gingen zusammen zur Tür, und Mrs. Parkington fuhr fort zu sprechen, weil es so scheinbar beiläufig am leichtesten ging. »Ich finde, du solltest den Jungen besser kennenlernen, Helene. Janie hat Glück ... mehr Glück als die meisten Mädchen. Du darfst nicht vergessen, daß die Welt sich sehr verändert hat, seit du so alt warst wie sie, und Janie wird ihr Leben in ganz anderer Art leben als du. Das Alte bricht zusammen. Was Amory passiert, ist nur ein Teil davon. Die Vorteile, die Amory genossen hat – was man so ›Vorteile‹ nennt –, sind in dieser neuen Welt Hindernisse geworden.«

»Vielleicht«, sagte Helene matt, als wollte sie damit die ganze Angelegenheit von sich schieben, weil sie diese entsetzlich satt hatte. Es war zwecklos, weiter auf sie einzureden, wenn sie in dieser Stimmung war. Es war, als spräche man griechisch. Niemand konnte verbohrter sein als New Yorker von Amorys und Helenes Art.

Es wurde Abend, und noch immer waren keine Nachrichten von Janie eingetroffen. Mrs. Parkington hatte den ganzen Tag über sehr viel zu tun gehabt und war froh darüber. Sie sprach mit Richter Everett und erzählte ihm die Geschichte wegen Mrs. Hobson und wie Amory deren Geld vertan

hatte und daß es unbedingt zurückgezahlt werden müsse; auch mit den mühseligen Anordnungen für die Rückerstattung an alle anderen Geschädigten mußte sie sich befassen. Auch mit Miß Beasely war so mancherlei zu besprechen gewesen. Sie dachte einen Moment sogar daran, das geplante Dinner abzusagen, verwarf aber den Gedanken gleich wieder. Sie mußte trotz des Skandals unbedingt genauso weiterleben wie früher; sie mußte vor allen Dingen ihr Prestige wahren und die Stellung behaupten, die sie sich errungen hatte; denn diese Dinge würden Helene Schutz bieten und auch Amory helfen, wenn es so weit kommen würde, daß man bis zum bitteren Ende durchhalten müßte. Sie sah die schwere Pflicht deutlich vor sich. Wenn es soweit war, würde sie Tag um Tag Helene zum Gericht begleiten und während den Verhandlungen neben ihr sitzen müssen, bis alles vorbei wäre. Was immer Amory getan haben mochte, und wenn er auch ohne Zweifel ein Heuchler und ein Lump war, so war er doch immer noch ein Glied ihrer Familie, Jacks und Janies Vater, in deren Adern ihr und Gus' Blut floß. Das mindeste, was sie für ihn tun konnte, war, ihm den Rückhalt ihrer Würde zu gewähren.

Den ganzen Tag hindurch, zwischen Besprechungen, Plänen, Briefdiktaten, immer kehrten ihre Gedanken auf einen Punkt zurück – woran lag es, daß das Leben fast aller ihrer Nachkommen zerstört worden war? Sie hatte ihr Bestes getan, so wenig dies auch sein mochte, und doch fühlte sie, daß sie versagt hatte. Gus und selbst sie hatten ihre eigenen Kinder verwöhnt, tagaus, tagein. Das hatten Eltern seit Anbeginn der Welt getan, und doch waren auch verwöhnte Kinder gut geraten und tüchtig geworden. Es war gewiß ein Jammer, daß Alice ihr Leben mit jener unseligen Heirat begonnen hatte, aber ein Segen, daß sie keine Kinder gehabt hatte; und ein Jammer war es, daß Herbert eine Blair aus dieser exzentrischen, krankhaften Familie geheiratet hatte,

deren Erbteil immer wieder zum Durchbruch kam. Sie würde nie erfahren, was aus Herbert und Eddie geworden wäre.

Je mehr sie über ihr eigenes und das Leben der anderen Familienmitglieder nachdachte, desto unabwendbarer wies alles immer wieder auf das Geld hin. Ohne Gus' unermeßlichen Reichtum und unbezähmbaren Ehrgeiz hätte Alice den Herzog nie kennengelernt, und nie hätte er sie zu heiraten begehrt. Ohne das Geld hätte Alice niemals weder ihren zweiten, sehr zweifelhaften Mann noch den dritten geheiratet. Alice hätte vielleicht ihren Wunsch, Krankenpflege zu lernen, ausführen können. Sie hätte einen passenden Gatten finden können und mit ihm ein friedliches, nützliches Leben. Ohne all das Geld hätte Herbert jenes Blair-Mädchen weder kennengelernt noch geheiratet, er hätte kein Auto kaufen können zu einer Zeit, da Autos ein phantastischer Luxus waren, und wäre nicht damit verunglückt. Ohne das Geld wäre Eddie nicht auf die schiefe Bahn gekommen bis zu dem tragischen, bitteren Ende. Ohne das Geld hätte Madeleine kein so lasterhaftes, unnützes Leben führen und ihrer Mannstollheit nicht die Zügel schießen lassen können. Und Helene hätte Amory niemals kennengelernt, Amory mit all seinen »Vorteilen«, und sie hätte ihn nicht als die beste Partie geheiratet. Immer war es das Geld gewesen; jeder Gedankengang an diesem endlosen Tag endete beim gleichen Punkt, dem Geld. Es war noch immer da und nahm rascher zu, als sie es wegzugeben vermochte oder als es die Steuern verschlingen konnten. Es war ein Ungeheuer, das Gus erschaffen hatte und das alles zerstörte, was der Sohn eines Dorfkrämers sich für sich und seine Nachkommen am brennendsten gewünscht hatte. Er hatte ein Gründer sein wollen, ein großer Mann, dessen Nachkommen im Glanze seines Namens weiterleben sollten.

Und was war daraus geworden?

Etwas war falsch, dachte sie, etwas war falsch mit dem amerikanischen Leben in der langen Spanne ihres Daseins, etwas war falsch mit der amerikanischen Erziehung, die eine Tradition schuf, worin Automobile und Wasserspülung mit Zivilisation verwechselt und groteske Werte als Lebensstandard aufgestellt wurden. Amory zum Beispiel, der überzeugt war, es sei etwas besonders Vornehmes, Börsenmakler zu sein; oder Automobilfabrikanten, die sich benahmen, als wären sie der Messias und brächten das Tausendjährige Reich; oder die Unzähligen, die meinten, Intelligenz und Ehre, Bildung und Weisheit könne man kaufen, zu soundso viel das Pfund.

Langsam, wie aus einem Nebel sich abzeichnend, begann sie zu erkennen, daß ein logischer Zusammenhang zwischen all diesen Dingen und dem Zusammenbruch der Welt, die auf Schein begründet war, bestand. Das möchte ich einmal mit jemand besprechen, der klüger und klarblickender ist als ich, dachte sie. Und sie rief Miß Beasely und ließ noch einen Philosophen und einen Nationalökonomen auf die Liste der Gäste setzen. Es gab noch so vieles zu lernen und zu erforschen, und die Zeit war so kurz.

Im Laufe des Tages rief Ned viermal an, um mitzuteilen, daß er noch keinerlei Fährte gefunden habe und daß die Detektive auch nicht erfolgreicher gewesen seien. Seine Stimme klang müde und erloschen, und Mrs. Parkington ahnte wohl, daß er, wie sie selbst, anfing zu befürchten, Janie könnte doch eine Dummheit gemacht haben; daß man schließlich nicht mehr Janie, sondern nur noch eine im Fluß treibende Leiche finden würde. Keiner von ihnen wagte jedoch bei den kurzen Gesprächen diese Befürchtungen auch nur anzudeuten. Sie verstanden sich ohne Worte; es war erstaunlich, wie gut sie sich verstanden, dachte Mrs. Parkington. Ned besaß ein ganz seltenes Einfühlungsvermögen.

Um sieben Uhr abends rief Ned wieder an und meldete, einer der Detektive habe am Pennsylvania-Bahnhof einen Mann aufgestöbert, der sich erinnerte, einem jungen Mädchen, das der Beschreibung von Janie entsprach, ein Billett verkauft zu haben. Sie sei ihm aufgefallen, sagte er, weil sie verweint aussah.

»Ich bin sicher, daß wir sie bald finden werden«, sagte Mrs. Parkington. »Ich fühle es in den Knochen.«

Nachdem sie die Unterredung beendet hatte, rief sie Taylor und sagte, sie wolle im Bett ihr Abendbrot einnehmen.

Während sie aß, machte sich Mattie in den beiden Zimmern zu schaffen; sie tat sehr geschäftig mit völlig unnützen Dingen, und Mrs. Parkington wußte, daß sie damit ihre Unruhe und ihr tiefes Verständnis für die Sorgen ihrer Herrin ausdrückte.

»Wenn Miß Janie wieder da ist«, sagte Mattie endlich, »müssen Sie aber unbedingt weggehen. Sie müssen eine Reise machen, heraus aus der Stadt, weg von der ganzen Familie.«

Mrs. Parkington lachte. »Das scheint dir so einfach, aber es kommt immer noch etwas und dann wieder etwas. Nach Mr. Amory war es Janie, und nach Janie wird sicher wieder etwas los sein.«

»Sie müssen sich eben wehren. Sie müssen einfach aus allem heraus.«

»Das ist nicht so leicht, Mattie.«

»Sie sind viel zu weich – jawohl, das ist es.«

Mrs. Parkington bemühte sich, nicht auf Matties wohlmeinendes Gebrumm zu achten. Hoffentlich gleicht Janie mir wirklich so sehr, wie ich es mir eingebildet habe, dachte sie. Wenn das der Fall wäre, dann wäre es gut. Dann kommt sie wieder. Sie selbst hatte, merkwürdig genug, auch in Augenblicken tiefster Niedergeschlagenheit und größter Verzweiflung niemals an Selbstmord gedacht. Der Gedanke

kam ihr überhaupt nicht. Vermutlich weil sie eine sehr gesunde Leber und auch sonst einen gesunden Organismus hatte.
Dann hörte sie von fern her die Hausglocke läuten. Die Glocke läutete wieder und wieder, ehe Taylor Zeit hatte, aufzumachen. In ihrem Bette sitzend, dachte Mrs. Parkington: Das hat mit Janie zu tun. Lieber Gott, gib, daß es nichts Schlimmes ist. Und zum erstenmal in ihrem Leben dachte sie: Dies ist das eine, das ich nicht ertragen könnte. – Wenn jetzt schlechte Nachricht käme, würde sie sich hinlegen und sterben, denn dann hatte sie keine Kraft mehr, weiterzuleben.
Durch die Tür zum Boudoir sah sie, daß Mattie ihre Neugierde nicht mehr hatte zügeln können. Sie stand im Korridor und spähte hinunter in die Halle. Vielleicht würde sie es Matties starkem, treuem Körper schon ansehen, was es war. Endlose, unerträgliche Sekunden verrannen. Und dann sah sie, wie Mattie sich umwandte und strahlend lächelnd ihr entgegeneilte. Sie konnte nicht warten, bis sie im Zimmer war. Sie rief schon von draußen: »Es ist Miß Janie! Es ist miß Janie, Mrs. Parkington!«

Das Mädchen sah müde, blaß und verwirrt aus, als es vor Mattie her durch die Tür eintrat. Sie ging direkt auf das Bett zu und küßte die alte Dame wortlos. Nach einer Weile sagte Janie: »Ich schäme mich sehr über mich selbst, Großmütterchen.«
»Setz dich ... komm, hier auf das Bett, dicht zu mir. Jetzt ist alles gut.«
»Wo ist Ned?«
»Wo soll er sein? Er läuft herum und sucht dich. Du kannst ihn nirgends erreichen. Er wohnt hier im Haus. Er wird im Laufe des Abends heimkommen. Komm, gib mir deine Hand.«

Mrs. Parkington zitterte am ganzen Körper vor Erregung, als wäre sie keine alte lebensweise Frau, sondern ein junges Mädchen, verängstigt und verwirrt beim Gedanken an das Leben, das vor ihr lag. Und Mattie stand daneben und weinte wie eine alte Närrin. Bald aber raffte sie sich zusammen und sagte: »Vielleicht sollten Sie etwas essen, Miß Janie. Ein Butterbrot und Tee. Ich bereite das im Augenblick.«

Janie lächelte Mattie zu: »Das wäre herrlich, Mattie. Ich habe nichts zu Mittag gegessen. Ich hatte nämlich kein Geld mehr.«

»Armer kleiner Liebling«, sagte Mattie.

»Na, na, Mattie! Nimm dich zusammen«, mahnte Mrs. Parkington.

»Ich gehe sofort das Essen holen. Die Köchin wird sich freuen, daß Sie wieder da sind. Taylor hat sich sicher auch gefreut, was, Miß Janie?«

Janie lachte. »Er sah aus, als erblicke er ein Gespenst!«

»Los, Mattie, hol schnell etwas zu essen«, sagte Mrs. Parkington. »Dann bist du gleich wieder da und versäumst nichts.«

Mattie entschloß sich endlich zu gehen, und Mrs. Parkington bat: »Gib mir noch einen Kuß!« Und dann nahm sie das Kind zärtlich in die Arme und drückte es ans Herz. »Ich wußte doch, du würdest nichts Dummes anstellen. Ich wußte doch, daß du *meine* Janie bist. Und jetzt«, fügte sie hinzu, »solltest du wohl deine Mutter anrufen.«

»Oh, Großmütterchen! Ich mag nicht in das Haus zurück. Ich kann nicht. Darf ich nicht hierbleiben?« Angst sprach aus ihrer Stimme, und nach ihrer Unterredung mit Helene verstand Mrs. Parkington diese Angst nur zu gut. Wie hatte Janie all die Jahre ertragen können, ohne je mit einem Wort zu verraten, wie es in jenem Hause aussah!

Janie nahm das Telefon auf und hielt mit der freien Hand die zarte, blaugeäderte Hand der alten Dame fest umklam-

mert. Als die Stimme ihrer Mutter vom anderen Ende antwortete, sagte sie: »Ich bin's, Janie. Es geht mir gut. Ich bin hier, bei Großmama.«
Helene sagte etwas, und Janie erwiderte rasch: »Nein, komm heute abend lieber nicht herüber. Großmama liegt schon im Bett, und ich will nur schnell baden und schlafen gehen. Ich komme morgen früh zu dir.«
Helene schien einen Einwand zu machen, und Janie antwortete: »Aber es fehlt mir ja nichts. Du brauchst dich um nichts zu sorgen. Ich werde früh zu dir kommen.« Helene unterbrach sie, und Janie sagte: »Mach doch keine Schwierigkeiten, Mutter. Ich sage dir, es ist alles in bester Ordnung. Bitte, fang nicht wieder von vorne an.«
Mrs. Parkington ahnte, was Helene nun wieder zu sagen hatte. Ihre Stimme war sicher vorwurfsvoll und voll gekränkter Eitelkeit. Aber im Augenblick war nur eine einzige Sache wichtig, und zwar, daß Janie und Ned sich wiederfanden. Nichts durfte dazwischentreten. Wortlos schüttelte sie den Kopf und formte mit den Lippen die Worte: »Gib nicht nach.«
Endlich gelang es Janie, den Redeschwall zu unterbrechen. »Wie geht es Vater?« warf sie ein. Und dann sagte sie rasch: »Also bis morgen. Und mach dir keine Gedanken mehr.«
Als Janie sich vom Telefon abwandte, sah sie völlig erschöpft aus, als wäre es ihrer Mutter gelungen, sogar durch den Draht alle Kraft aus ihr zu saugen.
»Du wirst nicht länger deinen Dickkopf aufsetzen und dich weigern, Ned zu heiraten«, sagte Mrs. Parkington.
»Ich weiß es nicht. Er ist so eigen. Er will mich heiraten, auch auf die Gefahr hin, daß es seine ganze Karriere ruiniert. Darum bin ich direkt zu dir gekommen. Ich muß mit dir darüber sprechen. Ich möchte ihn nicht aufgeben. Ich kann nicht, Großmütterchen ... Ich kann nicht ... Ich weiß nicht, was ich tun soll.«

»Du hast eine große Dummheit gemacht mit deinem Davonlaufen. Das ist doch keine Lösung, und Ned hat entsetzlich gelitten in der Zeit.«

Janie gab keine Antwort. Sie saß da wie ein ungezogenes Kind, das gescholten wird, und blickte auf ihre Hände nieder. Und plötzlich wurde es Mrs. Parkington klar, daß Janie wirklich noch ein Kind war. In ihrem Alter, dachte ihre Urgroßmutter, war ich bereits eine Frau. Ich wußte um harte Arbeit, um Sorgen und um Verantwortung. Ich wußte Bescheid über alles, was in Leaping Rock vor sich ging, über Spielhöllen und Bordelle. Ich kannte Menschen jeder Art – gute, schlechte, starke, verderbte, anständige und gemeine. Ich konnte einen Mann oder eine Frau ansehen und ziemlich genau wissen, mit wem ich es zu tun hatte. Aber Janie – Janie wußte eigentlich gar nichts. In ihrem Leben hatte sich alles dazu verschworen, sie von der Wirklichkeit fernzuhalten. Alles, was ihr begegnete, war in falschen Schein gehüllt.

»Nun sag mir«, bat Mrs. Parkington, »was ist geschehen? Wie kamst du dazu, einfach davonzulaufen?«

Sie wußte wohl, daß es Janie weh tun würde zu antworten, aber das konnte nur heilsam sein, wie wenn man eine Wunde ausbrennt. Sie mußte von der Neigung, vor den Dingen davonzulaufen, geheilt werden.

Das Mädchen schluckte ein paarmal und sah zu Boden. Endlich sagte sie: »Ich aß mit Ned zu Mittag. Nach dem Essen ging ich in das Büro der Britischen Kriegshilfe, und gegen vier wollte ich nach Hause gehen und ein paar Briefe schreiben. Während ich die Straßen entlangging, hörte ich einen Zeitungsjungen etwas schreien von einem ›Bekannten Klubmann auf der Anklagebank‹, aber ich achtete nicht weiter darauf. Dann, an einem Straßenübergang, mußte ich auf das Lichtzeichen warten, und da fiel mein Blick auf eine Zeitung, und auf dem Titelblatt war ein großes Bild von

Vater und Mutter.« Sie konnte nicht weitersprechen, Tränen rollten über ihre Backen. Mrs. Parkington streichelte ihre Hand und sagte: »Ich weiß es, mein Liebling. Aber fahr fort und erzähle mir alles. Es wird dich erleichtern.«

Mit Aufbietung aller Kraft fuhr Janie fort: »Ich kannte das Bild, es war Ostern in der *Times* erschienen, aber ich konnte es nicht glauben. Ich sah es mir genauer an, und da war kein Zweifel mehr möglich, es waren Vater und Mutter im Eingang von St. Bart.« Wieder hielt sie inne, und Mrs. Parkington strich ihr beruhigend über die Hände. »Mir war, als würde ich ohnmächtig, aber dann dachte ich: Das darf ich nicht, sonst ist alles noch schlimmer. Ich ging in ein Lokal und bestellte etwas zu trinken. Ob ich es getrunken habe oder nicht, kann ich mich nicht erinnern. Ich saß nur da. Ich konnte keinen Gedanken fassen. Ich dachte nur immer: Ich muß weggehen und mich verbergen. Ich muß weggehen und mich irgendwo verbergen . . . irgendwo! Ich weiß nicht, wie lange ich dagesessen habe, aber schließlich wußte ich, was ich zu tun hatte. Ich ging ins Ritz und schrieb das Briefchen an Ned und brachte es in seine Wohnung in den Briefkasten; und dann ging ich zum Pennsylvania-Bahnhof und dachte: Ich will nach Atlantic City fahren. Dort sucht mich bestimmt niemand. Und wo ich hinsah, waren Zeitungen mit dem Bild oder schreiende Zeitungsjungen, und ich hatte nur Angst, Bekannten zu begegnen, die womöglich aus Mitleid versuchen würden, mit mir zu sprechen. Aber ich habe niemanden getroffen. Ich glaube, es hat mich niemand gesehen. Ich nahm den billigsten Platz im Zug, weil ich dort sicher war, keine Bekannten zu treffen, und auch, weil ich nur wenig Geld hatte. In Atlantic City ging ich in ein Hotel. Ich aß nichts. Ich hätte nichts essen können. Ich ging nur in mein Zimmer, schloß mich ein und versuchte zu überlegen. Aber je mehr ich nachdachte, desto verworrener wurde alles. Da war nicht nur diese entsetzliche Sache mit

Vater, da war auch noch Ned. Er konnte doch unmöglich die Tochter von Amory Stilham heiraten. Die Zeitungen würden einen großen Skandal daraus machen. Ich sah schon die Reporter und Kameramänner und die ganze furchtbare Geschichte. Ich hätte sterben mögen. Aber das war auch unmöglich. Und Ned aufzugeben, konnte ich mich auch nicht entschließen. Oh, Großmama, es war entsetzlich! Und heute nachmittag kam ich zu der Erkenntnis, daß es sinnlos sei, allein einen Entschluß zu fassen, und daß ich unbedingt mit dir darüber sprechen müsse, und da bin ich eben gekommen.«

Sie war gerade fertig geworden mit ihrem Bericht, als Mattie mit einem beladenen Tablett in der Tür erschien. Es war etwas mehr darauf als ein Butterbrot und eine Tasse Tee. Eine Tasse Bouillon war da, und gebuttertes Toastbrot und eine Omelette, und kaltes Huhn, und Salat, und Mayonnaise, und Obst und ein großes Stück Kuchen.

Mattie brachte es bis ans Bett, stellte es ab und sagte aufmunternd: »So, Miß Janie. Sie müssen nicht weinen. Sie sollen sehen, jetzt wird alles wieder gut. Ich hab' Ihnen etwas zu essen gebracht. Die Köchin meinte, Tee und Butterbrot, das wär' nichts; also hat sie das hier für Sie gerichtet. Das müssen Sie aufessen, sonst ist sie beleidigt.«

»Ach, danke, Mattie«, sagte Janie. »Ich glaube, ich werde es essen können. Ich habe seit gestern nichts gegessen, außer einer kleinen Tafel Schokolade.«

»So ist's recht«, meinte Mattie befriedigt. »Und Ihren jungen Mann kriegen Sie auch, und alles wird wieder gut.«

Mrs. Parkington bemühte sich, ein Lächeln zu unterdrücken. Als Mattie sich anschickte, das Zimmer zu verlassen, sagte sie: »Du brauchst nicht wegzugehen, Mattie. Wir versuchen, die Situation zu klären. Vielleicht weißt du auch Rat.« Beglückt ließ Mattie sich auf einen Stuhl nieder, wandte keinen Blick von Janie, die heißhungrig zu essen

begonnen hatte, und harrte der Dinge, die da kommen sollten. »Wenn es nicht genug ist, hat die Köchin gesagt, macht sie noch eine Omelette.«

»Oh, mehr als genug, danke«, sagte Janie.

Mrs. Parkington sah ihr beim Essen zu und dachte: Das ist gut. Wenn sie erst richtig gegessen hat, wird sie auch wieder vernünftig. Einmal hielt Janie im Essen inne und fragte: »Glaubst du, daß Ned bald heimkommt?«

»Ich weiß es nicht, Liebling. Vielleicht kommt er erst nach Mitternacht.« Bei sich dachte Mrs. Parkington: Ich habe eine große Aufgabe. Sie muß Ned nicht nur heiraten, es muß sogar schon morgen sein. Und ich muß das so einfädeln, daß kein Mensch etwas merkt, und beide müssen so rasch wie möglich die Stadt verlassen.

Zu Janie gewandt, sagte sie: »Du wirst Ned heiraten, da gibt es gar nichts zu diskutieren.«

»Ich habe aber doch keine Ahnung, wie er darüber denkt.«

»Aber ich. Ich weiß ganz genau Bescheid. Wegen seiner Zukunft brauchst du dir keine Sorgen zu machen. Ihr werdet genug Geld haben.«

Janie blickte zu ihr auf. »Bitte, sprich nicht von Geld, Großmama. Ich hasse es. In jenem gräßlichen Hotel habe ich über so vieles nachgedacht. Auch über Geld, und ich hasse all das Geld, das wir immer gehabt haben. Geld hat Vater ins Unglück gebracht. Jedenfalls ist Geld, soweit es sich um Ned handelt, absolut nebensächlich. Das will er gar nicht.«

»Ich weiß wohl, daß er sich nichts daraus macht. Aber ich muß praktisch denken, mein Liebling. Ihr könnt schließlich nicht im Straßengraben Hungers sterben. Geld hat keine Bedeutung für dich gehabt, weil es immer selbstverständlich da war, und jetzt möchtest du es los sein ... aber leider braucht man es ab und zu doch.«

Ihre Stimme wurde ein wenig schroffer, teils weil Janies kindische Verbohrtheit sie irritierte, teils weil sie wußte,

daß sie diese allzu romantischen Vorstellungen widerlegen mußte. Sie erinnerte sich an ihre eigene Jugend. Damals, in Janies Alter, wußte sie bereits genau, was Geld war und welchen Wert es hatte. Sie wußte Bescheid über Hypotheken, Zinsen und Schulden und über die drohende Möglichkeit, aus dem Grand Hotel Leaping Rock hinausgeworfen zu werden; und sie wußte, wie hart man arbeiten mußte, um jenes Geld zu verdienen, arbeiten, bis der Rücken gebeugt war und die Hände schwielig und die Augen trübe wurden. Sie erinnerte sich ihrer eigenen Träume von großen Häusern, feinen Restaurants, Schmuck und all den Dingen, die man mit Geld kaufen kann.

»Wenn du arbeiten müßtest, um zu verdienen, wüßtest du, was Geld wert ist«, sagte sie. »Du darfst dich nicht wie eine Närrin benehmen.«

»Ich möchte, ich könnte arbeiten und verdienen«, sagte Janie. »Das habe ich mir immer am allermeisten gewünscht. Aber es ist natürlich Blödsinn zu arbeiten, wenn man schon mehr Geld hat, als man jemals braucht.«

»Ja«, sagte Mrs. Parkington, der Janies Bemerkung eine Antwort war. »Das hat etwas Wahres. Das Ganze ist klar, aber damit ist noch nichts gelöst. Im Leben geht es sehr oft so ... da sitzen die Leute herum und stellen fest, daß ein unvermeidliches Unglück eben unvermeidlich ist, aber sie rühren keinen Finger, um zu helfen.«

Die etwas schwerhörige Mattie war die erste, die es draußen läuten hörte. Vielleicht waren die anderen beiden zu vertieft in ihre neue, beglückende Intimität, um überhaupt etwas zu beachten. Seit Janie kein kleines Mädchen mehr war, hatten sie und ihre Urgroßmutter ihre ganze Entwicklung sozusagen gemeinsam erlebt. Die Beziehungen zwischen sehr alten und sehr jungen Menschen sind eigentlich einfach genug; die Alten haben wieder gelernt, schlicht und

gerade zu sein, die Jungen haben es noch nicht verlernt. Heranwachsende Menschen werden meistens mißverstanden, den Kindern sind sie unverständlich, und Erwachsene finden sie komisch oder dumm. Ihre Leiden – Leiden, die schwerer sind als das meiste, das sie später durchmachen – scheinen die Erwachsenen vergessen zu haben, so wie man sich an die Schmerzen des Kindbettes nur noch ganz vag erinnert. Später sprechen die Menschen gerne über ihre Jugendzeit, wie Frauen von den Geburten, die sie mitgemacht haben, vielleicht, weil in beiden Erlebnissen eine letzte Klarheit, eine Reinheit des Schmerzes ist, die ihnen nie mehr widerfährt.

So hatte Mrs. Parkington die letzten Jahre hindurch Janie beobachtet, die sich aus einem Kind in einen linkischen, plumpen Backfisch verwandelte, und hatte versucht, all die morbiden, innersten Leiden dieses jungen Menschen zu verstehen, der unglücklich war, ohne zu wissen, warum, und ohne sich selber helfen zu können. Aber es war nicht leicht. Mrs. Parkington hatte das Gefühl, sie habe versagt, wie lange zuvor schon mit Alice. Jene Zeit zwischen Kindheit und Erwachsensein war, sie wußte es, die einsamste, traurigste Zeit, besonders im Leben einer Frau. Es sei denn, es handle sich um leichtfertige, oberflächliche Menschen. Amory hatte vermutlich eine sehr glückliche Jugend gehabt, so erfolgreich und triumphierend, daß er für den Rest seines Lebens davon zehrte und sich immer nach jener Zeit zurücksehnte, da er groß und führend war, weil er körperlich stark war und andere einschüchtern konnte. Und Madeleine, die schon als kleines Mädchen gewissermaßen gezeichnet war, hatte ebenfalls eine leichte Jugend gehabt, weil ihr Streben und Wünschen von vornherein eindeutig gewesen war. Männer brauchte sie, Männer bedeuteten ihr Leben. So war sie nie weder kompliziert noch unglücklich gewesen, und viel Mühe hatte sie auch nicht gemacht, außer dadurch,

daß sie sich bereits als Zwölfjährige schminkte und nach den Versammlungen heimlich mit den Jungens ausriß. Es wollte Mrs. Parkington scheinen, als bestimme einen eine sorglose Jugend für alle Zeiten zur Minderwertigkeit. Und sie hatte sich nie für Amorys Erfolge noch für Madeleines direkte Angriffe auf Männer interessiert.

Aber Janies Entwicklung hatte ihr immer Gedanken gemacht; daher war die alte Dame glücklich, als Janie an jenem Abend in der Tür erschien und sagte: »Es tut mir leid, Großmama. Ich habe mich schrecklich dumm benommen«, denn nun sah sie, daß Janie sich aus den Nebeln der Unsicherheit und des Elends zu lösen begann, die sie so lange gefangengehalten hatten. Janie reifte langsam zur Frau. Das Davonlaufen war vielleicht ihre letzte kindliche Handlung gewesen. Und als nun Mattie sagte: »Es hat geläutet, vielleicht ist das Mr. Ned«, da dachte Mrs. Parkington: Nun wird alles gut. Ich kann ihr die Entscheidung überlassen, ohne sie zu drängen. Janie sprang auf, das hübsche Gesicht freudig erregt: »Kann es Ned sein?« – »Geh mal nachsehen, Mattie«, meinte Mrs. Parkington. Und Mattie, beglückt von der Aussicht, die herrliche Nachricht von Janies Heimkehr selber mitteilen zu dürfen, eilte hinaus.

Zu Janie gewandt (und für den Fall, daß ein klein wenig Drängen doch gut sein würde), sagte Mrs. Parkington: »Und nun mach keine Dummheiten, mein Liebling. Ned ist wichtiger als alles andere in deinem Leben . . . nicht weil du ihn so sehr liebst, sondern weil du unerhörtes Glück hast, einen solchen Jungen gefunden zu haben. Denk nicht zuviel darüber nach, was du gerne möchtest oder wie edel dein Verzicht erscheinen könnte. Tu, was *er* will. Und nun geh ihm entgegen . . . Ich bin gewiß, daß es Ned ist. Um diese Zeit würde sonst niemand kommen. Ich will jetzt schlafen. Morgen früh sehe ich euch beide. Wir werden viel zu besprechen haben.«

Während sie sich in die Kissen zurücklehnte und dem Kind nachsah, das zum Zimmer hinaus und durch den Gang stürmte, fühlte sie trotz aller Freude einen kleinen stechenden Schmerz und erinnerte sich des ersten Abends im Brevoort, im rot-goldenen Salon, mit den weißen Rosen, dem Champagner auf dem Tisch mit der Marmorplatte ... und draußen fiel der Schnee. Sie war glücklich gewesen. Trotz allem Schweren war sie glücklich gewesen. Könnte doch Janie auch so glücklich werden ... sie und Ned könnten neu und von vorne anfangen ... vielleicht würde es ihnen gelingen, den Fluch von der Familie abzuwenden.

Dann erschien Mattie wieder, übers ganze runde Gesicht strahlend. »Jetzt wird alles gut«, sagte sie. »Ich glaube, Miß Janie wird wieder vernünftig.«

»Nicht ihre Vernunft ist wichtig, Mattie, sondern ihr Herz. Daß sie das wiedergefunden hat, ist wichtig.« Sie setzte sich im Bett aufrecht und sagte: »Schließ beide Türen, Mattie. Ich habe noch eine Aufgabe zu erfüllen. Ich muß Mr. Neds Chef in Washington anrufen, und weder Ned noch Janie dürfen etwas davon erfahren.«

Nachdem Mattie die Türen geschlossen hatte, stellte Mrs. Parkington die Fernverbindung her und sagte: »Ich wünsche Mr. Holman Drury in Washington zu sprechen. Er wohnt im Mayflower Hotel.« Was sie vorhatte, war etwas vom Schwierigsten, das sie je unternommen hatte. Sie lief nicht nur Gefahr, abgewiesen und gedemütigt zu werden; vielleicht mußte sie sich selber demütigen, etwas, das Mrs. Parkington auch mit vierundachtzig Jahren noch hart ankam. Sie, die Witwe von Augustus Parkington, unermeßlich reich, die Überlebende eines vergangenen Zeitalters, das Produkt einer gewalttätigen, skrupellosen Welt, stand im Begriff, einen Mann anzurufen, der als geschworener Feind alles dessen, was sie repräsentierte, galt; diesen Mann, der alles daransetzte, ihre Welt zu zerstören, wollte sie nun

um eine Gefälligkeit bitten, für die Tochter des Mannes, den er selbst zu Tode gehetzt hatte. Während sie auf die Verbindung wartete, versuchte sie, sich zu erinnern, wie Holman Drury aussah und wie er sich die beiden Male, da sie ihm bei Dinners in Washington begegnet war, benommen hatte. Das war nicht unwichtig! Wenn man etwas über einen Menschen weiß, wie er aussieht und wie er zu denken pflegt, kann man das, was man von ihm will, leichter erreichen.

An sein Gesicht erinnerte sie sich ziemlich genau – ein dunkles Gesicht mit außerordentlich hoher Stirn, ein schmaler, zusammengepreßter Mund, ein starkes Kinn und brennende, fanatische Augen. Es war kein besonders eindrucksvolles Gesicht, nicht das Gesicht eines großen, machtvollen Mannes. Es war eher ein unglückliches, fast etwas feminines Gesicht, das Antlitz eines Nörglers, der sich vom Atem Gottes berührt glaubte. Es gab heutzutage viele ähnliche Gesichter in Washington; sie waren dort wegen all dem, was Gus und seinesgleichen vor langer Zeit verbrochen hatten. Das Pendel hatte seit den Tagen, da Gus nur mit einem fetten Scheckbuch in Washington zu erscheinen brauchte, um alles zu erreichen, was er wollte, nach der anderen Seite ausgeschlagen. Heute war Washington überrannt von kleinen Messias, von denen jeder ein besonderes Rezept zur Errettung der Menschheit verkündete. Das Pendel hatte ins andere Extrem ausgeschlagen, und es war nicht zu vermeiden, daß auch gute, ehrliche, gesunde Bürger dem zum Opfer fielen.

Sie fürchtete die Aussprache mit diesem Messias in Taschenformat aus anderen Gründen. Sie wäre leicht mit ihm fertig geworden, wenn er ein Schuft gewesen wäre oder auch ein kleiner Mann einfacher Herkunft, der durch eigene Kraft zu dieser hohen Stellung gelangt wäre. Aber Holman Drury war keines von beiden. Er war ein Fanatiker, skrupellos, bis

er das erreichte, was er haben wollte, und er kam aus genau dem gleichen Milieu wie seinerzeit Gus; vor langen Jahren, vielleicht in der Schule, vielleicht weil er unbeliebt war oder mißhandelt worden war, hatte er rebelliert und zog nun aus, die Welt, die er haßte und die ihn geschaffen hatte, zu zerstören. Amory war den einen Weg gegangen und Holman Drury den anderen, aber irgendwie war es dasselbe. Holman Drury, der Reformer, war auf seine Art ebenso zersetzend wie Amory Stilham, der Betrüger.

Solche Männer, überlegte Mrs. Parkington, während sie wartete, konnten sehr gefährlich werden; auf alle Fälle war es äußerst schwer, ihnen beizukommen, besonders wenn man Mrs. Augustus Parkington hieß. In ihrem Herzen verachtete sie Holman Drury, nicht nur weil er der natürliche Feind alles dessen war, was Gus gewesen, noch weil er ebensosehr wie Amory das Produkt eines gleichen Systems war, sondern weil er weibisch und rachsüchtig war und weil in der radikalen Revolte eines solchen Menschen so viel Unechtes lag. Das Ganze war eigentlich eine aufgeschobene, kleinliche Abrechnung mit den Knaben, die ihn in der Schule verfolgt und gedemütigt hatten, eine Abrechnung ohne innere Würde und Haltung.

Plötzlich läutete das Telefon, und die Zentrale meldete, Mr. Drury sei am Apparat, man könne sprechen. Ich darf in meiner Stimme nichts merken lassen, dachte sie rasch. Ich muß ihm sehr achtungsvoll begegnen. Er wird sich geschmeichelt fühlen, die Witwe von Augustus Parkington zu seinen Füßen zu sehen.

Sowie sie seine Stimme vernahm, sagte sie liebenswürdig: »Hier spricht Mrs. Augustus Parkington. Erinnern Sie sich meiner?«

Die Stimme Holman Drurys kam zurück, eine tiefe, etwas überhebliche Stimme, unecht wie sein Gesichtsausdruck.

»Aber gewiß. Selbstverständlich. Wie geht es Ihnen?«

Er meint, ich will ihn Amorys wegen um etwas bitten, dachte sie, und nun behandelt er mich wie eine verschrobene Alte. Und mit etwas forcierter Leichtigkeit antwortete sie: »O danke, mir geht es sehr gut. Sie müssen entschuldigen, daß ich Sie zu so später Stunde noch behellige, aber es ist etwas sehr Wichtiges vorgefallen.«

»Ich hoffe, ich kann Ihnen dienen.«

Sie war alt und erfahren genug, um zu wissen, daß er ihren Anruf auf alle Fälle beantwortet hätte, weil er sicher war, es handle sich um Amory. Er würde gar nicht versuchen, einem Nein auszuweichen; im Gegenteil, es würde ihm ein besonderes Vergnügen bereiten, dieses Nein auszusprechen, und würde ihm die Gelegenheit geben, eine kleine Vorlesung über seine diesbezüglichen Ansichten zu halten. Sie mußte den Zweck ihres Anrufes unverzüglich klarstellen.

Sie sagte daher: »In Ihrem Departement ist ein junger Mann namens Edward Talbot.«

»Jawohl, das stimmt«, antwortete die Stimme mit Wärme. »Er ist einer unserer besten Beamten.«

»Das, worum ich Sie zu bitten habe, ist einfach genug. Der Zufall will es, daß er im Begriff stand, meine Urenkelin, die Tochter Amory Stilhams, zu heiraten; nun hat diese unglückselige Angelegenheit beinahe die ganze Sache zunichte gemacht.«

»Das tut mir außerordentlich leid.«

»Meine Urenkelin und Ned Talbot lieben sich sehr, und es gäbe einen Ausweg, scheint mir. Allerdings müßten Sie mir dabei helfen.«

»Nichts wäre mir lieber. Was ist Ihr Vorschlag?«

Nun wußte sie, daß sie das Schlimmste überstanden hatte. Sie hatte sofort klargelegt, daß sie nichts für Amory erbitten wollte, und hatte entdeckt, daß er eine lebhafte Sympathie für Ned zu haben schien. Daher ging sie nun ohne Umschweife auf ihr Ziel los.

»Ich bin der Ansicht, die beiden sollten so rasch wie möglich heiraten. Aber in New York ist es unmöglich. Sie kennen ja die Zeitungen. Ich habe mir ausgedacht, daß die Heirat sofort und ohne Aufsehen zu erregen stattfinden könnte, wenn der junge Mann zum Beispiel nach Kansas City oder nach San Francisco versetzt würde. Kein Mensch würde etwas davon erfahren. Verstehen Sie, was ich meine?«

»Ja, ich verstehe. Sie wünschen, daß Ned irgendwohin geschickt wird, wo niemand seine Frau kennt noch weiß, wer sie ist.«

»So ist es. Genau so. Läßt sich das machen?«

Ihr Herz klopfte immer heftiger, denn während sie sprach, wurde ihr die Sache zum wichtigsten Anliegen in der ganzen Welt. Es war, als sei sie selbst Janie.

Als Holman Drury antwortete, klang seine Stimme hochmütiger denn je, so, als gewähre ein Despot eine Gnade.

»Aber gewiß. Nichts ist einfacher als das. Ned war schon vorgeschlagen für eine Versetzung.«

»Ja, aber das Wichtigste ist – es eilt. Könnte man das heute nacht noch machen, telegrafisch, so daß er die Nachricht morgen früh bekommt?«

»Ich werde unverzüglich drahten.«

»Können Sie das Telegramm an meine Adresse schicken?«

»Gewiß.«

Sie nannte ihm die Adresse und fügte hinzu: »Ich weiß nicht, wie ich Ihnen jemals danken soll. Wenn ich irgend etwas tun kann...«

Er unterbrach sie. »Ich bin entzückt, Ihnen einen Gefallen zu erweisen, Mrs. Parkington, ich stehe ganz zu Ihren Diensten.«

»Und Sie werden Ned nie verraten, daß ich Sie angerufen habe?«

»Sie können sich auf mich verlassen.«

»Gute Nacht. Und nochmals vielen Dank.«

»Gute Nacht.«

Das war erreicht. Sie löschte schnell das Licht und ließ sich in die Kissen zurücksinken. Es war leichter gegangen, als sie zu hoffen gewagt hatte, aber sie war dennoch sehr müde. Es wollte ihr scheinen, als lösten sich langsam alle Schwierigkeiten und Nöte ihrer Familie, teils durch das Schicksal selbst, teils durch ihre eigenen Bemühungen. Matties Vorschlag war wirklich gut: Sobald Ned und Janie fort sein würden, wollte sie eine Reise unternehmen. Das würde ihr die Kraft geben, die Qual von Amorys Prozeß zu ertragen und Helene für lange Zeit um sich zu haben.

Die Art, wie ihr Gespräch mit Holman Drury sich abgewickelt hatte, machte ihr Spaß. Was sie nicht ahnte, war, daß ihr Erfolg einen bestimmten Grund hatte: Holman Drury erinnerte sich ihrer als einer der geistvollsten, bezauberndsten alten Damen, die er je gekannt hatte, und er freute sich, ihr helfen zu können, weil ihm das die Möglichkeit geben würde, sie wiederzusehen. Das war eine Dividende aus ihrem langen, überaus menschlichen und oft sehr weisen Leben.

Sie konnte nicht wissen, daß Holman Drury eine Schwäche für alte Damen ihrer Art hatte. Er hatte nie geheiratet und ehrte das Andenken seiner Mutter.

Am anderen Morgen kam Mattie gegen neun Uhr ins Zimmer und brachte ihr das Frühstück ans Bett. Ein Blick auf die Decken und Kissen genügte, um der Getreuen zu sagen, daß Mrs. Parkington gut geschlafen hatte und vermutlich guten Mutes sein würde. Daher wagte sie einen kleinen Vorstoß. »Haben Sie ein bißchen über unsere Erholungsreise nachgedacht, Mrs. Parkington?«

»Ja. Sobald das Datum der Verhandlungen in Mr. Amorys Prozeß festgelegt ist, werden wir wissen, wieviel Zeit wir dazu haben.«

»Das wird noch drei oder vier Monate dauern«, sagte Mattie. »Woher willst du das wissen?«

»Von Mr. Ned. Er sagt, Mr. Amorys Anwälte wollen die Sache in die Länge ziehen.«
»Hast du Mr. Talbot heute früh schon gesehen?«
»Ja, Mrs. Parkington. Sie werden heiraten.«
»Wann?« fragte Mrs. Parkington.
»Ich weiß es nicht genau. Irgendwann, wenn alles wieder in Ordnung ist.«
»Das ist nicht früh genug.«
»Mr. Ned hat gute Nachrichten erhalten.«
»Welche Nachrichten?«
»Er sagt, er gehe sofort nach San Francisco.«
Mrs. Parkington schwieg einen Augenblick. Dann sagte sie: »Das ist gut. Willst du Miß Janie bitten, zu mir zu kommen, sobald sie angezogen ist?«
»Sie ist schon fix und fertig. Ich will sie gerade rufen.«
Mattie ging, und Mrs. Parkington überlegte, wie sie es anstellen sollte, Holman Drury ein Dankestelegramm zu senden, ohne daß jemand etwas merkte. Einen Augenblick dachte sie daran, dem Dank eine Einladung zu ihrem Dinner beizufügen; aber sie verwarf den Gedanken, denn Drury leitete ja die Untersuchung, die Amory zu Fall gebracht hatte; es war unmöglich, ihn einzuladen. Mit Amory verwandt zu sein, war wirklich etwas Schreckliches.
Janie kam sehr bald, aber nicht allein. Ned begleitete sie, und Mrs. Parkington sah sofort, daß sie einen Beschluß gefaßt hatten. Man merkte es an ihren Gesichtern, an der Art, wie sie hereinkamen, an dem Klang ihrer Stimmen.
Sie zog ihre Frisierjacke aus Spitzen etwas höher, um ihren Hals zu verhüllen, und sagte: »Mattie berichtet mir, daß ihr heiraten werdet.«
»Ja«, bestätigte Ned.
»Wann?«
»Sobald etwas Gras über die ganze Geschichte gewachsen ist. Dann können uns die Zeitungen nichts mehr anhaben.«

»Das ist nicht früh genug«, entschied Mrs. Parkington. Sie sah Ned in die Augen. »Mattie sagt mir, Sie seien nach San Francisco beordert.«

»Ja; das Telegramm kam vor etwa einer Stunde. Es kam hierher. Ich weiß nicht, wieso. Kein Mensch weiß, daß ich hier bin.«

»Das ist wirklich merkwürdig«, erwiderte Mrs. Parkington unschuldig. »Wie können sie das erfahren haben? – Setzt euch«, sagte sie nach einer Weile, »ich habe einen viel besseren Plan. Ich möchte, daß ihr ihn sorgfältig erwägt.«

Wie zwei kleine Kinder ließen sie sich auf der Kante zweier Stühle nieder.

»Es handelt sich um folgendes: Ihr nehmt Neds Auto und verlaßt die Stadt möglichst noch vor Mittag. Und ihr sagt keinem Menschen, wohin ihr fahrt und daß ihr zusammen wegfahrt. Und dann könnt ihr in Maryland heiraten, wenn ihr wollt, oder wenn ihr in San Francisco ankommt, oder unterwegs, wenn ihr einen Ort findet, wo ihr sofort getraut werden könnt. Man hat mir gesagt, das sei in Kentucky der Fall. Hauptsache ist, daß ihr die Stadt verlaßt, ohne daß jemand es erfährt, und daß ihr zusammen weggeht. So könnt ihr in San Francisco als Mann und Frau auftreten, und Janie braucht nie zu sagen, wer sie war, und kein Mensch wird etwas erfahren. Ihr werdet einfach ein nettes, sympathisches junges Paar sein, das in San Francisco eine Stellung hat. Versteht ihr, was ich meine?«

Ned begriff es offensichtlich. Sein Gesicht verriet seine Freude, und Mrs. Parkington dachte bei sich: Der Junge muß lernen, seinen Gesichtsausdruck besser zu beherrschen. Das ist zu gefährlich, wenn man einen jeden Gedanken vom Gesicht ablesen kann.

Janie war erstaunt. »Und was ist mit Vater und Mutter?« fragte sie.

»Die nehme ich auf mich. Du wirst ihnen sagen, ich habe

dich zu Freunden geschickt – zu Mrs. Roadney in Aiken. Ich werde mich mit Molly Roadney verständigen, daß sie euch Briefe und Telegramme nachschickt. Ich fürchte, deine Mutter würde die Nachricht doch durchsickern lassen.«

»Sie wird sehr ungehalten sein.«

»Das ist jetzt ziemlich belanglos«, entgegnete Mrs. Parkington. Sie hätte gerne hinzugefügt: »Sie und Amory haben seit Jahren das Recht verwirkt, von ihren Kindern berücksichtigt zu werden.«

Aber sie schwieg. Zu Ned gewandt, sagte sie dann: »Sie müssen gewiß noch allerlei im Büro ordnen. Es wird das beste sein, Sie gehen jetzt gleich. Und Janie muß nach Hause zurück und einige Kleider beschaffen. Nun kommt und umarmt mich noch einmal.«

Janie umarmte sie und sagte bewegt: »Du bist wundervoll, Großmama.«

»Gar nichts bin ich, aber ich hoffe, ich habe doch etwas gelernt in vierundachtzig Jahren.«

Dann küßte Ned sie scheu und sagte: »Ich danke Ihnen, Mrs. Parkington.«

»Schreibt mir, wenn ihr in San Francisco angekommen seid, und erzählt mir von eurer Reise.«

Als sie über die Schwelle traten, rief Mrs. Parkington ihnen nach: »Sagt Mattie, sie soll zu mir kommen und mir Gesellschaft leisten, während ich mich anziehe.«

Sie fühlte sich plötzlich so alt und verlassen. Doch blieb nicht viel Zeit zur Einsamkeit, denn als Mattie kam, meldete sie: »Miß Madeleines Gatte ist unten.«

»Zu dieser Stunde?«

»Ja. Er sagte, er käme nur schnell, sich zu verabschieden.«

»Verabschieden?«

»Ja, weiter hat er nichts gesagt«, und Mattie ging hinüber, das Bad einlaufen zu lassen.

»Wie sieht er denn aus?« rief Mrs. Parkington ihr nach. »Ein bißchen vergrämt«, übertönte Matties Stimme das Geräusch des Wassers, und Mrs. Parkington dachte: Das wird nun wohl auch das Ende dieser Ehe sein.

Der Cowboy stand mit dem Rücken zur Tür und betrachtete die Aktstudien Bouchers über dem Kamin. Als sie ihn begrüßte: »Guten Morgen, Al!«, wandte er sich ihr etwas nervös zu und sagte bedrückt: »Guten Morgen, Mrs. Parkington.« Die Morgenbeleuchtung war nicht gut genug in diesem kleinen Salon, man konnte nicht unterscheiden, ob er errötete oder nicht.

»Vielleicht bin ich zu früh gekommen«, sagte er. »Ich hätte wohl vorher anrufen sollen.«

»Nein ... nein. Ich freue mich, Sie zu sehen.«

Seine kräftige Gestalt, seine klaren blauen Augen hatten etwas Solides und Beruhigendes. Sie bemerkte sofort, daß er etwas ungezwungener und gewandter aufzutreten wußte. Vermutlich, weil er so viel zu sehen bekommen hatte. Er hatte eine Menge Leute durchschauen gelernt, vor denen er sich früher in Angst und Ehrfurcht verneigte.

Unvermittelt bekundete Al sein Beileid um Alices Tod und seine Sympathie in der häßlichen Angelegenheit mit Amory. Er tat es in einer so ruhigen, schlichten Art, daß seine Aufrichtigkeit sie rührte.

Dann sagte er: »Zwischen mir und Madeleine ist alles aus. Ich kehre nach Nevada zurück.«

»Das tut mir aber sehr leid. Das hat nicht lange gehalten!«

Er sah auf seine Füße nieder. »Nein. Es hat nicht lange gehalten. Ich kann niemandem die Schuld geben. Es ist nur die Art, wie Madeleine zu leben wünscht, und die Leute, mit denen sie verkehrt. Ich sagte ihr, dieses Leben könne ich nicht weiter mitmachen. ›*Welches* Leben?‹ fragte sie. Sie tat nicht nur so. Sie wußte wirklich nicht, was ich meinte. Sie

war ganz ehrlich. Sie sieht gar nicht, wie verrückt das alles ist. Das ist eben das Schlimme. Es tut mir leid. Ich hatte Madeleine gern. Ich liebe sie noch. Damals, als ich sie in Nevada traf, war sie ganz anders. Sie konnte den ganzen Tag reiten und trinken und war gut zu den Tieren - wirklich tüchtig war sie, besser als mancher Arbeiter. Und unermüdlich war sie. Ich dachte, sie sei ein außerordentlich tüchtiges, hübsches Weib, und wir könnten zusammen die schönste Ranch im ganzen Lande aufziehen. Sie wollte sich beteiligen und Geld hineinstecken, und ich sollte die ganze Sache organisieren und kaufen und verkaufen. Dort draußen hatten wir so viel Gemeinsames.«

Während sie ihm zuhörte, wurden ihr aus der Fülle ihrer Lebenserfahrung, die er in seiner Einfachheit niemals besitzen würde, alle Zusammenhänge klar. Und da sie Madeleine kannte, verstand sie auch vieles, das ihm ein Rätsel blieb. Sie sah plötzlich alles so, wie es gewesen sein mußte, nicht wie es zu sein schien. Sie erahnte deutlich, wie Madeleine vorgegangen war. Madeleine hatte ihr Auge auf Al geworfen und beschlossen, das sei der Mann, den sie zu haben wünschte, und dann hatte Als einfache Geradheit sie verwirrt. Sie würde nie verstehen können, daß Al ihre gegenseitigen Beziehungen sehr unkompliziert betrachtete; vom Moment an, da sie sich gerne mochten, war es für ihn keine Frage, daß sie heiraten würden. Und da Al nicht so leicht zu erobern war, ließ sie allerlei Ränke und Kniffe spielen und versprach Dinge, die sie niemals einzuhalten gedachte. In der ganzen Sache war sie die Verführerin gewesen, genau wie als kleines Mädchen schon, wenn sie mit den Jungens davonlief. In den meisten Dingen war ihr Al nicht gewachsen, besonders nicht im Anfang; später wäre es dazu gekommen; auch jetzt war er ihr überlegen durch seine Einfachheit und Geradheit. Al war kein dummer Junge; er war ein Mann, der genau wußte, was er wollte

und was die Dinge wert sind. Und er hatte Madeleines Anforderungen besser standgehalten als der Argentinier oder irgendeiner von den anderen.

Das schlimme bei Madeleine war, daß sie eine sehr zwiespältige Natur hatte. Einerseits war sie ein gutes, herzliches Menschenkind; sie hätte als Kassiererin in einem der Spielhäuser von Las Vegas bestimmt Erfolg gehabt, denn sie war freundlich und verderbt und unersättlich. Und andrerseits war sie eine närrische, halbfertige Messalina mit einem erschreckenden Hunger nach Männern und nach dem Leben selbst.

Aber Al fuhr in seiner Geschichte fort. »Hier im Osten«, sagte er gerade, »war sie ein ganz anderer Mensch ... jemand, den ich nicht kannte. Sie schien überhaupt keiner Vernunft mehr zugänglich. Die ganze Nacht wollte sie aufbleiben, doch tagsüber blieb sie liegen, bis sechs Uhr abends. Ich kann das nicht, Mrs. Parkington. Ich glaube nicht, daß ich es je lernen könnte. Ich habe versucht, ein guter Gatte zu sein. Ich habe ihr alles gegeben, was man von einem Gatten verlangen kann ... vernünftigerweise, aber es war nie genug.«

Mrs. Parkington dachte: Ich bin neugierig, ob er versuchen wird, mir auf diskrete Art zu sagen, was ich schon weiß. Er schien ganz einfach erstaunt und verständnislos.

»Ich hätte alles mögliche sein sollen, das ich eben nicht bin und nicht sein kann. Ich bin nur ich selbst. In vielen Dingen bin ich gewiß so tüchtig wie andere Leute auch, Mrs. Parkington, aber mit Madeleine und ihren Freunden konnte ich nicht Schritt halten.« Er neigte den Kopf zur Seite und lachte verlegen. »Wissen Sie, ich habe niemals Frauen gekannt wie Madeleines Freundinnen. Ich hatte keine Ahnung, daß es Frauen gibt, die ihrer besten Freundin den Mann ausspannen wollen. Eine von ihnen – vielleicht kennen Sie sie, eine Mrs. Posley – sagte mir kaltlächelnd und geradeheraus«

– das dunkle Gesicht wurde tiefrot – »nein, ich kann vor einer Dame wie Sie nicht wiederholen, was sie sagte. Ich sagte zu ihr: ›Ich habe Sie doch erst gestern kennengelernt!‹ und sie meinte: ›Das tut doch nichts. Ich möchte nur gerne wissen, wie es ist.‹ Und als ich sagte: ›Aber Madeleine ist doch Ihre beste Freundin?‹, da antwortete sie: ›Na, und? Glauben Sie, sie würde mit meinem Mann nicht genau dasselbe versuchen?‹« Die blauen Augen wurden ernst und beschämt. »Wissen Sie, Mrs. Parkington, wir haben ja dort draußen auch ziemlich rauhe Weiber, in Las Vegas, aber etwas Ähnliches wie diese hier habe ich noch nie erlebt.«

Mrs. Parkington hatte die größte Lust zu lachen. Aber sie bezwang sich, lächelte nur und sagte: »Das glaube ich wohl!«

»Als ich schließlich sagte, wir wollten zu unserer Ranch zurückkehren, versetzte Madeleine: ›O nein, keineswegs. Wir werden noch mindestens drei oder vier Wochen in New York bleiben‹, und ich sagte: ›Wer sagt das?‹, und sie entgegnete: ›Ich sage das!‹, und ich sagte: ›Na schön, dann bleibst du eben allein hier.‹ Schließlich haben wir uns fast verprügelt, und ich habe meine Sachen gepackt und bin in ein anderes Hotel gezogen.«

Er sah auf seine Hände nieder. Die großen, harten Finger krampften sich ineinander und zuckten; das war das einzige Zeichen seiner inneren Erregung, aber Mrs. Parkington verstand es zu deuten. Es war die einzige Art, wie er seine Gefühle verriet, Beschämung und Enttäuschung sowie die bittere Gewißheit, daß er zum Narren gehalten worden war und daß Madeleine ihn nur so lange gebraucht hatte, bis ihre Neugierde befriedigt gewesen war. Sein Stolz war ebenso tief gekränkt wie sein Anstandsgefühl.

»Es wird Ihnen guttun, zu Ihrer Ranch zurückzukehren. Es tut mir leid, daß Madeleine sich so benommen hat, aber ich fürchte, ich hätte da auch nicht helfen können. Manchmal denke ich, daß es bei Madeleine krankhaft ist. Vielleicht

wäre etwas anderes aus ihr geworden, etwas Gutes, wenn sie hätte arbeiten oder für eine Familie sorgen müssen – mit all ihrer überschüssigen Energie.«

Mrs. Parkington wußte, daß er in seinem Innersten die Zusammenhänge verstand und daß er wirklich traurig war, weil er Madeleine geliebt hatte und nun einsehen mußte, daß sie ein verlorenes Frauenzimmer war und daß nichts sie vor dem bitteren Ende würde retten können. Man durfte es gar nicht ausdenken.

»Sie glauben wohl nicht, daß sie zurückfinden würde?« fragte er zaghaft. »Glauben Sie, daß irgend etwas sie zu ändern vermöchte?«

»Nein«, entgegnete Mrs. Parkington, »dazu ist es zu spät – es ist zu lange her, daß sie diesen Weg eingeschlagen hat.«

Die ganze Zeit über, während sie zugehört hatte, waren ihre Gedanken mit dem traurigen Schicksal dieser beiden Menschen beschäftigt gewesen, die beide etwas ersehnt und nicht erreicht hatten; beide, auch Madeleine, hatten etwas erhofft und waren enttäuscht worden ... doch neben diesen Gedanken war da ein anderer, der halb unbewußt in ihr entstanden war, im Augenblick, da Al an jenem Weihnachtsabend zu ihr getreten war und »Guten Abend, Ma'am«, gesagt hatte. Es wurde ihr in diesem Augenblick klar, da sie sein ehrliches, gebräuntes Gesicht, die guten blauen Augen und das unruhige Spiel seiner Hände beobachtete. Sie wußte jetzt, was sie sich gewünscht hatte – sie wollte zurückkehren, weit, weit zurück, jenseits aller Triumphe, Tragödien, Erfolge, Bitterkeit und Schönheiten ihres Lebens, zurück zum Anbeginn. Sie hatte das in ihrem Unterbewußtsein schon lange empfunden. Sie hatte unbewußt schon immer nach einem Schlüssel gesucht, der ihr die Tore der Vergangenheit öffnen und ihr gestatten würde, dem Dickicht von Weisheit, Zynismus, Erfahrung und Wissen zu entrinnen, das sie gefangenhielt. Und nun hatte

durch ein Spiel des Zufalls Madeleines unersättliche Gier ihr den Schlüssel geliefert, den sie gesucht hatte. Es war Al, der elend und verletzt ihr gegenübersaß. Al konnte ihr helfen, und vielleicht konnte sie ihrerseits ihm über die tiefe Wunde seines verletzten Stolzes und seiner Enttäuschung hinweghelfen. Sie mochte Al außerordentlich gut leiden. Seit einem halben Jahrhundert war sie keinem ähnlichen Mann mehr begegnet; selbst gute Freunde, wie der Richter und Louis Fletcher, hatten diese wunderbar wohltuende Schlichtheit nicht, die etwas von der guten Selbstverständlichkeit eines netten, treuen Hundes hatte. Einem Mann wie diesem hier war sie eigentlich seit ihrer Jugend in Leaping Rock nicht mehr begegnet. Wer weiß, was aus den anderen seiner Art geworden war, vermutlich waren sie in fremden Lebensumständen zugrunde gegangen. Sie mochte Al immer besser leiden. Er berührte etwas in ihr, das nun schon sehr lange Zeit einsam gewesen war.

»Wann beabsichtigen Sie abzureisen?« fragte sie ruhig.

»Sobald wie möglich. Ich weiß nicht, was ich hier noch mit mir anfangen soll.«

»Ich hege seit langem den Wunsch, Leaping Rock wiederzusehen.«

Er lächelte ihr zu, als verstände er, was in ihr vorging. »Davon ist nicht mehr viel übrig, Ma'am. Ein paar verlassene, zusammengefallene Häuser.«

»Das habe ich erwartet. Es würde mir keine Enttäuschung bedeuten.« Jetzt war sie selbst befangen. Sie mußte sich zusammennehmen, um weiterzusprechen. »Ich habe eine Idee«, sagte sie. »Aber ich bitte Sie, es mir unumwunden zu sagen, wenn mein Vorschlag nicht mit Ihren Plänen übereinstimmt. Ich möchte schon lange eine Reise unternehmen, aber ich konnte mich doch nie dazu entschließen. Ich bin schon so viel herumgekommen in meinem Leben und habe so viel gesehen. Aber jetzt weiß ich, was ich sehen möchte –

ich möchte noch einmal nach Leaping Rock, und ich möchte Ihre Ranch sehen.«
»Das wäre eine große Freude für mich, Mrs. Parkington.
Es wäre vielleicht nicht ganz so bequem, wie Sie es gewohnt sind, aber es ist doch sehr schön.«
»Bequemlichkeit würde ich nicht sehr vermissen. Ich lebe gerne gut, wenn es sein kann, aber ich bin auch ohne das ebenso zufrieden, besonders, wenn sich dadurch ein Wunsch erfüllen läßt.« Sie wandte den Blick ab und fuhr fort: »Aber das ist nicht alles. Ich würde mich sehr freuen, wenn Sie mit mir in meinem eigenen Wagen reisen würden. Es ist ein großes, sehr bequemes Auto. Ich liebe es, rasch zu fahren. Wir würden kaum mehr als eine Woche brauchen. Ich könnte in zwei Tagen reisefertig sein, wenn Sie so lange warten können.«
Ihre Stimme war eifrig und fast bittend, wie die eines schüchternen Kindes; er war davon gerührt und sagte lächelnd: »Oh, gewiß, Ma'am, ich könnte noch zwei Tage warten. Ich möchte sehr gerne mit Ihnen reisen. Ich könnte Ihnen so vieles zeigen, sobald wir mal in die Gegend von Denver und weiter kommen. Ich möchte Ihnen die Gegend zeigen dürfen ... ein herrliches Land.«
Seine Augen waren so leuchtend, daß kein Zweifel an seiner Aufrichtigkeit war. Sie dachte plötzlich: Es ist vielleicht wirklich so, daß Alter nichts mit der Anzahl der Jahre zu tun hat – daß Menschen, die Jahre auseinander sind, gleichen Alters sein können im Geist.
Dann sagte sie: »Vielleicht würden Sie sich weniger einsam fühlen, wenn Sie solange zu mir zögen.«
Doch diesen Vorschlag lehnte er ab, und sie ahnte, daß ihn der Luxus einschüchterte. Wie schrecklich töricht von Madeleine, einen solchen Mann aufzugeben! dachte sie. Aber Madeleine war sowieso verloren. Sie war schon längst keines

vernünftigen Urteils mehr fähig. Sie war bestimmt schon wieder auf der Jagd nach einem anderen Mann.
»Aber Sie werden doch ab und zu zum Essen kommen?«
»Ja, das werde ich gerne tun.«
»Ich könnte Freitag früh reisefertig sein. Ich glaube, wir könnten am ersten Tage bis Pittsburgh kommen.«
»Das würde mir gefallen, Ma'am. Ich finde den ganzen Plan glänzend.« Sein wettergebräuntes Gesicht wurde ernst, und er sagte: »Ich mache mir Sorgen um Madeleine, Mrs. Parkington. Ich möchte ihr irgendwie helfen können. Aber ich weiß nicht wie. Eigentlich kam ich deswegen zu Ihnen.«
Sie überlegte einen Augenblick, was sie ihm darauf am besten antworten sollte. Sie dachte: Er ist so einfach und geradeheraus. Man braucht ihm nichts vorzumachen. Daher sagte sie: »Sie können gar nichts für sie tun. Das einzige, was mir bleibt, ist, dafür Sorge zu tragen, daß ihr Geld gut verwaltet wird, damit sie bis an ihr Lebensende vor Not geschützt ist. Das ist alles, was man tun kann.«
Er erhob sich und sagte: »Es tut mir schrecklich leid, Ma'am. Ich habe zwar auch keinen Ausweg gewußt, aber ich dachte, ich irre mich vielleicht. Es ist ein Jammer.«
Das war es – ein Jammer. Er hatte es ganz einfach und ohne Umschweife ausgesprochen. Ein Jammer, wenn eine Seele so verdorben wurde, wenn die Sucht jedes Anstandsgefühl übertönte, wenn alles Schamgefühl einen Menschen verließ. Und dennoch konnte Madeleine bisweilen so großzügig, so liebenswürdig und verständig sein.
»Wir hatten die Absicht, zurückzukehren, als Ihre Tochter starb«, sagte Al, »aber das Wetter war so schlecht, daß das Flugzeug nicht starten konnte. Es war keine Ausrede. Es gab keine andere Möglichkeit, rechtzeitig zur Bestattung hier zu sein. Ich wünschte, Ihnen das zu erklären.«
»Ich hatte es bereits so verstanden, aber ich danke Ihnen, daß Sie es mir ausdrücklich versichern.«

»Und jetzt will ich gehen. Ich bitte nochmals um Entschuldigung, daß ich nicht erst angerufen habe. Ich habe nicht daran gedacht.«
So war es. Er war ganz einfach hereingekommen, wie seinerzeit die Leute in Leaping Rock zu Besuch zu kommen pflegten. Plötzlich erinnerte sie sich der liebevollen Teilnahme der Nachbarschaft, am Morgen, da ihre Eltern ums Leben kamen.
»Möchten Sie heute abend zum Essen kommen?«
»Ja, gerne, Ma'am.«
»Wir könnten nachher ins Theater gehen, wenn es Ihnen Spaß macht.«
»Das könnte man.«
Es müßte eine musikalische Revue sein, dachte sie.
»Dann wollen wir um sieben Uhr essen.«
»Ich werde pünktlich sein.«
Sie begleitete ihn zur Tür und meinte: »Es war sehr lieb von Ihnen, zu mir zu kommen und mir alles zu erzählen. Wenn Sie nicht gekommen wären, hätte ich Sie womöglich nie wieder gesehen, und das wäre doch schade gewesen.« Sie fügte nicht hinzu, was sie noch dachte: Es wäre ein Jammer gewesen, weil wir uns vom ersten Moment an so gut verstanden haben, und das ist sehr selten im Leben. Es ist etwas, das man wohl behüten muß und wofür man dankbar zu sein hat.
»Fast wäre ich gar nicht gekommen«, sagte er. »Ich fürchtete, Sie würden vielleicht böse sein und nicht richtig verstehen, was geschehen ist. Und plötzlich dachte ich: ›Doch, sie wird es sicher verstehen, besser als sonst irgendwer.‹ Und dann wollte ich Sie doch noch einmal sehen und mich von Ihnen verabschieden. Und darum kam ich.« Er nahm seinen Hut, den eleganten, teuren grauen Filzhut, den Madeleine ihm aufgezwungen hatte und der so schlecht zu seinem wettergebräunten Gesicht paßte.

»Also auf Wiedersehen heute abend um sieben«, sagte er etwas scheu und ging.

Miß Beasely hatte viel zu tun an jenem Morgen; es war mehr, als ihr wirrer Geist zu bewältigen vermochte. Vor allem mußte das ganze Dinner abgeblasen werden. Mrs. Parkington diktierte ihr den Inhalt des Absagebriefes: Sie bedauere, den Empfang bis nach ihrer Rückkehr aus dem Westen verschieben zu müssen; dies aus Gründen, die nicht von ihr abhingen. Und Miß Beasely sollte den Richter und Mr. Fletcher anrufen und ausfindig machen, wann die beiden Herren innerhalb der nächsten achtundvierzig Stunden Zeit haben würden, zu Mrs. Parkington zu kommen. Und es gab Vereine zu benachrichtigen, Schecks für verschiedene Hilfsfonds im voraus auszufüllen und eine Anzahl Einladungen abzulehnen.

Miß Beasely war nicht nur von der Unmenge Aufträge verwirrt, sondern besonders durch die Tatsache, daß eine Dame von vierundachtzig Jahren einfach so ihre Meinung wechseln und ihre Pläne ändern und sich auf eine transkontinentale Autotour begeben konnte, als wäre es eine Spazierfahrt in die Stadt. Sie fiel Mrs. Parkington mit allerhand Bemerkungen auf die Nerven, wie etwa: »Sie sind bewundernswert, Mrs. Parkington!« oder: »Es ist mir unbegreiflich, wie Sie das aushalten!« Dabei wurden ihre trüben Augen glänzend vor innerer Erregung.

Miß Beasely war, wie seinerzeit Harriette Livingstone, eine kriecherische Natur. Sie bewunderte in ihrer übertrieben demütigen Art alle energischen, intelligenten Menschen. Sie war unerträglich, weil sie in ihrer farblosen Seele keinerlei Neid oder Eifersucht hegte; vielleicht hätte das Gegenteil sie weniger langweilig gemacht.

Während Mrs. Parkington diktierte und Anordnungen traf, dachte sie: Wenn ich zurückkomme, muß ich sie loswerden.

Ich kann die bewundernden Blicke ihrer runden Kuhaugen nicht länger ertragen. Aber ich muß etwas ausfindig machen, das sie interessiert und worin sie aufgehen kann, wie Harriette. Das schlimme war, daß es nichts gab, das Miß Beasely aus ihrer ergebenen Apathie aufrütteln konnte.
Als sie mit Miß Beasely fertig war, mußte sie mit Hicks die näheren Einzelheiten der Fahrt besprechen. Er war entzückt von dem Plan. Er sagte: »Meine Frau und Johnny können zu meiner Schwiegermutter nach Trenton gehen. Den Besuch wollten sie schon lange machen.«
»Ist der Tourenwagen in Ordnung?« fragte sie.
»Tadellos in Form«, sagte er stolz. »Sofort startbereit.«
»Viel Gepäck werden wir nicht mitnehmen, drei oder vier Handkoffer, und die Hunde.«
Ein Schatten glitt über Hicks' Gesicht bei der Erwähnung der Hunde. Nicht, daß er sie gehaßt hätte, aber sie bellten immer zur Unzeit, und manchmal stürzten sie sich auf seine Hosenbeine. Er hatte sie schon seit langem zu ertragen versucht, denn sie waren wirklich das einzige, das seine Ergebenheit für Mrs. Parkington minderte.
Fast entschuldigend sagte sie: »Ich muß sie mitnehmen, Hicks. Ich kann sie unmöglich ohne Pflege hierlassen, das wissen Sie doch!«
»Gewiß, Mrs. Parkington«, antwortete er kleinlaut.
Mattie war leidenschaftlich erregt von der Nachricht. Sie war, wie ihre Herrin und all ihre Vorfahren, der geborene Weltenbummler. Die Aussicht auf eine Reise, mochte sie noch so schwierig sein, fachte all ihre Lebensgeister an und verjüngte sie um Jahre. Auf Reisen wußte man nie, was geschehen konnte; zu lange schon hatte sich ihr Leben in geordneten Bahnen zwischen vier Mauern abgespielt.
Auch die Köchin und Taylor freuten sich; weniger wegen der Ferien, die sie dadurch bekamen, als weil ihre geliebte Herrin nun endlich zu einer so sehr notwendigen Aus-

spannung kam. Nicht daß sie gealtert oder krank erschien, nur war sie zeitweise müde und geistesabwesend. Und sie fürchteten den Tag, da Mrs. Parkington die Augen schließen würde, denn sie wußten nur zu gut, daß sie auf der ganzen Welt nie wieder so eine gute Stelle finden würden, wo sie so restlos glücklich und heimisch sein könnten, wo sie zu allem gehörten, was im Hause war, und wo alles, was ihnen begegnete, ebenso wichtig genommen wurde wie das, was ihrer Herrin geschah. In ihren Herzen wünschten sie, Mrs. Parkington möchte immer und immer weiterleben, denn sie war ihre beste Freundin, und mit ihr würde etwas auf ewig Unersetzliches aus ihrem Leben gehen. Und sie wußten auch, daß so, wie die Dinge sich jetzt in der Welt anließen, die Zukunft nicht mehr viel Raum für Frauen wie Mrs. Parkington haben würde. Sie war gewissermaßen die letzte Überlebende einer untergegangenen Welt – einer Welt, die ihnen alles bedeutete, Würde, Sicherheit und Kraft. Und sie wußten auch, daß sie großes Glück gehabt hatten, einer solchen Frau zu begegnen. Taylor selbst war es, der sich eines Tages herabließ, in gewöhnlichen Worten kundzutun, daß Mrs. Parkington alle Antworten wisse.

Die Köchin würde während Mrs. Parkingtons Abwesenheit zu ihrer verheirateten Schwester zu Besuch gehen und Taylor nach Nordkarolina zu einem Vetter, der Farmer war.

Mary Jenney, Janies und Jacks Amme, und deren Mann würden das Haus besorgen. Daß Mrs. Parkington eine Reise unternahm, war nicht alles. Der ganze Haushalt wurde gelockert und bekam Ferien, eine ganze kleine Welt geriet in Bewegung.

Nach und nach wurde alles erledigt; nur das Testament war noch nicht gemacht. Während Mrs. Parkington einen Punkt nach dem anderen von der Liste strich, auf der stand, was Miß Beasely und sie selbst zu erledigen hatten, fühlte sie sich

immer froher und jünger werden. Sie mußte noch wegen der an Janie und Ned nachzusendenden Post an Molly Roadney in Aiken schreiben. Und viele kleine Fäden galt es zu lockern, die sie Tag um Tag festgebunden hatte in Vereinen und Komitees und Versammlungen; das sollten nun andere übernehmen.
Manchmal glich ihr Leben in auffallender Weise dem Leben ihres ganzen Landes – seine Buntheit, seine Vielgestalt, seine Phantasien, seine Möglichkeiten, seine Tragödien waren wie eine Miniaturgeschichte der großen reichen Nation, die sie je und je über alles geliebt hatte. Nun würde vielleicht etwas, das dem ähnlich sei, was Al in ihrem Leben bedeutete, kommen und das Land befreien, wie Al sie befreit hatte, es retten und ihm den Weg weisen, der zurückführte zur Einfachheit aller Dinge, aus der Kraft und Weisheit und Geist neu aufleben und vielleicht siegen könnten über alle Unklarheiten, Enttäuschungen, Ängste, Nöte und zerstreuten Hoffnungen.

Donnerstag abend kamen der Richter und Louis Fletcher zum Essen. Es war ein erstklassiges Dinner, denn die Köchin hatte ihr Bestes getan, und sie unterhielten sich gut über Politik, über Neurosen, medizinische Fragen und Krieg, denn hier waren drei Menschen beisammen, die noch wußten, was Konversation bedeutet, drei Menschen, die für sich und andere gut gelebt und gesorgt hatten, die gerecht und ehrlich und verantwortungsbewußt waren. Sie hatten vor allen Dingen den Hauptfehler der meisten Amerikaner zu vermeiden gewußt, den der Selbsttäuschung. So gehörten sie dem kleinen erlesenen Kreis an, der das innerste Wesen der Dinge zu erschauen vermochte und der Schönheit des Geistes huldigte. Es war in jeder Beziehung einer jener seltenen Abende, da das bloße Atmen, Denken und Aussprechendürfen das ganze Daseinsbewußtsein zu einer

Sphäre hebt, die vielleicht eines Tages der ganzen Menschheit zugänglich sein wird. Und Mrs. Parkington, die dies alles mit intensiver Klarheit erkannte und genoß, stellte fest, daß die Grundlage zu dieser Beglückung in der Einfachheit lag. Eingebildete, anspruchsvolle Menschen hatten in dieser ihrer Welt keinen Raum. Sie beobachtete die beiden Männer, die sie nun schon so lange Jahre kannte, und es wurde ihr das letzte Geheimnis ihres besonderen Reichtums bewußt – daß sie nämlich zutiefst in ihrem Herzen nicht viel anders waren als Al. Vielleicht hatten die Umstände sie mit einer größeren Intelligenz ausgestattet, und die größeren Möglichkeiten und Erfahrungen hatten ihnen die Weisheit beschert, die ausschließlich aus Erfahrung entstehen kann, aber das alles wäre nutzlos und tot ohne die Reinheit und Güte eines einfachen, starken Herzens.

Nach Tisch, im kleinen Salon sitzend, sagte sie: »Es wird spät, und ich denke, wir wollen lieber sofort an die Sache herangehen, über die ich mit Ihnen beiden zu sprechen wünsche. Ich möchte, bevor ich auf Reisen gehe, ein neues Testament machen.«

Beide Männer fühlten, was in ihr vorging, aber da sie nicht wußten, was sie dazu bemerken sollten, zogen sie es vor, zu schweigen und ihre weiteren Ausführungen abzuwarten.

»Im Laufe des letzten Jahres sind mir eine Menge neue Ideen durch den Kopf gegangen, die möchte ich jetzt ausführen.« Sie stand auf und holte aus einer Schublade einige Bogen Papier und einen Bleistift, die sie dem Richter gab. »Ich will euch erklären, was ich im Sinne habe, und Sie können es ins reine bringen und bereithalten, bis ich aus dem Westen zurückkehre. Und ich will nicht unterbrochen werden, um mir sagen zu lassen, daß ich verrückt oder phantastisch handelte. Ich habe mir das alles sehr lange und sehr sorgfältig überlegt. In gewissem Sinne bin ich mein Leben

lang diesem Ziel entgegengegangen. Es ist mir nur erst in letzter Zeit klargeworden.«
Dann wandte sie sich an Louis Fletcher, lachte und sagte: »Sie haben vermutlich keine Ahnung, welche Rolle Ihnen in dieser Angelegenheit zugedacht ist!«
Fletcher lächelte: »Nein, Susie. Wie soll ich das wissen? Ich bin kein Rechtsanwalt.«
»Ich wünsche, daß Sie amtlich feststellen, daß ich in vollem Besitz meiner geistigen Fähigkeiten, bei vollem Verstand und in keiner Weise unter fremdem Einfluß handle. Davon sind Sie doch überzeugt, oder?«
»Ich habe nie jemand bei klareren Sinnen und besser bei Vernunft gesehen.«
»Gut. Dann können wir also anfangen. Sind Sie bereit, Everett?«
»Jawohl, Susie.«
Sie nahm ein kleines Blatt Papier, das sie zugleich mit den Bogen und dem Bleistift aus der Schublade genommen hatte, und warf ab und zu einen Blick darauf.
»Da ist vor allen Dingen die Familie – das heißt, Madeleine und Helene sowie Helenes Kinder. Ich möchte ein mündelsicheres Kapital hinterlegen, das Madeleine und Helene ein lebenslängliches Jahreseinkommen von dreißigtausend garantiert.« Sie sah zu ihrem Anwalt auf und gewahrte sein Erstaunen. »Ja, ich denke, das ist richtig. Mit dreißigtausend können sie auskommen. Wenn ich ihnen einfach alles hinterlasse, werden sie in kürzester Zeit überhaupt nichts mehr besitzen, und keine von ihnen wäre fähig, auch nur fünfzehn Dollar die Woche zu verdienen, wenn sie arbeiten müßte. Amory ist erledigt. Er wird nie wieder etwas erreichen, selbst wenn die Leute ihm noch einmal vertrauen sollten. Also muß man vorsorgen. In gewissem Sinne sind alle drei völlig nutzlose Glieder der Gesellschaft. Ich behaupte nicht, daß es ihre eigene Schuld ist. Es ist zum Teil meine und Gus'

Schuld und die Schuld der Epoche, in welcher sie herangewachsen sind. Alles hat sich verschworen, um sie unbrauchbar zu machen. Es war eine schlimme, betrügerische Zeit. Mit dreißigtausend jährlich sind sie in der Lage, sehr anständig zu leben, ohne auf große Dummheiten zu verfallen. Sie sehen doch ein, daß Helene und Amory bedeutend mehr als das bekommen. Denn ich habe allein an entwendeten Geldern annähernd siebenhunderttausend Dollar zurückerstattet. Haben Sie das notiert?«

»Ja«, antwortete der Anwalt.

»Sind Sie damit einverstanden?«

»Sie werden nicht sehr zufrieden sein, wenn man bedenkt, welche Riesenerbschaft sie erwarten.«

»Das ist mir gleichgültig. Wenn ich der Ansicht wäre, sie wüßten auch nur im geringsten, wie man mit all dem Geld umzugehen hat, würde ich anders handeln. Nein, es soll für sie gesorgt werden, aber es darf ihnen kein Vermögen anvertraut werden. Sie haben keine Ahnung, wozu Geld da ist und wie man es zu verwenden hat.«

Sie drehte den kleinen Zettel um. »Und Jack will ich zehntausend jährlich überschreiben. Er hat ein kleines Vermögen von der Blairschen Seite. Vielleicht braucht er es nicht. Vielleicht wird doch noch etwas aus ihm. Ich weiß es jetzt noch nicht, und möglicherweise sterbe ich, ohne es zu erfahren. Er ist ein schwacher Nachkömmling ... verworren und verstört. Er begreift nicht, was rings um ihn geschieht, er weiß nicht, wohin er gehört, und es ist nicht einmal seine Schuld. Er ist immer ziel- und wurzellos gewesen. Es gibt viele junge Amerikaner wie Jack.«

Sie bemerkte, wie Everetts Augenbrauen zuckten, und erhaschte einen belustigten, neugierigen Seitenblick. Louis Fletcher lächelte, als hielte er bereits den Schlüssel zu dem, was sie vorhatte.

»Nun wegen Janie ...«, sagte sie, »Janie will ich einstweilen

gar nichts vermachen ... für die nächsten fünfzehn Jahre nichts; bis dahin wird alles gut sein. Sie wird das Vergnügen gehabt haben, in Zusammenarbeit mit dem jungen Mann, den sie heiraten will, ein eigenes Leben aufzubauen. Bis dahin wird sie wissen, was es heißt, sein Leben selber zu verdienen. Es wird ihr nicht von vornherein alles vergällt, Arbeit, Opfer, Sparsamkeit und der gesunde Begriff der Wirklichkeit. Bis dahin wird sie wissen, wie der Alltag aussieht und die Menschen, die in ihm leben. Sie wird um die Dinge wissen, die nicht mit Geld zu kaufen sind, um jene Dinge, die zu finden der Geldbesitz sie hindern würde.«

Sie wandte sich plötzlich an Louis Fletcher. »Sie sind doch so wortgewandt, Sie werden dem, was ich zu sagen wünsche, die richtige Formulierung geben. Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie den Paragraphen, der Janie betrifft, schreiben wollten. Sie wird wissen, was ich damit meine. Wir sprachen schon darüber. Sie verstehen doch, was ich auszudrücken versuche, nicht wahr, Louis, Sie verstehen?«

»Vollkommen ... glaube ich«, antwortete er ernst. Sie hatte gewußt, daß er sie verstehen würde.

Sie wandte sich wieder an Richter Everett. »Ich möchte für Janie ein Kapital sicherstellen, das ihr dreißigtausend jährlich garantiert, aber nicht jetzt schon ... nicht ehe sie etwa vierzig Jahre alt ist. Dann soll sie das Verfügungsrecht über die ganze Summe erhalten, denn bis dahin wird sie gelernt haben, wie man mit Geld gewissenhaft umzugehen hat.«

Ihr kleines Gesicht bekam einen fast strengen Ausdruck. »Ihr müßt begreifen: Janie ist die einzige, für die es sich überhaupt lohnt, etwas zu tun. Auch sie ist noch wirr, aber sie sucht ehrlich ihren Weg. Und dieser junge Ned hat Kopf und Herz auf dem rechten Fleck.«

Sie dachte an die beiden, während sie sprach; nun waren sie irgendwo unterwegs nach San Francisco vereint, wie es

von Gott gewollt war. Und wieder fühlte sie im Herzen den kleinen Stich, wie Neid, weil vor den beiden noch all das lag, was für sie nun Vergangenheit war.
Everett stellte fest: »Wenn ich Sie recht verstanden habe, wünschen Sie, daß das Kapital gleich nach Ihrem Tode sichergestellt und die Zinsen kapitalisiert werden, bis Janie vierzig ist.«
»Ja, ja. Genau das.«
»Und wenn ihr etwas zustoßen sollte?«
»Dann geht es an ihren Gatten und ihre Kinder, falls welche da sind.«
Mr. Everett hatte die ganze Zeit fein säuberlich Zahl an Zahl auf sein Blatt Papier gereiht. Nun blickte er zu ihr auf und sagte: »Und was hat mit dem ganzen Rest zu geschehen? Es ist noch immer ein enormes Vermögen übrig.«
»Wieviel?«
»Nach der letzten Abrechnung und Schätzung – im Januar – betrug der Gesamtwert ungefähr siebenundvierzig Millionen Dollar.«
Sie lächelte. »Ja, das ist allerdings eine Unmenge Geld ... so viel, daß es mir nichts bedeutet. Seit langer Zeit schon, seit über fünfzig Jahren, habe ich keine Beziehung mehr zum Geld. Ich wußte, daß immer alles da war, was ich nur wünschen konnte, mehr als ich jemals ausgeben konnte, selbst bei Gus' zunehmender Verschwendungssucht. Manchmal allerdings hat es mich erschreckt. Es schien mir gottlos und sündhaft. Aber jetzt mache ich mir keine Gedanken mehr darüber. Nach Gus' Tod habe ich nicht mehr viel gebraucht. All das, wofür Gus viel Geld ausgab, war für mich ohne Interesse. Ich tue nichts als weitergeben und weitergeben, und nach meinem Tode soll alles dorthin zurückfließen, woher es kam.«
»Und wohin wäre das?«
»Zurück zum Lande selbst. Gus hat viel Gutes getan, aber

er hat noch mehr Unrecht getan. Er hat geraubt und geplündert.«
»Wie gedenken Sie das auszuführen?«
»Das weiß ich eben nicht. Darum brauche ich euren Rat. Es ist tatsächlich eine schwierige Aufgabe, vierzig oder mehr Millionen an den Mann zu bringen.«
Der Anwalt nahm einen Schluck Kognak und meinte: »Das einfachste wäre wohl, eine Stiftung zu gründen ... eine Parkington-Stiftung, zu Gus' und Ihrem Gedächtnis.«
Ihr Ausdruck wurde ernst, ihre Stimme hart. »Nein, gerade das will ich nicht tun. Ich wünsche, daß es ohne Gedenktafeln und ohne Aufsehen zurückfließt. Ich habe nicht die Absicht, nach so langen Jahren die Legende in die Welt zu setzen, Gus sei ein großer Sohn Amerikas gewesen, der sein Leben für das Wohl seines Vaterlandes geopfert habe. Gus hat bestimmt viel Gutes getan, aber das meiste davon geschah unabsichtlich. Er dachte immer zuallererst an sich, in seiner Jagd nach Reichtum und Macht, genau wie alle anderen erfolgreichen Männer seiner Zeit. Ich habe nicht den Wunsch, sie reinzuwaschen. Seine Partner haben es versucht, damals, als sie nach seinem Tode einen Schriftsteller auftrieben, der für viel Geld seine Biographie schrieb und einen Heiligen aus ihm machte. Ich habe das Geschmiere nicht lesen mögen. Mir wurde übel davon. Wäre Gus dem wirklich ähnlich gewesen, ich hätte es nicht vierzig Jahre mit ihm ausgehalten. Einen so frommen Gatten hätte ich nach kurzer Zeit verlassen. Ich habe zu Gus gehalten, weil er ein Taugenichts gigantischen Ausmaßes war und weil er faszinierend wirkte und weil ich in ihn verliebt war bis zuletzt.«
Sie lachte in sich hinein. »Ach, Sie wissen ja, wie zutreffend das alles ist, Everett. Ich habe übrigens mit angehört, wie Sie selbst ihm die Wahrheit sagten, eines Nachts, vor vielen, vielen Jahren, in unserem Haus in Newport. Vielleicht erinnern Sie sich nicht mehr. Das war, als Sie zum erstenmal

in Ihrer Eigenschaft als Rechtsanwalt zu ihm kamen. Wir hatten zusammen gespeist ... nur wir drei, und hernach gingt ihr in die Bibliothek zu einer Unterredung, aber das Fenster stand offen, und ich konnte auf der Veranda jedes Wort hören.«

Der Richter lächelte. »Ich erinnere mich jener Nacht noch gut, weil ich damals dachte: Wenn ich es ausspreche, dann verliere ich entweder meine Stellung, oder Gus Parkington und ich werden uns verstehen und gut miteinander auskommen. Das dachte ich in jener Nacht. So wie er lebt, wird er guten Rat brauchen. Vielleicht kann ich ihn vor Schwierigkeiten bewahren, und wenn es nur seiner reizenden Gattin Susie zuliebe wäre, die ich ganz bezaubernd finde.« Lachend fuhr er fort: »Ich hatte natürlich keine Ahnung, daß Sie lauschten. Später, als ich Sie besser kannte, wußte ich, daß da, wo Sie sind, selbst die Wände Ohren haben. Gus mochte ich gut leiden, trotz allem, was ich von ihm wußte. Und darum habe ich bis zuletzt zu ihm gehalten. Männer wie Gus gibt es überhaupt nicht mehr.«

»Dann verstehen Sie auch«, sagte Mrs. Parkington, »was ich meine, wenn ich sage, daß Gus, mit Bezug auf die Öffentlichkeit, nicht verherrlicht zu werden braucht, aber daß ich persönlich und im engsten Zusammenleben ihn immer und immer geliebt habe. Ich denke, er oder ich oder wir beide waren, was man ›gespaltene Persönlichkeit‹ nennt.« Sie wandte sich an Louis Fletcher. »Stimmt's, Louis?« – »Gespalten«, erwiderte Louis, »in viele Stücke gespalten, beide.«

»Was wir wissen, wissen wir«, fuhr Susie fort, »aber das ist noch kein Grund, um kommenden Generationen vorzumachen, Gus sei ein Heiliger gewesen und seine Zeit der Höhepunkt amerikanischer Zivilisation. Davon gibt es bereits mehr als genug, viel zu viele Stiftungen und Gründungen zum Gedächtnis an Räuber wie Gus, die zeitlebens rücksichtslos und unbarmherzig waren. Ich bezweifle, daß

ihnen diese Heiligsprechungen etwas nützen. Ernste Historiker werden die Tatsachen gewissenhaft nachprüfen und sind nicht käuflich wie gewisse Schreiberseelen.« Sie nippte an ihrem Glas und meinte: »Wir schweifen ab. Kehren wir zu unseren Geschäften zurück. Etwas möchte ich dem Symphonieorchester hinterlassen und etwas dem St.-Marien-Spital und der MacKenzie-Siedlung, und für Harriettes Hunde- und Katzen-Asyl muß auch gesorgt werden, solange es mit Geld zu machen ist. Für den Rest möchte ich, daß Sie und Louis mir eine Liste der Dinge und Institutionen aufstellen, für die es am angebrachtesten wäre und die es am nützlichsten verwenden würden, um Gutes damit zu tun. Etwas von dem Geld möchte ich dazu verwendet wissen, zwei grundlegende heuchlerische Irrtümer der Amerikaner aufzuklären: daß Geldmacherei eine edle und vornehme Sache sei und daß Automobile und Wasserspülung identisch seien mit dem, was man Kultur nennt. Ihr beide könnt euch das ausdenken. Ihr habt darin mehr Erfahrung als ich. Wenn ihr es klug anpackt, wird Gus' Geld letzten Endes doch noch Gutes stiften. Seiner eigenen Familie hat es siebzig Jahre lang mehr geschadet als genützt. Die Liste könnt ihr mir schicken. Ich werde euch ab und zu meine Adresse telegrafieren. Ich werde dann die Liste gutheißen oder einige Änderungen daran vornehmen, wenn ich es für nötig halte. Aber ich wünsche, daß die Legate so anonym wie möglich gemacht werden.«

Louis Fletcher lächelte. »Glauben Sie wirklich, daß die Zeitungen Sie bei Ihrem Tode so leichten Kaufs davonkommen lassen? Ihr ganzes Leben ist zu spannend und interessant.«

»Nein, ich fürchte, ich darf nicht hoffen, daß man mich einfach sterben läßt und stillschweigend begräbt, aber ich hoffe, ihr werdet euch bemühen, es so still wie möglich zu machen. Ich möchte nur einfach sterben, verbrannt und ohne viel Aufhebens neben Gus beigesetzt werden.«

Die prunkhafte öffentliche Bestattung ihrer Tochter fiel ihr ein, und all die Geister der Vergangenheit, die sich da Rendezvous gegeben hatten, und mit einem Seufzer fügte sie hinzu: »Eine Trauerfeier wird ja wohl unvermeidlich sein, Helenes wegen, aber bitte, macht es kurz und würdig. Setzt das auch ins Testament.«

Plötzlich mußte sie lachen. »Ich glaube übrigens, das ist gar nicht so wichtig. Ich kann mich erinnern, als Mrs. Ogden darauf bestand, daß Herbert richtiggehend getauft würde, da sagte Gus: ›Dem Kind kann es nicht schaden, und vielen Leuten wird es Spaß machen.‹ Vielleicht bin ich egoistisch.«

Louis Fletcher stimmte in ihr Lachen ein. »Lassen Sie ihnen das Vergnügen. Im übrigen werden Sie vermutlich uns beide noch begraben, dann können wir ja nichts mehr sagen.«

»Wer weiß?« Sie sah auf ihre Armbanduhr. »Sind Sie sich über alles im klaren, Everett?«

»Ich denke schon. Ich werde Ihnen den Entwurf zur Begutachtung schicken.«

»Dann wird es das beste sein, wir gehen jetzt zu Bett. Ich habe eine lange Reise vor.«

Die Herren erhoben sich. Louis Fletcher lächelte vor sich hin und sagte: »Etwas möchte ich Sie noch fragen.«

»Ja, bitte?«

»Gehen Sie nach Leaping Rock?«

»Ja, natürlich. Warum?« Ihre Stimme verriet etwas Ungeduld, als hätte man ihr ein Geheimnis entrissen.

»Ich wußte, daß Sie dorthin zurückkehren müßten, ehe Sie sterben.« – »So! Also bin ich für Sie auch ein Studienobjekt?« –

»Ja«, entgegnete Fletcher ernst, »jeder Mensch muß das sein.«

Sie schwieg einen Augenblick und meinte dann schalkhaft: »Als Hellseher hätten Sie bestimmt Erfolg gehabt.«

»Bestimmt. Und Sie auch. Wir sind gewissermaßen immer Kollegen gewesen, Sie allerdings mehr als Amateur.«

Der Richter fühlte sich ausgeschlossen und unterbrach

Fletcher: »Gute Nacht, Susie. Und vielen Dank für das vorzügliche Essen und den unterhaltsamen Abend.«
»Grüßen Sie Margarete. Hoffentlich begreift sie, daß dieser Abend geschäftlich und nicht gesellschaftlich war.« Und zu Fletcher gewandt: »Bitte, richten Sie Ihrer Gattin dasselbe aus.«
Als die Herren gegangen waren, stieg Mrs. Parkington langsam die Treppe hinauf. Nun war alles klar und ordentlich abgewickelt, fast alles, mit Ausnahme von Amorys Prozeß. Sie seufzte. Alles würde wohl nie restlos abgewickelt und geordnet sein bis zu ihrem Tod.
Mattie erwartete sie und fragte: »War es ein angenehmer Abend, Mrs. Parkington?«
»Sehr angenehm, Mattie. Ist alles gepackt und bereit?«
»Ich bin seit vier Uhr mit allem fertig.«
»Das ist gut. Nun geh zu Bett und schlafe, und wecke mich morgen früh beizeiten. Wir müssen sehr früh abfahren, wenn wir bis zum Abend Columbus erreichen wollen. Mr. Swann hat es eilig, zu seiner Ranch zurückzukehren, und Hicks fährt nicht gerne über fünfzig. Es macht ihn nervös.«

LOUIS BROMFIELD

wurde in seinem sechzig Jahre währenden Leben – geboren am 27. 12. 1896 in Mansfield (Ohio), gestorben am 18. 3. 1956 in Columbus (Ohio) – schon dreißigjährig Liebling seiner amerikanischen Leser. »The Green Bay Tree« (Das Leben der Lily Shane, 1954) war 1924 der erste große Publikumserfolg, dem in aller Welt eine große Zahl weiterer folgen sollte. Vorausgegangen war nach dem Schulabschluß der Wunsch, wie sein Vater Farmer zu werden. Die Erlebnisse des Ersten Weltkriegs aber veränderten die Lebensvorstellungen und -erwartungen des jungen Bromfield so einschneidend, daß er zunächst als Musik- und Theaterkritiker für eine New Yorker Zeitung und wenig später als freier Schriftsteller zu arbeiten begann. Der zweite große Roman, »Early Autumn«, 1926 (dt. als »Olivia Pentland«, 1932 und »Früher Herbst«, 1958, bekanntgeworden), wurde mit dem Pulitzerpreis ausgezeichnet und begründete seinen Weltruhm als Erzähler. Von einem mehrjährigen Aufenthalt in Frankreich und Indien kehrte Bromfield noch knapp vor dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges in seine Heimat zurück und begann in der Nähe seines Geburtsortes eine Musterfarm aufzubauen, die ihn auch auf dem ursprünglich einmal gewählten Gebiet noch Anerkennung finden ließ. Sein Leben als Schriftsteller wie als Landwirt erfüllte und befriedigte ihn so sehr, daß es – wie viele andere Geschehnisse seines Daseins – ebenfalls Inhalt eines Romans wurde, der 1943 mit dem Titel »Pleasent Valley« (Tal meiner Sehnsucht, 1946) erschien. Zu den bekanntesten Werken dieses wohl beliebtesten zeitgenössischen

Erzählers Amerikas zählen auch »Possession«, 1925 (Die Besessenen, 1957); »The Strange Case of Miss Annie Spragg«, 1928 (Der Fall Annie Spragg, 1951); »A Good Woman«, 1929 (Welch eine Frau, 1956); »The Man Who had Everything«, 1935 (Der Mann, der alles hatte, 1940); »The Rains Came«, 1937 (Der große Regen, 1939); »Night in Bombay«, 1939 (Nacht in Bombay, 1941); »Wild Is the River«, 1941 (Traum in Louisiana, 1943); »The World We Live in«, 1946 (So ist die Welt, 1946); »Mr. Smith«,1951.

Daß in diesem umfassenden Werk ein Roman wie »Mrs. Parkington«, 1943 (Nach einem langen Tag, 1959) enthalten ist, kann nicht verwundern, denn wie kaum ein anderer Schriftsteller der Gegenwart wurzelt Bromfield in seiner Heimat. In »Nach einem langen Tag« durchmißt er das Werden seines Landes und Volkes durch Generationen hin und rückt wohl vor allem durch sein Einfühlungsvermögen und durch seine Liebe, die seine Aussage mit blutwarmem Leben erfüllen, sich und Amerika uns Europäern näher.